

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

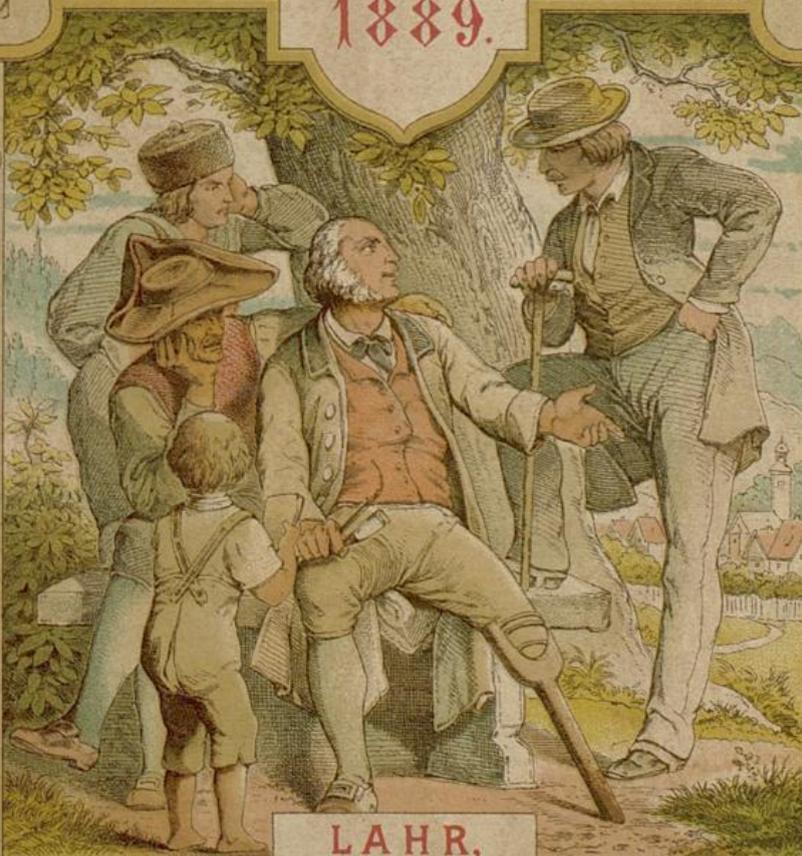
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1889

urn:nbn:de:bsz:31-62042



LAHR,

Druck und Verlag von **J. H. Geiger** Moritz Schauenburg,

C. Schouren, fec

f. Re

Der Kalender enthält als Beigabe 2 Karten aus
Schauenburgs malerischem Volksgatlas
 und zwar die Sektionen Osterode und Offenburg.

07
A 22, 1889

1943 Nr. 1246

OZ
A 22, 1889





Meine Kräfte gehören dem Vaterlande.

Wilhelm

Großer
Volks-Kalender

des

Lahrer Hinkenden Boten

für das Jahr

1889.

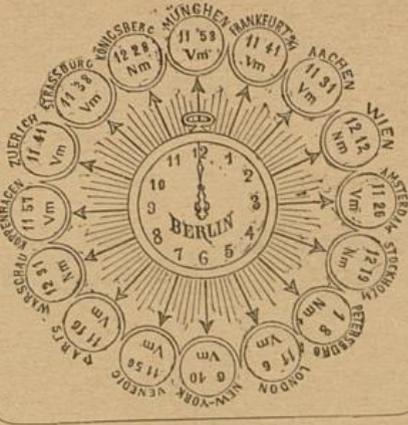
Lahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)



Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

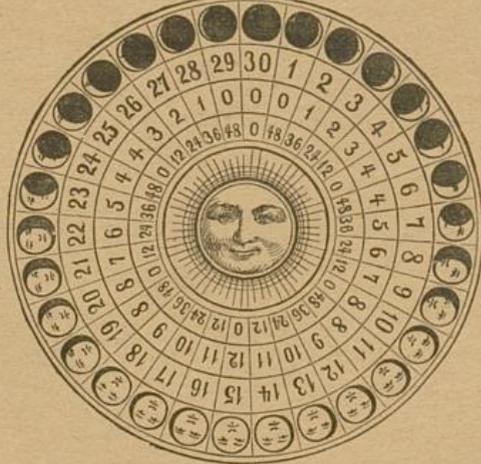
(Nach dem gregorianischen Kalender.)
 Die goldene Zahl ist 9.
 Die Epacte XXVIII.
 Der Sonnenzirkel 22.
 Zinszahl der Römer 2.
 Der Sonntagsbuchstabe F.
 Das Jahr 1889 ist ein gemeines Jahr von 365 Tagen.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 23.
 Septuagesimä 17. Februar.
 Aschermittwoch 6. März.
 Ostersonntag 21. April.
 Himmelfahrt Christi 30. Mai.
 Pfingstsonntag 9. Juni.
 Trinitatissonntag 16. Juni.
 Fronleichnamfest 20. Juni.
 Erster Adventsonntag 1. Dezember.
 Von Weihnachten 1888 bis Herrenschaftsmacht 1889 sind es 9 Wochen 5 Tage.
 Die vier Quatember: 13. März, 12. Juni, 18. September, 18. Dezember.

Stand der Uhren verschiedener Städte, wenn es in Berlin 12 Uhr mittag ist.



Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite giebt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.



- Der Neumond ☾
- Das erste Viertel ☽
- Der Vollmond ☽
- Das letzte Viertel ☾
- Stunde vorm. v.
- Stunde nachm. n.
- Himmelszeichen.**
- Widder ♈
- Stier ♉
- Zwillinge ♊
- Krebs ♋
- Löwe ♌
- Jungfrau ♍
- Waage ♎
- Skorpion ♏
- Schütze ♐
- Steinbock ♑
- Wassermann ♒
- Fische ♓

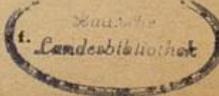
Die Aspekten.

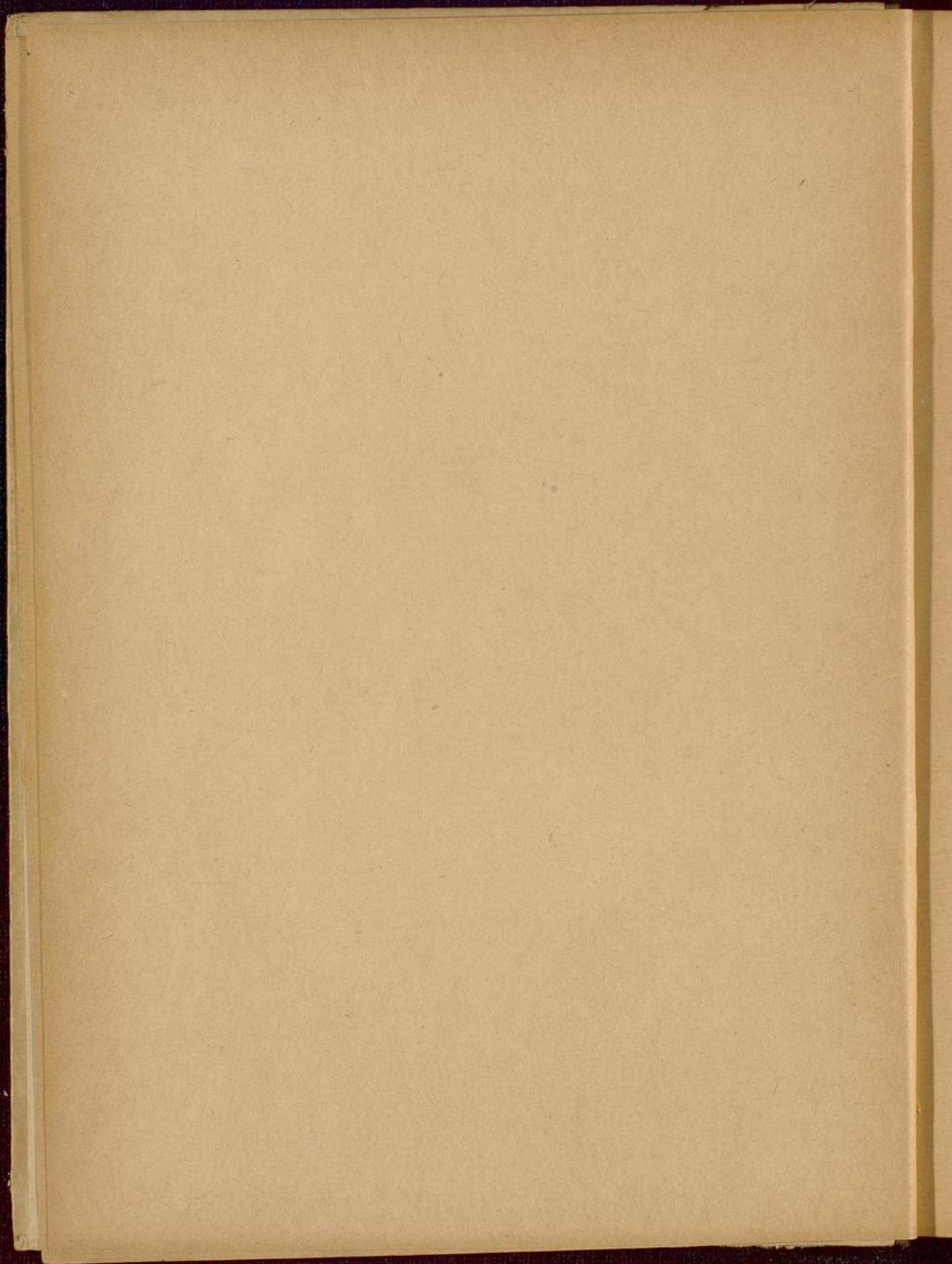
- Zusammenkunft ☉☽
- Gegenschein ☉☽
- Dritterschein ☉☽
- Vierterschein ☉☽
- Sechsterschein ☉☽
- Aufsteig. ☾
- Absteig. ☽
- Himmelskörper.**
- Sonne ☉
- Mond ☾
- Merkurius ☿
- Venus ♀
- Mars ♂
- Jupiter ♃
- Saturnus ♄
- Uranus ♅

Kalender der Juden.

Das 5649. Jahr und der Anfang des 5650. Jahres.		1889. Neumonde und Feste.		1890. Neumonde und Feste.	
3. Jan.	1. Schebat des Jahres 5649.	31. Mai.	1. Sivan.	10. Okt.	15. Tischri. Laubhüttenfest.*
2. Febr.	1. Adar.	5. Juni.	6. " Woch.-o. Pfingstf.*	11. "	16. " Zweites Fest.*
15. "	14. Klein Purim.	6. "	7. " Zweites Fest.*	16. "	21. " Palmenfest.
4. März.	1. Beadar.	30. "	1. Thamus. [Eroberung.	17. "	22. " Versammlung o. Laubhütten-Ende.*
14. "	11. " Fasten-Esther.	16. Juli.	17. " Fasten. Tempel-	18. "	23. " Gesezesfreude.*
17. "	14. " Purim o. Hamansf.	29. "	1. Ab. [brennung.	26. Okt.	1. Marcheshwan.
18. "	15. " Schuschan-Purim	6. Aug.	9. " Fasten. Tempel-Ver-	24. Nov.	1. Kislev.
2. April	1. Nisan. [Anfang.*	28. "	1. Elul.	28. Dez.	25. " Tempelweide.
16. "	15. " Passah o. Osterfest	Das 5650. Jahr.			
17. "	16. " Zweites Fest.*	26. Sept.	1. Tischri. Neujahresfest.*	24. "	1. Tebet. [Jerusalem.
22. "	21. " Siebentes Fest.*	27. "	2. " Zweites Fest.*	2. Jan.	10. Tebet. Fast. Belagerung
23. "	22. " Passah-Ende.*	29. "	4. " Fasten-Gedaliah.	22. "	1. Schebat.
2. Mai.	1. Sjar. [Schülerfest	5. Okt.	10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*		
19. "	18. " Lag Bomer oder				

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.





Des Hinkenden Neujahrsgruß.



Aufs neue ging ein Jahr dahin
Auf Nimmerwiederkehr.
Manch Tröpflein floß den Rhein hinab
Ins weite, weite Meer.
Manch Thränlein, das die Freude schuf,
Mag mitgeflossen sein,
Und manche Zähre herb und schwer
Kann auch wohl zwischendrein.

Nun steigt ein neues Jahr herauf
Im Jugendmorgenglanz.
Ude! ihr stolzen Schwarzwaldhöhn
Mit euerm grünen Kranz.
Der Hinkende nimmt seinen Stab
Und seinen alten Hut,
Zu ziehen in die Welt hinaus
Mit frischem Wandermut.

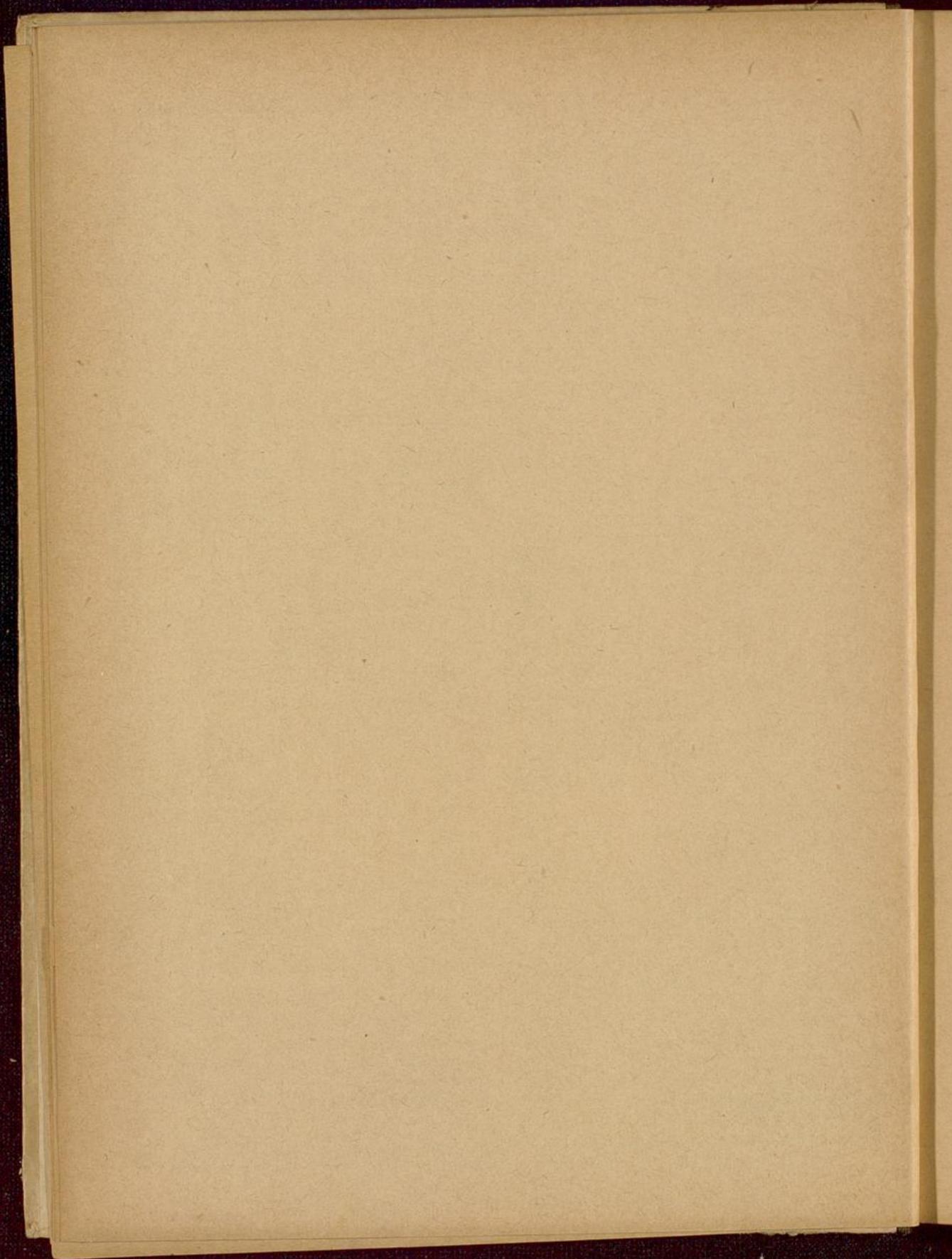
Er zieht gen Ost, er zieht gen
West,
Nach Süden und nach Nord
Und spricht die alten Freunde an
Mit kräft'gem Gruß und Wort:
— „Ihr deutschen Männer, deutschen
Frau,
Ich schüttele euch die Hand.
Mög' euch im neuen Jahr
erblühen
Allheil im Vaterland!

„Der Himmel mög' dem Reich
verleihn
Des Friedens goldne Zeit.
Germania auf der Wacht am Rhein
Sie steh' im weißen Kleid
Und trage im gelockten Haar
Des Ehrenkranzes Gold,
Und schau hinab ins weite Land
So mild und wunderhold.

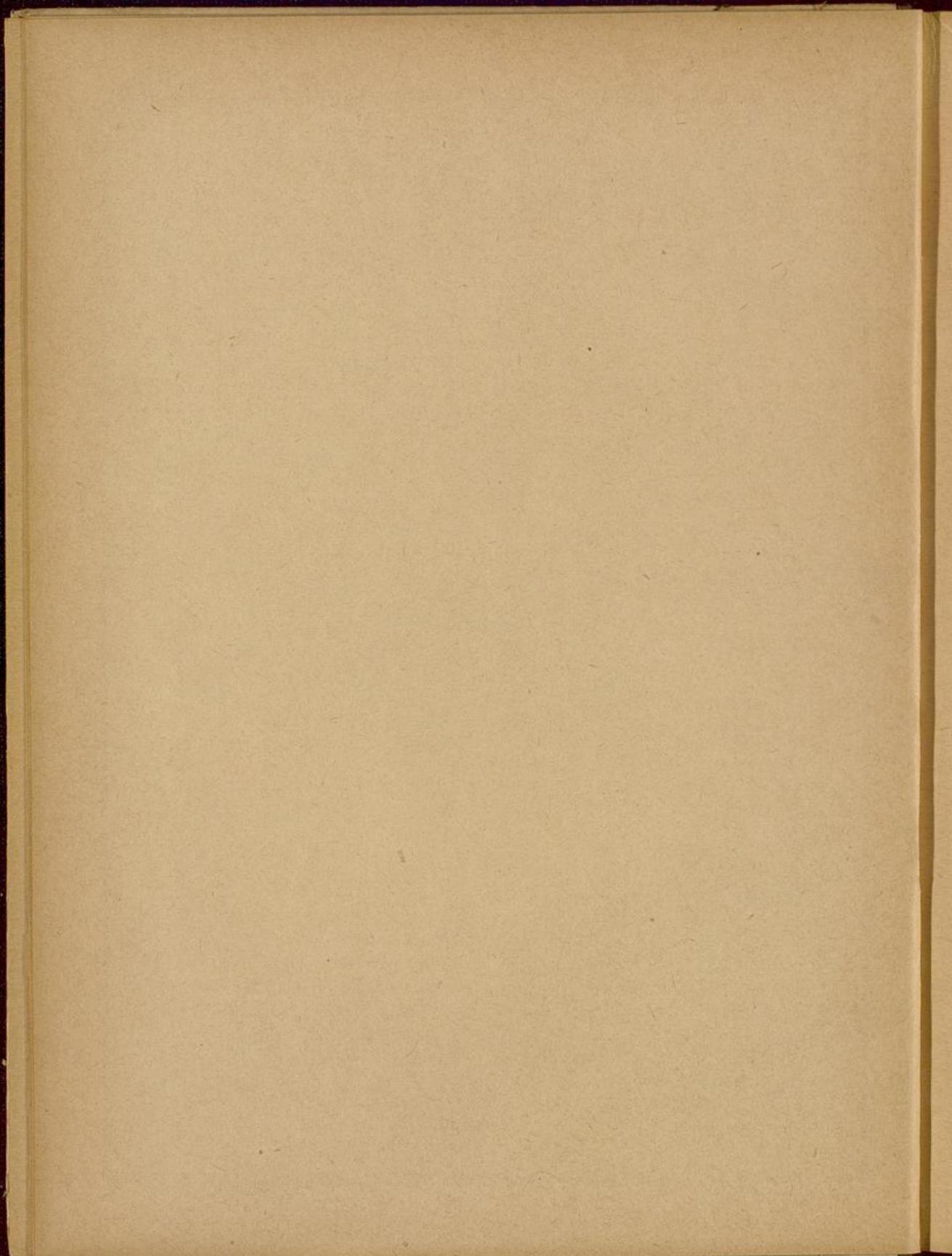
„Wenn aber sie das Haupt erhebt,
Wenn ihre Wange glüht
Und sie das Schwert, das breite,
schwingt,
Ihr Auge Flammen sprüht:
Dann zaget nicht, dann klaget nicht,
Dann töne fern und nah
Wie Donnerhall der alte Ruf:
Hurra Germania!

„Du deutsches Volk, du Heldenvolk
In Einigkeit vereint,
Du zwingst, wie du den alten
zwangst,
Auch jeden neuen Feind!
Und ob er nah' von Ost, von West,
Du machst ihn kühn zum Spott. —
— Und nun: „Ein fröhliches
Neujahr!“
Ein kräftiges: „Mit Gott!“
Schulte vom Brühl.

1889. I.		Januar oder Schneemonat		C = n. Planetenlauf		Mond		Sonne	
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Dienst.	1 Neujahr, JESUS	Edilo		9.40 n.	Unf.	7.19	3.59	7.54	4.14
Mittw.	2 Abel, Seth, Makar.	Meinolf			Cim	8.23	5.4	7.54	4.15
Donn.	3 Isaak, Genoveva, Gn.	Adelsfried				9.15	6.17	7.54	4.16
Freit.	4 Elias, Tit., Isabella	Rigobert				9.56	7.31	7.54	4.17
Samst.	5 Simeon, Telesphor.	Roger, Rando				10.29	8.45	7.53	4.19
1. Prot. Philippus und der Kämmerer. Apogesch. 8, 26-40.				Gute Bildung ist harmonische Entwicklung unserer Kräfte.		Tageslänge 8 Stunden 27 Minuten.			
Kath. Weise aus Morgenland. Matth. 2, 1-12.									
Sonnt.	6 F. H. 3 Kön. G. Chr.	Eckefried			Regen	10.56	9.57	7.53	4.20
Mont.	7 Isidorus, Lucianus	Alderich			Schnee	11.21	11.4	7.53	4.21
Dienst.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut				11.43	Berm.	7.52	4.22
Mittw.	9 Julianus, Martial.	Gudula				Nachm.	0.11	7.52	4.23
Donn.	10 Samson, Paul, Ag.	Hartmut				0.26	1.14	7.52	4.25
Freit.	11 Gerson, Hyginus	Hilde, Had.				0.49	2.18	7.51	4.26
Samst.	12 Reinhold, Ernestus	Mildrande				1.16	3.21	7.50	4.27
2. Prot. Das Evangelium eine Kraft Gottes. Römer 1, 16-21.				Wer nach Geld streift, hat's erst schwer bereut.		Tageslänge 8 Stunden 38 Minuten.			
Kath. Jesus 12 Jahre alt. Luf. 2, 42-52.									
Sonnt.	13 1. n. E. A. Tag, Hil.	Dietmar			trüb	1.47	4.22	7.50	4.28
Mont.	14 Felix, Priester	Geb. d. Fürsten zu Waldeck.				2.24	5.22	7.49	4.30
Dienst.	15 Maurus, Sabakuf	Itha, Warb.			kalt	3.8	6.19	7.49	4.32
Mittw.	16 Marcellus, Heinrich	Thusnelda				3.59	7.10	7.48	4.33
Donn.	17 Antonius, Ulfried	Ulfried				4.57	7.55	7.47	4.34
Freit.	18 Priska, Wilfriede	Mainrad				6.1	8.34	7.46	4.36
Samst.	19 Martha, Sara, Kan.	Wilfried				7.8	9.8	7.45	4.37
3. Prot. Gott ist Licht. 1. Joh. 1, 5-10.				Wo der Fremde betet, hört ihn sein Gott.		Tageslänge 8 Stunden 55 Minuten.			
Kath. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.									
Sonnt.	20 F. 2. Fabian u. Seb.	Herfest			Wind	8.17	9.36	7.44	4.39
Mont.	21 Agnes, Meinrad	Gibich				9.28	10.2	7.43	4.40
Dienst.	22 Vinzenz, Anastasius	Edram			un-	10.40	10.27	7.42	4.42
Mittw.	23 Emerentia, Raimund.	Bertram			freund-	11.54	10.50	7.41	4.43
Donn.	24 Timotheus, Erich	Isberga			lich	Berm.	11.16	7.40	4.45
Freit.	25 Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo				1.8	11.43	7.39	4.46
Samst.	26 Polykarp, Pauline	Theodolinde				2.26	Nachm.	7.38	4.47
4. Prot. Geistlich gemint sein ist Leben. Röm. 8, 1-6.				Der Geizige macht sich seine Höllefahrt sauer.		Tageslänge 9 Stunden 12 Minuten.			
Kath. Jesus heilt den Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.									
Sonnt.	27 F. 3. Joh. Chrysof.	Gotthold			Erdu.	3.42	0.55	7.37	4.49
Mont.	28 Karl, Charlotte	Karl				4.57	1.43	7.36	4.51
Dienst.	29 Valer., Rüdiger, Franz	Rüdiger				6.4	2.42	7.35	4.52
Mittw.	30 Adelgunde, Martina	Algunde				7.1	3.50	7.34	4.54
Donn.	31 Virgil, Petrus Nol.	Faramund				7.47	5.4	7.33	4.56
Den evangelischen Geistlichen steht es frei, bis zum 1. Advent dieses Jahres über die angegebenen Episteln oder über frei gewählte Texte zu predigen.						15.-17. Januar 1871. Dreitägige Schlacht bei Belfort.			
Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum						18. Jan. 1871. Ausrafung des deutschen Kaiserreiches.			
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.									

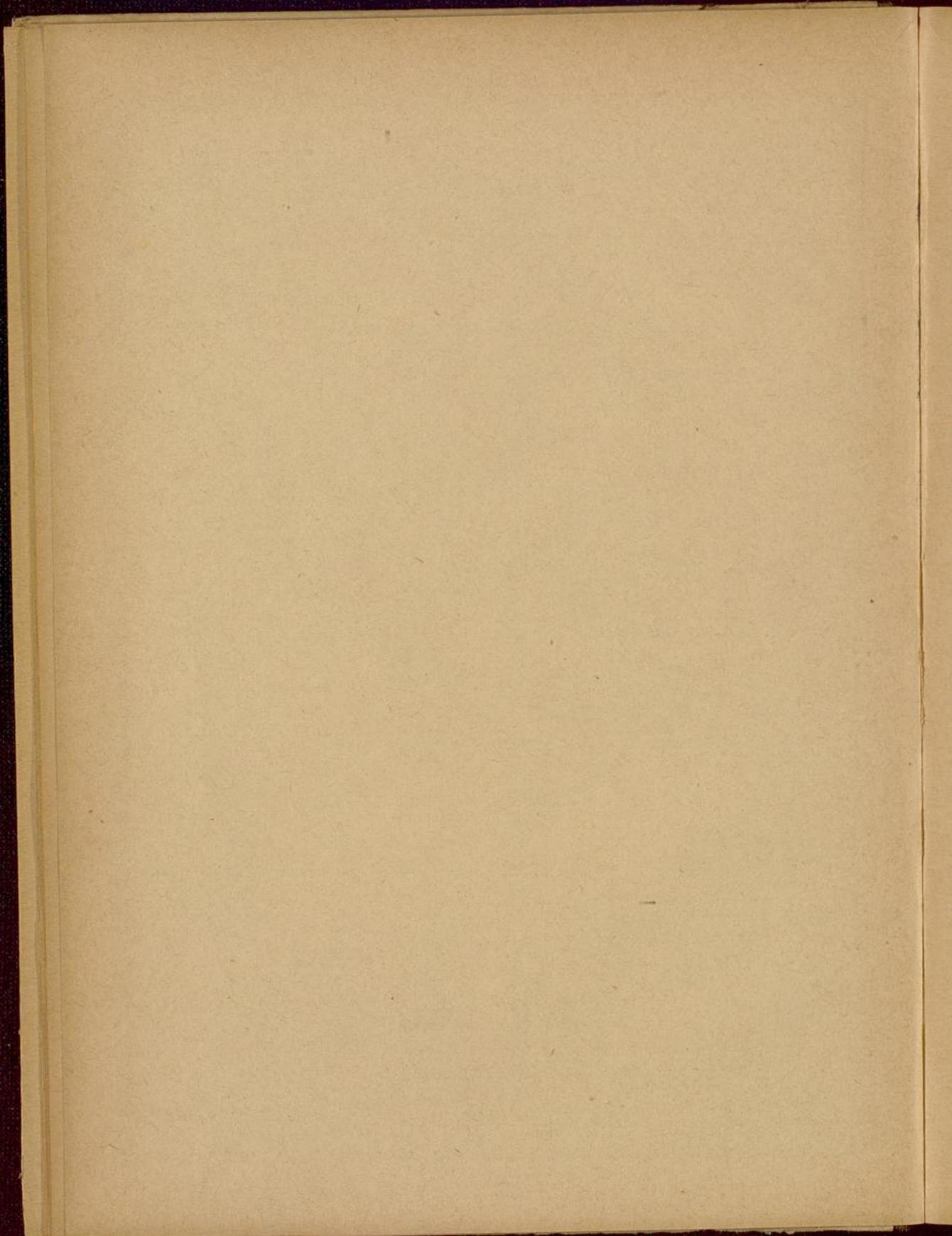


1839. III.	März oder Penzmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnenn.	
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit.	1 Albinus, Donatus	Benno		10.32 n. Wind	6.54	5.11	6.43	5.43
Samst.	2 Simplicius, Luise	Geburtstag des Papstes Leo XIII.		frisch	7.21	6.24	6.41	5.45
9.	Prot. Gott hat uns nicht gegeben etc. 2. Tim. 1, 7-14. Kath. Der Blinde am Wege. Luk. 18, 31-43.			Gür einen niedern Sinn ist der Himmel zu hoch.	Tageslänge 11 Stunden 7 Minuten.			
Sonnt.	3 F. Est., Hrn.-Fastn.	Kunigund		♀ in	7.45	7.34	6.39	5.46
Mont.	4 Adrian, Kasimir	Heimo		♀ in	8. 8	8.43	6.38	5.48
Dienst.	5 Fastnacht, Friedrich	Walbod		♀ Schneefall	8.29	9.49	6.36	5.49
Mittw.	6 Ascher m., Fridolin	Geburtstag des Königs v. Württemb.		♀	8.53	10.54	6.34	5.51
Donn.	7 Perpetua, Felicitas	Kero, Gero		♀, h Regen	9.17	11.58	6.32	5.52
Freit.	8 Philemon, Joh. v. G.	Manfred		♀	9.44	Berm.	6.30	5.54
Samst.	9 40 Ritter, Franziska	Hedio		6.31 n. C Erdferne	10.17	1. 0	6.28	5.55
10.	Prot. Das Wort vom Kreuz ein Ärgernis. 1. Kor. 1, 17-24. Kath. Jesus wird versucht. Matth. 4, 1-11.			Jede Genialität trägt ihre Preisprechung in sich.	Tageslänge 11 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	10 F. Inv., Bußt. i. Bayern u. Württb.			heiter	10.54	1.59	6.26	5.56
Mont.	11 Rosina, Cyrillus	Wittekind		C im ♂	11.39	2.54	6.24	5.58
Dienst.	12 Gregor, Theophanes	Asbrant		C im ♂	Rachm.	3.44	6.22	5.59
Mittw.	13 Anst. Euphrasia, Nic.	Giselher		C Morgenstern in größter Ausdehnung.	1.31	4.27	6.19	6. 1
Donn.	14 Zacharias, Mathilde	Mechthild		C h	2.37	5. 5	6.17	6. 2
Freit.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.		C ♀ schön	3.46	5.38	6.15	6. 4
Samst.	16 Heribert, Henriette	Heribert		♀ kühl	4.58	6. 6	6.13	6. 5
11.	Prot. Gott unser Trost in Trübsal. 2. Kor. 1, 3-7. Kath. Verkündung Christi. Matth. 17, 1-9.			Auch die Gesundheit führt unvermerkt zum Grabe.	Tageslänge 11 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	17 F. Rem. Gertrud, Pat.	Gertrut		6.19 n. ♀ in hell	6.12	6.32	6.11	6. 7
Mont.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm		C ♀	7.28	6.57	6. 9	6. 8
Dienst.	19 Joseph, Nährvater	Geb. des Großherz. v. Mecklenburg-Schw.		C ♀, C ♀	8.45	7.21	6. 7	6.10
Mittw.	20 Emanuel, Joachim	Gambert		C im ♀ Tag und Nacht gleich, Frühlingseingang.	10. 3	7.48	6. 5	6.11
Donn.	21 Benedikt, Clementia	Helinde		C h, C Erdn.	11.21	8.17	6. 3	6.13
Freit.	22 Bußttag in Sachsen	Imideo		♀ Abendstern im größten Glanz.	Berm.	8.52	6. 0	6.14
Samst.	23 Viktorian, Eberhard	Füdiger		♀ * ♀ Wind	0.37	9.34	5.58	6.16
12.	Prot. Das teure Blut Christi. 1. Petr. 1, 13-21. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 24-28.			Die Gesunden und die Kranken haben ungleiche Gedanken.	Tageslänge 12 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	24 F. Dc. Gabriel, Pigm.	Lieberga		7.26 n. C ♀	1.47	10.24	5.56	6.17
Mont.	25 Mariä Verkündig.	Romilda		C ♀, C i. ♂	2.49	11.24	5.54	6.19
Dienst.	26 Ludgerus, Olympia	Guntram		C ♀ trüb	3.40	Rachm.	5.52	6.20
Mittw.	27 Ruprecht, Lydia	Berengar		C ♀ h	4.21	1.43	5.50	6.22
Donn.	28 Priskus, Guntram	Geb. des Fürsten Neuf a. 2.		♀ Regen	4.55	2.55	5.48	6.23
Freit.	29 Eustachius, Mecht.	Marbod		C ♀ ♀ in	5.23	4. 7	5.46	6.25
Samst.	30 Guido, Quirinus	Wido, Udo		♀ düster	5.47	5.17	5.44	6.26
13.	Prot. Welch eine Liebe. 1. Joh. 3, 1-6. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.			Wo die Sonne nicht hinkommt, geht der Art aus und ein.	Tageslänge 12 Stunden 46 Minuten.			
Sonnt.	31 F. Tät. Balbina, Corn.	Kovena		6.9 n. C ♀	6.10	6.26	5.42	6.28



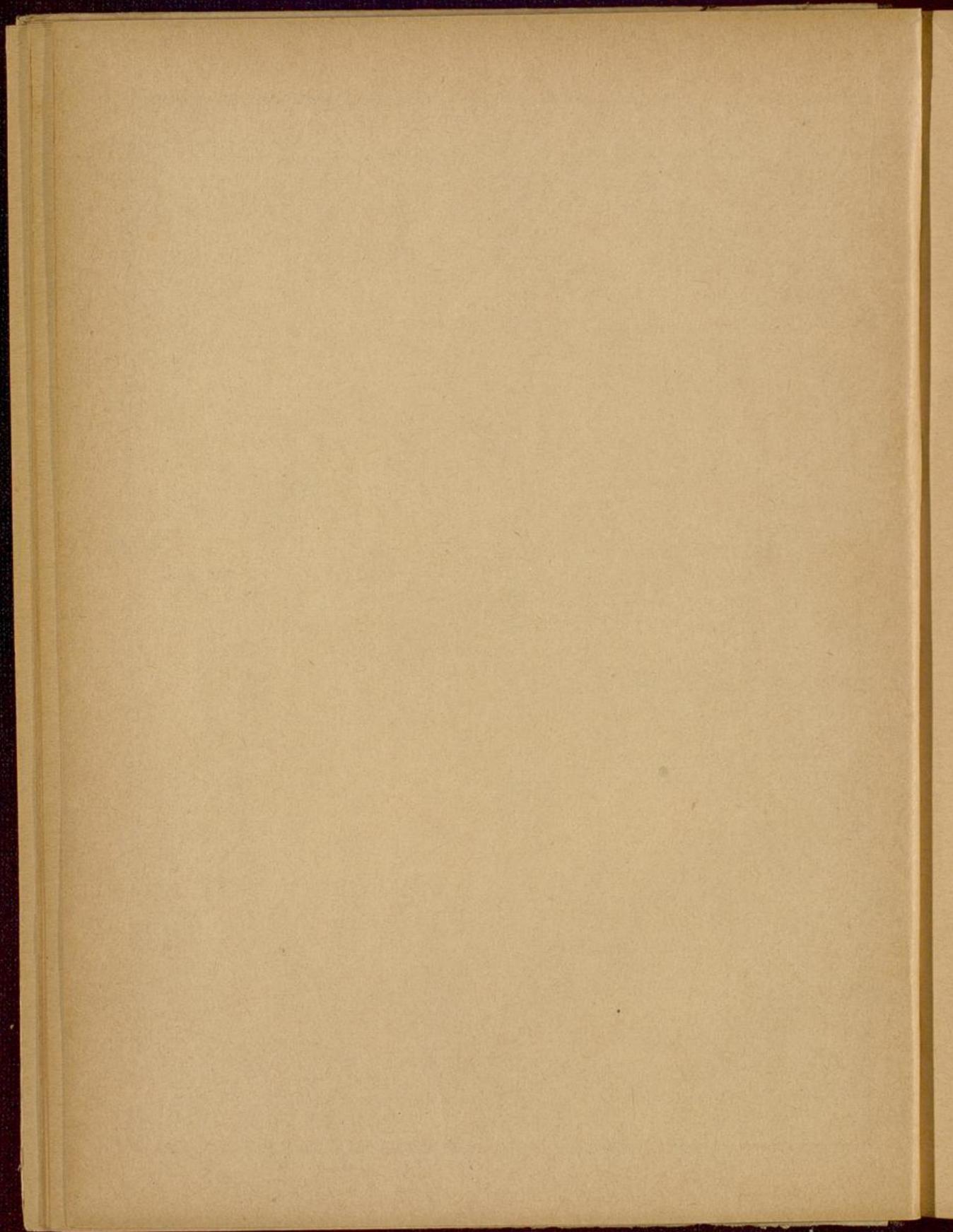
1889. IV.	April oder Ostermond		C = u. Planetenlauf	Mond.	Sonnen.
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Mont.	1 Hugo, Theodora	Hugo, Sibich		6.32	7.34
Dienst.	2 Theodos., Franz v. B.	Gebürtst. d. Herzogs von Sachsen-Mein.		6.54	8.40
Mittw.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild		7.18	9.45
Donn.	4 Ambrosius, Isidor	Walheide		7.43	10.48
Freit.	5 Emilie, Vinzenz Fer.	Ortlieb		8.14	11.49
Samst.	6 Cölestin, Sixtus	Waltrut		8.49	12.00
14. Prot. Konf.-T. Das gute Bekenntnis. 1. Tim. 6, 12-16.			Es ist ein Gott, sein Beteckmächtigster ist das Gewissen.	Tageslänge 13 Stunden 11 Minuten.	
Sonnt.	7 F. Jud. Hermann	Amelgart		9.31	0.46
Mont.	8 Amandus, Anaklet.	Gotelinde		10.19	1.38
Dienst.	9 Sybilla, Mar. Cleoph	Chadalo		11.11	2.23
Mittw.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann		Nachm.	3. 2
Donn.	11 Feo, Papst	Godebert		1.24	3.36
Freit.	12 Julius, 7 Schm. M.	Wigold		2.35	4. 6
Samst.	13 Justinus, Hermeng.	Aduna		3.48	4.32
15. Prot. Ist Gott für uns u. Röm. 8, 31-39.			Dem Hochwunder stellen alle Weltanschauungen verboten sein.	Tageslänge 13 Stunden 34 Minuten.	
Sonnt.	14 F. Palm. Just. i. Hess.	Erudobert		5. 4	4.58
Mont.	15 Anastasia, Crescent.	Albio		6.22	5.22
Dienst.	16 Aaron, Paternus	Brigith		7.41	5.48
Mittw.	17 Rudolf, Anicetus	Rudolf		9. 3	6.16
Donn.	18 Gründ. Ulmann, Ed.	Gebürtst. d. Fürsten zur Lippe.		10.23	6.49
Freit.	19 Karst. Werner, Leo	Werner		11.38	7.29
Samst.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann		Form.	8.17
16. Prot. Ist Christ. nicht auferstanden u. 1. Kor. 15, 12-21.			Hast du ein böses Gewissen, such dich die Feder im Kissen.	Tageslänge 13 Stunden 58 Minuten.	
Sonnt.	21 F. Oster. Anselm, Ad.	Welf		0.45	9.15
Mont.	22 2. Oster. Cajus, Sot.	Erchenwall		1.40	10.21
Dienst.	23 Georg, Adalbert	Gebürtst. d. Königs v. Sachsen.		2.24	11.33
Mittw.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht		2.59	Nachm.
Donn.	25 Markus, Erwin	Sigmar		3.29	1.56
Freit.	26 Aletus, Marcellin.	Gambriu		3.53	3. 6
Samst.	27 Anastasius, Zitta	Gebürtst. d. Königs v. Bayern.		4.16	4.15
17. Prot. Das Bild des himml. Menschen. 1. Kor. 15, 35-44.			Ein böses Gewissen hat Wolfszähne, sie fassen scharf und tief.	Tageslänge 14 Stunden 20 Minuten.	
Sonnt.	28 F. Quaf. Vitalis, Pr.	Helise, Else		4.37	5.22
Mont.	29 Petrus, Mart., Rob.	Gebürtst. d. Herzogs von Anhalt.		4.58	6.28
Dienst.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert		5.21	7.34
Ost schlägt ein Menschenherz voll Schmerz, Wenn über ihm die Lerche singt! Mit ihr flieg. auf, du armes Herz, Dort oben dir der Friede winkt.			Aus der Tugend nicht der wahre Friede, Wollust efelt, Reichtum macht uns milde, Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer, Tugend täuscht nimmer.	18. April 1864. Erstürm. der Doppelter Schanzen. Biligkeit ist mehr Als aller Gelehr.	

1889. V.		Mai oder Wonnemond		C- u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-		
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung			Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Untg. U. M.	
Mittw.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		☉	♂	♂	5.45	8.38	4.42	7.12
Donn.	2 Athanasius, Sigm.	Attala		♀	wird Morgenst.		6.14	9.40	4.41	7.14
Freit.	3 † Erfindung	Triso, Wilb.		☾	♂	Erdferne schön	6.46	10.39	4.39	7.15
Samst.	4 Monika, Florian	Wolfhelm		♂	☉	warm	7.25	11.33	4.37	7.17
18.		Prot. Halte im Gedächtnis u. 2. Tim. 2, 8-14. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.		Gewohnheit allein giebt Zuversicht im äußern Betragen.		Tageslänge 14 Stunden 42 Minuten.				
Sonnt.	5 F. Mis. Gotthard	Gotthart		☾	♂	♂	8.11	Vorm.	4.36	7.18
Mont.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde		☾	♀	♂	9. 4	0.21	4.34	7.20
Dienst.	7 Gottfried, Stanisł.	Gotfried		☾	♂	♂	10. 3	1. 2	4.33	7.21
Mittw.	8 Michaels Erschein.	Ubald		☾	♂	♂	11. 7	1.37	4.32	7.22
Donn.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma		☾	♀	♂	Nachm. 2. 8		4.31	7.23
Freit.	10 Gordian, Anton	Hulda		☾	♂	in	1.25	2.34	4.29	7.24
Samst.	11 Erich, Luise, Adolf	Erich, Gundo		☾	♂	Sonnen- schein	2.37	2.58	4.28	7.26
19.		Prot. Der Herr über Leben und Tod. Röm. 14, 7-9. Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.		Die Gewohnheit ist ein seibveränder Pflanz für viele Uebel.		Tageslänge 15 Stunden 1 Minute.				
Sonnt.	12 F. Jub. Pankr., Wib.	Liebhilde		☾	♂	♂	3.54	3.22	4.26	7.27
Mont.	13 Servatius, Emilie	Wiborade		☾	♀	Donner	5.12	3.46	4.25	7.28
Dienst.	14 Bonifazius, Epiph.	Hildegard		☾	♂	♂	6.34	4.13	4.24	7.30
Mittw.	15 Sophia, Torquatus	Imhilde		☾	♂	♂	7.56	4.43	4.22	7.31
Donn.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Tandila		☾	♂	♂	9.18	5.20	4.21	7.32
Freit.	17 Bruno, Ubald	Bruno		☾	♂	♂	10.33	6. 6	4.20	7.33
Samst.	18 Christhona, Benant.	Friedlinde		☾	♂	♂	11.34	7. 1	4.18	7.35
20.		Prot. Christus in uns. Gal. 2, 17-21. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14		Übereinstimmung verlange ich in der Liebe, nicht im Glauben.		Tageslänge 15 Stunden 19 Minuten.				
Sonnt.	19 F. Cant. Potentia	Hildrun		☾	♀	heiter	Vorm. 8. 7	4.17	7.36	
Mont.	20 Gangolf, Bernhard	Gudrun		☾	♂	in	0.24	9.19	4.16	7.37
Dienst.	21 Konstantin, Prudentz	Helmtraut		☾	♂	schön	1. 2	10.34	4.15	7.39
Mittw.	22 Helena, Julia	Isanthe		☾	♂	♀	1.34	11.46	4.14	7.40
Donn.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva		☾	♂	trüb	2. 0	Nachm. 4.13	7.41	
Freit.	24 Johanna, Esther	Herlinde		☾	♂	feucht	2.23	2. 6	4.12	7.42
Samst.	25 Urban, Gregor	Frena		☾	♂	Abendkern in großer Ausdehnung.	2.44	3.14	4.11	7.43
21.		Prot. Wir wissen nicht u. Röm. 8, 26-30. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.		Das Glück verkauft meistens, was es zu schenken scheint.		Tageslänge 15 Stunden 34 Minuten.				
Sonnt.	26 F. Rog. Philipp Aeri	Goderich		☾	♀	hell	3. 4	4.19	4.10	7.44
Mont.	27 Eutrop, Beda	Eudolf		☾	♂	frisch	3.26	5.24	4. 9	7.46
Dienst.	28 Wilhelm, German	Geburtst. des Fürsten Heinr. j. S.		☾	♂	♂	3.49	6.29	4. 8	7.47
Mittw.	29 Maximin, Theodos.	Amelung		☾	♂	♀	4.16	7.32	4. 7	7.48
Donn.	30 Chr. Himmelsfelix I.	Wigand		☾	♂	Frost	4.47	8.32	4. 7	7.49
Freit.	31 Crescentia, Petron.	Katwald		☾	♂	♂	5.23	9.28	4. 6	7.50
Ob man auch goldne Berge dir verspricht, Läß dich zum Unrecht nie verführen; Das Gold erschleht zwar viele Tugenden, Die Thür zum Himmel aber nicht.		Die Natur macht keine Sprünge, Sie veredelt das Gemeine. Nach und nach — im Lauf der Dinge Werden Kohlen Edelsteine.		10. Mat 1871. Friedenschl. zu Frankfurt. Friede im Herzen ist Sonnenschein im Hause.						



1889. VI.	Juni oder Brachmond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.			
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.	
Samst.	1	Fortunatus, Nikod.	Kuno, Wolo		6. 6	10.18	4. 5	7.51	
22.	Prot. Das vollkomm. Mannesalter Chr. Eph. 4, 11-16. Kath. Zeugnis des heil. Geistes. Joh. 15, 16-27.			Das Glück findet man nur da, wohin man es selbst mitbringt.	Tageslänge 15 Stunden 48 Minuten.				
Sonnt.	2	F. Cr. Eugen, Graßm.	Sindolf		6.57	11. 24	4. 4	7.52	
Mont.	3	Oliva, Klotilde	Klothilde		7.53	11.38	4. 4	7.53	
Dienst.	4	Auirin, Karpasius	Uta, Walg.		8.55	Vorm. 4.	3	7.54	
Mittw.	5	Bonifazius, Winfried	Winfried		10. 0	0.10	4. 3	7.54	
Donn.	6	Norbert, Benigna	Norbert		11. 8	0.37	4. 2	7.55	
Freit.	7	Robert, Sebastian	Chorismund		11. 8	0.37	4. 2	7.55	
Samst.	8	Medardus	Wittich		1.30	1.25	4. 1	7.57	
23.	Prot. Die Einheit des Geistes. 1. Kor. 12, 1-11. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.			Hast du viel, danke Gott, hast du wenig, traue Gott.	Tageslänge 15 Stunden 56 Minuten.				
Sonnt.	9	1. Pfingstf. Kolumbus	Luitgard		2.46	1.48	4. 1	7.57	
Mont.	10	2. Pfingstf. Margaret.	Salaburg		4. 3	2.12	4. 1	7.58	
Dienst.	11	Barnabas, Iduna	Iduna		5.25	2.39	4. 0	7.59	
Mittw.	12	Quat., Basilides, Du.	Harduin		6.47	3.12	4. 0	7.59	
Donn.	13	Antonius von Padua	Nordhild		8. 7	3.52	4. 0	8. 0	
Freit.	14	Basilius, Elijäus	Hanna		9.17	4.43	4. 0	8. 0	
Samst.	15	Vitus, Modestus	Boso		10.15	5.46	4. 0	8. 0	
24.	Prot. Der apostolische Gruß. 2. Kor. 13, 11-13. Kath. Christus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.			Die Menschenhand zu kurz ist, da ist Gottes Hand lang genug.	Tageslänge 16 Stunden 1 Minute.				
Sonnt.	16	1. Dreifalt. Justina	Volker		11. 0	6.58	4. 0	8. 1	
Mont.	17	Hortensia, Rainer	Cheobald		11.36	8.15	4. 0	8. 2	
Dienst.	18	Marcellus, Arnulf	Arnulf		Vorm. 9.31	4. 0	8. 2		
Mittw.	19	Gerhard, Gervasius	Gerhart		0. 4	10.45	4. 0	8. 2	
Donn.	20	Ironl. Sylvester, Reg.	Asalinde		0.28	11.55	4. 0	8. 3	
Freit.	21	Albanus, Moysius	Schmitt, des Herz. v. Sachf.-Keb.-Getha.		0.50	Nachm. 4.	0	8. 3	
Samst.	22	Paulin, 10000 Ritt.	Similde		1.11	2.11	4. 0	8. 3	
25.	Prot. Die überchw. Erkenntnis J. Chr. Phil. 3, 7-11. Kath. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.			Irdene Eserben sind nicht, goldene Eserben sind Gold.	Tageslänge 16 Stunden 2 Minuten.				
Sonnt.	23	1. I. n. Dr. Edeltrud	Edeltrud		1.32	3.16	4. 1	8. 3	
Mont.	24	Johannes d. T. Geb.	Geb. v. Großhera. v. Sachf.-Weim.-Gefen.		1.55	4.21	4. 1	8. 3	
Dienst.	25	Eulogius, Prosper	Eberhart		2.19	5.24	4. 1	8. 3	
Mittw.	26	Joh., Paul, Jeremias	Kotruda		2.48	6.25	4. 2	8. 3	
Donn.	27	7 Schläfer, Ladisl.	Gunilde		3.23	7.23	4. 2	8. 3	
Freit.	28	Benjamin, Leo II.	Iduberga		4. 4	8.16	4. 3	8. 3	
Samst.	29	Petrus, Paulus	Edburga		4.52	9. 14	4. 3	8. 3	
26.	Prot. Die himmlische Berufung. Phil. 3, 12-16. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luf. 15, 1-10.			Das Menschengeschlecht lebt in wenig großen Männern fort.	Tageslänge 15 Stunden 59 Minuten.				
Sonnt.	30	1. 2. Luc., Pauli Ged.	Idowin		5.47	9.40	4. 4	8. 3	
Das Kreuz zu rühmen, wenn es fern, thut auch die Eigenliebe gern; Das Kreuz zu lieben, wenn man's hat, Das ist alleine Gottes Gnad.				Nur der Glaube stärkt den Glauben, Leo Tausende anbeten und verehren, Da wird die Glut zur Flamme und besüßelt Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.				18. Juni 1815. Schlacht bei Waterloo. Kinder sind die größten Menschenkener.	

1889. VII.		Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.			
Monat.		Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Mont.	1	Theobald, Simeon	Theobald		C♂ h ☉	Erdf.	6.48	10.13	4.4	8.3	
Dienst.	2	Maria Heims., Otto	Otto, Otthild		C□ ♀	Sonnen-	7.51	10.42	4.5	8.2	
Mittw.	3	Cornelius, Eulogius	Hagen			schein	8.58	11.6	4.6	8.2	
Donn.	4	Ulrich, Bisch., Hatto	Alerich		C□ ♂	frisch	10.6	11.30	4.6	8.2	
Freit.	5	Wendelin, Zoe	Wendelin		☉ C□♂, C□♂		11.15	11.51	4.7	8.1	
Samst.	6	Esajas, Dominika	Herrich		☉ C♂♂		Nachm.	Vorm.	4.8	8.1	
27.		Prot. Die christliche Standhaftigkeit. Kol. 1, 18-23. Kath. Berufung Petri. Luk. 5, 1-11.		Große Herzen umfassen viel, und werden nur von wenigen gefaßt.		Tageslänge 15 Stunden 51 Minuten.					
Sonnt.	7	F. 3. Wilibald, Joach.	Karlmann		♀ in ♀	sonnig	1.41	0.14	4.9	8.0	
Mont.	8	Kilian, Elisabeth	Gebürt. des Großh. von Oldenburg.				2.59	0.39	4.9	8.0	
Dienst.	9	Cyrellus, Zeno, Luise	Wolfram		C□ h ☉		4.19	1.7	4.10	7.59	
Mittw.	10	7 Brüder, Rufina	Gunzo		☉ Mercurien in größter Ausweichung.		5.39	1.43	4.11	7.58	
Donn.	11	Rahel, Pius I.	Hanno		C♂♂ [C im ☉		6.54	2.27	4.12	7.58	
Freit.	12	Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto		☉ n. C♂♂	Erdu.	7.58	3.23	4.13	7.57	
Samst.	13	Heinrich, Anaklet	Heinrich		☉ (sichtb. C♂♂)	Zinst.	8.50	4.32	4.14	7.56	
28.		Prot. Die Glaubenszuversicht. Jak. 1, 2-12. Kath. Der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.		Das Gut nem' ich ein rechtes Gut, Demit man anern Gutes thut.		Tageslänge 15 Stunden 40 Minuten.					
Sonnt.	14	F. 4. Alfred, Bonav.	Deutobert		☉ Mercurien in größter Ausweichung.		9.31	5.48	4.15	7.55	
Mont.	15	Ap. Cecil., K. Heinrich	Hildebrand		C□ ♀ (C♂ h		10.4	7.6	4.16	7.55	
Dienst.	16	Ruth, Faustus	Heilwig			Sundstage Anfang	10.30	8.24	4.17	7.54	
Mittw.	17	Alerius, Arthur	Fromund		C□♂		10.54	9.40	4.18	7.53	
Donn.	18	Maternus, Rufina	Egenolf		C□ ♂	warm	11.16	10.51	4.19	7.52	
Freit.	19	Rosina, Vinzenz	Hilderich		☉ n. C□♂		11.37	Nachm.	4.21	7.51	
Samst.	20	Margareta, Arnold	Arnold			trocken	11.59	1.6	4.22	7.50	
29.		Prot. Die Weltliebe. 1. Joh. 2, 14-17. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.		Die Feinde sind die gefährlichsten, Die uns recht freundlich haßen.		Tageslänge 15 Stunden 26 Minuten.					
Sonnt.	21	F. 5. Arbogast, Dietr.	Arbo, Erbo			schön	Vorm.	2.12	4.23	7.49	
Mont.	22	Maria Magdalena	Alberich		C□ h ☉ in ♀		0.23	3.16	4.24	7.48	
Dienst.	23	Apollinaris, Libor.	Herwig		C♂ ♀	Kindzur.	0.52	4.18	4.25	7.46	
Mittw.	24	Christina, Bernhard	Emich		C♂♂	Erdferne	1.24	5.17	4.26	7.45	
Donn.	25	Jakob, Christoph	Hildebert		C♂♂	son-	2.2	6.11	4.28	7.44	
Freit.	26	Anna, Polybius	Sigelinde		☉ C♂♂, C♂♂	nig	2.48	7.6	4.29	7.43	
Samst.	27	Pantaleon, Martha	Rutharth		C♂♂	heiter	3.41	7.41	4.30	7.41	
30.		Prot. Die Arbeit. 1. Theff. 4, 9-12. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.		Hah ist Sache des Herzens - Berachtung, des Kopfes.		Tageslänge 15 Stunden 9 Minuten.					
Sonnt.	28	F. 6. Nazarius, Gelf.	Mangold		☉ v. ☉♂♂		4.40	8.16	4.31	7.40	
Mont.	29	Beatrix, Martha	Egbert		C♂ h		5.44	8.46	4.33	7.39	
Dienst.	30	Jakobea, Abdon	Gerold			warm	6.50	9.12	4.34	7.37	
Mittw.	31	German, Ignaz v. L.	Friedegar		C□ ♀ ☉ in ♀		7.58	9.34	4.35	7.36	
		Ist das Kind um der Mutter willen, Oder die Mutter da fürs Kind? Sie fragen es nicht, sie fühlen im stillen, Daß sie beide füreinander sind.		Fühl dich nicht von kleinlichem Tadel Ugebüßig beleidigt; Groß ist nicht, wer gegen die Tadel Mit dem Schwert sich verteidigt.		3. Juli 1886. Schlacht bei Königgrätz. Der Sturm hat kein Gahn immer unrecht.					

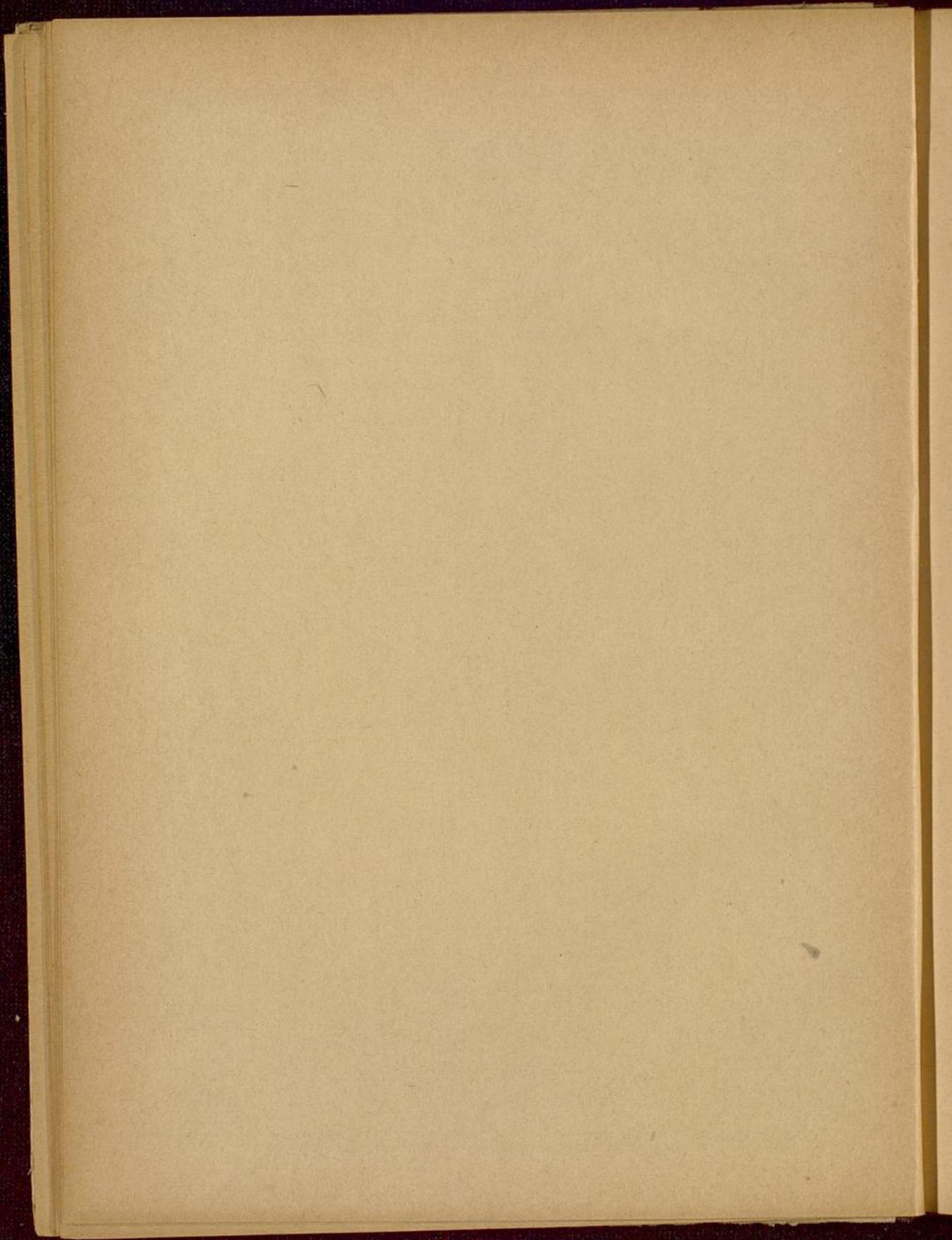


1839. IX. Monat.	September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.		
	Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.
35.	Prot. Erbauung im Glauben. Kath. Barmherziger Samariter.		Juda 17-25. Luf. 10, 23-37.	Wer viel Arbeit hat, findet nicht Zeit auch H. z. z. zu haben.		Tageslänge 13 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	1 F. 11. Verena, Egid.	Merlinda		♁ in ♁, ♀ in ♁	11.50	9.40	5.19	6.40	
Mont.	2 Veronika, Stephan	Wannig		♁ 8.6 u. ☐ h	Nachm.	10.16	5.20	6.38	
Dienst.	3 Theodosius, Cyphe.	Sido		♁ ☐ ♁ Regen	2.20	11.0	5.22	6.36	
Mittw.	4 Esther, Rosalia	Wangio		♁ ☐ ♁, ☐ im ☐	3.29	11.54	5.23	6.34	
Donn.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold		♁ ☐ ☐ ☐	4.29	Perm.	5.25	6.31	
Freit.	6 Zacharias, Magnus	Hacho		♁ ☐ ♀, ☐ Erdn.	5.17	1.0	5.26	6.29	
Samst.	7 Regina, Altmund	Alkmund		♁ ☐ ♂	5.56	2.14	5.27	6.27	
36.	Prot. Die Obrigkeit ist Gottes Ordnung. Kath. Von 10 Ausfägigen.		Röm. 13, 1-7. Luf. 17, 1-19.	Hochmut ist ein Nut, dem keine Geistesiefe zu Grunde liegt.		Tageslänge 12 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	8 F. 12. Mariä Geburt	Chnodomar		♁ ☐ h reg=	6.28	3.32	5.29	6.25	
Mont.	9 Geburtstag des Großh. von Baden			♁ 2.21 u. ☐ h ne=	6.54	4.51	5.30	6.24	
Dienst.	10 Dthgerus, Nikol. v. L.	Dtger		♁ ☐ ♁ rish	7.19	6.6	5.31	6.22	
Mittw.	11 Felix, Regula, Hyac.	Ingomar		♁ ☐ ♁ auf=	7.40	7.21	5.32	6.20	
Donn.	12 Syrus, Guido, Ottil.	Geburtst. d. Großherz. von Hessen.		♁ ☐ ♁ hei=	8.3	8.33	5.34	6.18	
Freit.	13 Hektor, Amat, Mat.	Chusinde		♁ ☐ ♁ ternd	8.26	9.42	5.35	6.16	
Samst.	14 † Erhöhung, Cyp.	Malorich		♁ ☐ ♀	8.51	10.50	5.36	6.14	
37.	Prot. Die Ehe. Kath. Vom ungerechten Mammon.		Eph. 5, 22-32. Matth. 6, 24-33.	So Dünkel über den Augen liegt, da kann kein Licht hinein.		Tageslänge 12 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	15 F. 13. Eidg. Bettag	Tummelich		♁ ☐ ♂, ☐ h	9.21	11.55	5.38	6.12	
Mont.	16 Kornelius, Roland	Geburtst. d. Herz. v. Sachsen-Altenburg.		♁ ☐ ♁ ☐ h	9.55	Nachm.	5.39	6.9	
Dienst.	17 Lambert, Franz	Edwina		♁ 5.21 v. ☐ h	10.35	1.57	5.41	6.7	
Mittw.	18 Quat., Richard, Titus	Theoderich		♁ ☐ i. ☐, ☐ Erdf.	11.23	2.50	5.42	6.5	
Donn.	19 Januarius, Konst.	Markolf		♁ ☐ ♁ ☐ h	Perm.	3.36	5.44	6.3	
Freit.	20 Tobias, Custachius	Uring		♁ ☐ h schön	0.18	4.15	5.45	6.1	
Samst.	21 Matthäus, Evang.	Landolin		♁ Abendsl. in gedüster Ausweitung.	1.19	4.48	5.46	5.59	
38.	Prot. Eltern- und Kindespflichten. Kath. Vom Jüngling zu Naim.		Eph. 6, 1-4. Luf. 7, 11-16.	Je höher wir stehen, um so weniger dürfen wir hochmütig sein.		Tageslänge 12 Stunden 9 Minuten.			
Sonnt.	22 F. 14. Moritz, Emer.	Frida		♁ in ♁ Tag u. Nacht gleich Herbstanfang	2.24	5.18	5.48	5.57	
Mont.	23 Thekla, Linus	Kuprecht		♁ ☐ ♁, h u. ♂	3.32	5.42	5.49	5.54	
Dienst.	24 Gerhard, Mar. v. M.	Adelhart		♁ ☐ ♁ ☐ h in ♁	4.43	6.6	5.51	5.52	
Mittw.	25 Kleophas, Jos. v. C.	Friedebert		♁ 3.13 v. ♁ in ♁	5.54	6.28	5.52	5.50	
Donn.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga		♁ ☐ ♂ ♀ h	7.8	6.50	5.54	5.48	
Freit.	27 Cosmas, Damian	Audomar		♁ in ♁ Wind	8.22	7.15	5.55	5.46	
Samst.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Irnsfried		♁ in ♁ Regen	9.39	7.42	5.57	5.44	
39.	Prot. Pflicht d. Dienstboten u. Herrsch. Kath. Vom Wasserfüchtigen.		Eph. 6, 5-9. Luf. 14, 1-11.	Kommt der Bauer auf den Gaul, wird er stolz wie König Saul.		Tageslänge 11 Stunden 44 Minuten.			
Sonnt.	29 F. 15. Michael, Mar.	Armgart		♁ ☐ ♁, ♂ u. h	10.56	8.16	5.58	5.42	
Mont.	30 Ursus, Hieronymus	Audung		♁ ☐ ♁ ☐ h sonnig	Nachm.	8.56	5.59	5.40	

Woh dem Dichter, den die Musen nähren,
Der mit Geisern um die Krone ringt,
Und aus munder Brust von Freiheit singt,
Während Sorgen ihm das Mart verzehren.

Philosophie giebt Dach und Fach,
Da bringt der Regen nicht hinein;
Ist aber kumpfig im Gemach,
Ist auch noch lang kein Sonnenschein.

2. Sept. 1870. Napoleon III.
bei Sedan gefangen.
28. Sept. 1870. Straßburg
wieder deutsch.



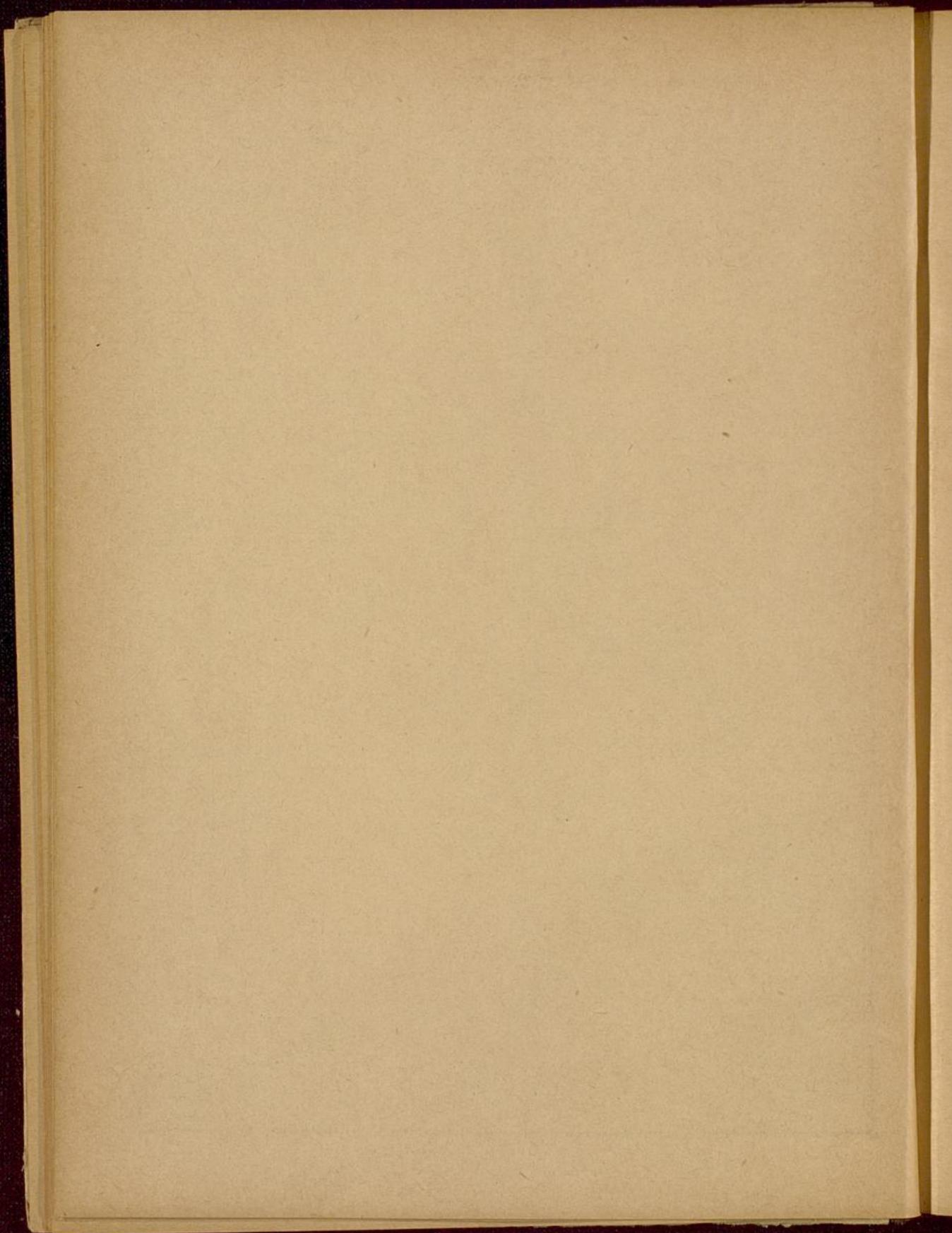
1889. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Dienst.	1 Remigius, Julia	Volkmar	im \varnothing , \odot Erdn.	1.23	9.47	6. 1	5.37
Mittw.	2 Teodegar, Theophil.	Athelm	^{2.5} v. \odot \varnothing \varnothing	2.25	10.49	6. 2	5.35
Donn.	3 Jairus, Candidus	Alapold	den 1. \varnothing \varnothing \varnothing	3.16	11.59	6. 4	5.33
Freit.	4 Franz v. A., Edwin	Franz	rückläufig	3.56	Berm.	6. 5	5.31
Samst.	5 Placidus, Flavia	Hellmut	\odot \varnothing h schön	4.30	1.15	6. 7	5.29
40.	Prot. Christus ein Sohn über sein Haus. Hebr. 3, 1-6. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.		Durch seine Höflichkeit versperrt man Beleidigungen die Passage.	Tageslänge 11 Stunden 19 Minuten.			
Sonnt.	6 F. 16. Erntefest in Bayern		\odot \varnothing \varnothing , \odot \varnothing \varnothing	4.57	2.31	6. 8	5.27
Mont.	7 Juditha, Amalia	Amelott	\odot \varnothing \varnothing h in \mathbb{A}	5.21	3.47	6.10	5.25
Dienst.	8 Pelagius, Brigitta	Draugott	trüb	5.43	5. 0	6.11	5.23
Mittw.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha	^{1.58} v. \odot \varnothing \varnothing	6. 4	6.13	6.13	5.21
Donn.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde	in \mathbb{A} zurück	6.27	7.23	6.14	5.19
Freit.	11 Burkhard, Emil	Burkhard	Regen	6.50	8.33	6.15	5.17
Samst.	12 Walfried, Maximil.	Walther	\odot \varnothing h	7.18	9.41	6.16	5.15
41.	Prot. Die heil. Schrift, eine Unterweij. 2. Tim. 3, 10-17. Kath. Vom Sichtbrüchigen. Matth. 9, 1-8.		Höflichkeit verginst sich von allen Tugenden nicht am schlechtesten.	Tageslänge 10 Stunden 55 Minuten			
Sonnt.	13 F. 17. Coloman, Gd.	Wallia	\odot \varnothing \varnothing düster	7.50	10.46	6.18	5.13
Mont.	14 Kalirtus, Kallistus	Hermanarich	\odot \varnothing \varnothing \varnothing \varnothing	8.28	11.47	6.19	5.11
Dienst.	15 Theresia, Aurelia	Teupold	\odot i. \varnothing , \odot Erdf.	9.13	Nachm.	6.21	5.10
Mittw.	16 Gallus, Abt	Erlesfried	\varnothing wird Morgenst.	10. 5	1.32	6.23	5. 8
Donn.	17 Florentin, Hedwig	<small>Schulist. d. Grobsh. v. Neckenb.-Strelitz.</small> Erlesfried	^{1.5} v. \varnothing Frost	11. 3	2.14	6.24	5. 6
Freit.	18 Schurtag Kaiser Friedrichs		hell	Berm.	2.49	6.26	5. 4
Samst.	19 Ferdinand, Petr. v. A.	Eckehart	schön	0. 6	3.19	6.27	5. 2
42.	Prot. Der Welt Weisheit ist Thorheit. b. G. 1. Kor. 3, 18-23. Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.		Die Höflichkeit ist ein Schleier, hinter dem sich viel verbergen läßt.	Tageslänge 10 Stunden 31 Minuten.			
Sonnt.	20 F. 18. Allg. Kirchn.	Agilolf	\odot \varnothing h warm	1.12	3.44	6.29	5. 0
Mont.	21 Ursula, Berthold	Chasilo	\odot \varnothing \varnothing \varnothing in \mathbb{A}	2.22	4. 7	6.30	4.59
Dienst.	22 Cordula, Mar. Sal.	Baldwin	\odot \varnothing \varnothing , \odot \varnothing \varnothing	3.33	4.30	6.32	4.58
Mittw.	23 Severinus, Verus	Eisfried	\odot \varnothing \varnothing \varnothing \varnothing	4.46	4.52	6.33	4.56
Donn.	24 Salomea, Raphael	Harold	^{2.58} v. \varnothing \varnothing \varnothing	6. 3	5.16	6.35	4.54
Freit.	25 Crispinus, Chrys.	Leutfried	\varnothing * \varnothing , \varnothing rechtl.	7.20	5.42	6.37	4.52
Samst.	26 Amandus, Evaristus	Erchanger	\varnothing Δ h feucht	8.40	6.14	6.38	4.50
43.	Prot. Die Predigt. Röm. 10, 9-17. Kath. Sohn des kön. Beamten. Joh. 4, 46-53.		Die Hoffnung ist das tägliche Brot des Unglücklichen.	Tageslänge 10 Stunden 9 Minuten.			
Sonnt.	27 F. 19. Sabina, Capit.	Eldritha	\varnothing * \varnothing \odot Erdn.	9.59	6.53	6.40	4.49
Mont.	28 Simon u. Judas	Markwart	\odot \varnothing \varnothing trüb	11.15	7.41	6.41	4.47
Dienst.	29 Eusebia, Narcissus	Gisela	\odot i. \varnothing , \odot \varnothing \varnothing	Nachm.	8.40	6.43	4.45
Mittw.	30 Hartmann, Gutrop.	Hartmann	\varnothing Morgenstern in größter Ausweichung.	1.16	9.49	6.45	4.43
Donn.	31 Ref.-Fest in Sachsen	Wolfgang	^{0.2} v. \varnothing naß	1.59	11. 4	6.46	4.41

Ihr wisst doch, wie der Dichter spricht:
„O rühre, rühre nicht daran“.
Fremdwörter brauche darum nicht,
Wer sich damit blamieren kann.

Das Schicksal ist nur Gottes Knecht;
Gott herrscht allein mit Guld und Recht.
Wer sich in Gott erheben kann,
Dem wird das Schicksal unterthan.

27. Oktober 1870.
Übergabe d. Festung Metz.
Gott segnet im Leben wie
auch im Reinen.

1889. XI. Monat.	November oder Windmond		C = n. Planetenlauf Wutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.			
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.		
Freit.	1 Aller Heiligen	Hildegund			2.33	Vorm.	6.48	4.39	
Samst.	2 Aller Seelen	Ansgar		C ♂ h	3. 2	0.19	6.49	4.37	
44.	Prot. Unentschiedenheit. 1. Kön. 18, 21. Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-25.		Hoffnung ist ein langes Eeil, an dem sich viele zu Tode ziehen.		Tageslänge 9 Stunden 45 Minuten.				
Sonnt.	3 F. 20. Reform.-Fest	Winhilde		C ♂ ♀ ♀ ♂ ♀	3.25	1.34	6.51	4.36	
Mont.	4 Sigmund, Karl Bor.	Sigmund		C □ ♀	3.48	2.47	6.53	4.34	
Dienst.	5 Malachias, Zachar.	Komwer		C ♂ ♀	4. 8	3.58	6.54	4.33	
Mittw.	6 Leonhard, Alwine	Alwine		C ♂ ♀	4.30	5. 9	6.56	4.31	
Donn.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert		C ♂ ♀	4.52	6.18	6.57	4.30	
Freit.	8 4 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild		♀ in ☾ Regen	5.18	7.26	6.59	4.28	
Samst.	9 Theodor, Erbo	Gunila		C □ h ♀ ♂ ♀	5.48	8.32	7. 1	4.27	
45.	Prot. Die Sünden der Zunge. Jak. 3, 1-10. Kath. Vom Zinsgroßchen. Matth. 22, 15-21.		Wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armut zum Rutscher.		Tageslänge 9 Stunden 23 Minuten.				
Sonnt.	10 F. 21. Justus, Tryph.	Bardolf		♂ in ☽ Schnee	6.23	9.36	7. 2	4.25	
Mont.	11 Martin, Bischof	Willmar		C ♂ ♀, C im ☾	7. 5	10.35	7. 4	4.24	
Dienst.	12 Martin, Papst, Jon.	Cheuthilde		C ☾ C Erdferne	7.54	11.27	7. 5	4.23	
Mittw.	13 Weibert, Stanisl.	Wibert		C □ ♀ Zahlreiche	8.50	Nachm.	7. 6	4.22	
Donn.	14 Jeline, Veneranda	Friedrich		C ☾ Sternschnuppen	9.51	0.49	7. 8	4.21	
Freit.	15 Teopold, Luitpold	Notburga		♂ in ☾	10.56	1.20	7. 9	4.20	
Samst.	16 Blthmar, Edmund	Landfried		C ♂ h ♀ * ♀	Vorm.	1.47	7.11	4.19	
46.	Prot. Brot vom Himmel. 2. Mos. 16, 1-8. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.		Die Hoffnung ist unser, der Ausgang Gottes.		Tageslänge 9 Stunden 6 Minuten.				
Sonnt.	17 F. 22. Bad. Erntefest	Sigrade		unfreund-	0. 2	2.10	7.12	4.18	
Mont.	18 P. P. Kirchweih, Otto	Alboin		lich	1.11	2.33	7.14	4.17	
Dienst.	19 Elisabeth, Kön. v. U.	Wibrant		C ♂ ♂, C □ ♀	2.22	2.54	7.15	4.16	
Mittw.	20 Amos, Eduard, Fel.	Ulmann		rauh	3.36	3.15	7.17	4.15	
Donn.	21 Mariä Ppferung	Angelinde		C ♂ ♀ ♀ * h	4.52	3.41	7.18	4.14	
Freit.	22 Bußtag in Sachsen	Wendelgart		C ♂ ♀ ☽ in ☽	6.12	4. 9	7.20	4.13	
Samst.	23 Klemens, Felicitas	Geburts. d. Kärnten z. Schw. Andolst.		C □ h	7.34	4.45	7.21	4.12	
47.	Prot. Text von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.		In allen Dingen ist es besser zu hoffen, als zu verzweifeln.		Tageslänge 8 Stunden 48 Minuten.				
Sonnt.	24 F. 23. Buß- und Betttag in Baden			C Erdnähe	8.55	5.30	7.23	4.11	
Mont.	25 Katharina, Fintan	Ivo, Cillo		C ☾ C ♂ ♀, C i. ☽	10. 9	6.27	7.24	4.10	
Dienst.	26 Konradus, Egbert	Konrat		h ☽ Wind	11.11	7.55	7.26	4. 9	
Mittw.	27 Jeremias, Valerian	Willigis		C □ ♀ ♀ in ☽	Nachm.	8.50	7.27	4. 8	
Donn.	28 Günther, Sosthenes	Günther		C □ ♀ unstät	0.37	10. 8	7.28	4. 8	
Freit.	29 Saturnin, Noah	Helferich		C ♂ h	1. 8	11.23	7.30	4. 7	
Samst.	30 Andreas, Apostel	Gerwin		♂ □ ♀	1.32	Vorm.	7.31	4. 7	
Sieh niemand ungebeten Rat; Er könnte, wenn befolgt, mißglücken, Und dir legt man die Schuld der That Als schwere Last dann auf den Rücken.				Nichts lästiger, als im Geschwäh Mit leichtem Leuten sich erschöpfen, Da sei dein oberstes Gesetz: Das Ohr der Seele zuzuknöpfen.				28. November: 1870. Schlacht bei Amiens. Schamröte ist die Leibfarbe der Unschuld.	



1889. XII.		Dezember oder Wintermond		C- u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.			
Monat.		Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Wutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
48.		Prof. Einzug Jesu in Jerusalem. Matth. 21, 1-9. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.				Die Engel singen nicht allein, auch die Sirenen singen.		Tageslänge 8 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	1 F. 1. Adv. u. H.	Herttha			Regen	1.55	0.38	7.32	4. 6		
Mont.	2 Candidus, Bibiana	Hidulf				2.15	1.48	7.34	4. 6		
Dienst.	3 Lucian, Franz Xaver	Gottthelf				2.36	2.59	7.35	4. 5		
Mittw.	4 Barbara, Sigram	Sigram			Schnee	2.57	4. 7	7.36	4. 5		
Donn.	5 Lucius, Sabbas	Ingeburg			Nebel	3.21	5.15	7.37	4. 4		
Freit.	6 Nikolaus, Sazo	Sazo				3.49	6.21	7.39	4. 4		
Samst.	7 Werner, Ambrosius	Reginald				4.22	7.26	7.40	4. 4		
49.		Prof. Johannes der Täufer. Luf. 3, 2-14. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.				Der Kauf der Jugend ist stärker als der Kauf des Weines.		Tageslänge 8 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	8 F. 2. Mariä Empf.	Wiro				5. 1	8.27	7.41	4. 4		
Mont.	9 Wilibald, Leokadia	Wilibald				5.47	9.22	7.42	4. 3		
Dienst.	10 Walther, Eulalia	Godo, Ddolf				6.41	10. 9	7.43	4. 3		
Mittw.	11 Damasus, Waldemar	Walabrecht			heiter	7.40	10.49	7.44	4. 3		
Donn.	12 Berthold, Synesius	Gangolf			frisch	8.43	11.22	7.45	4. 3		
Freit.	13 Lucia, Ottilia	Aldobrant				9.47	11.51	7.46	4. 3		
Samst.	14 Nikasius, Israel	Bertilo				10.54	Nachm.	7.46	4. 4		
50.		Prof. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10. Kath. Zeugnis Johannis. Joh. 1, 19-28.				Wer keine Jugend hat, hat auch kein Alter.		Tageslänge 8 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	15 F. 3. Adv. Abraham	Merwig				Borm.	0.36	7.47	4. 4		
Mont.	16 Adelheid, Ananias	Adelheid				0. 2	0.57	7.48	4. 4		
Dienst.	17 Tazarus, Albina	Alkwin				1.12	1.17	7.49	4. 4		
Mittw.	18 Quat. Wunib., M. G.	Wunnibald				2.25	1.40	7.50	4. 5		
Donn.	19 Nemefius, Thea	Niblung			frostlig	3.41	2. 5	7.50	4. 5		
Freit.	20 Christian, Achilles	Lanzo				5. 2	2.37	7.51	4. 5		
Samst.	21 Thomas, Apostel	Tioba				6.23	3.16	7.51	4. 6		
51.		Prof. Er ist mitten unter euch etc. Joh. 1, 19-28. Kath. Rufende Stimme. Luf. 3, 1-6.				Loh dir eine Kleinigkeit nicht näher treten, als sie wert ist.		Tageslänge 8 Stunden 14 Minuten.			
Sonnt.	22 F. 4. Adv. Bertha	Bertha				7.43	4. 7	7.52	4. 6		
Mont.	23 Dagobert, Viktoria	Dagobert				8.53	5.11	7.52	4. 7		
Dienst.	24 Adam, Eva, Herm.	Hermine				9.50	6.26	7.52	4. 8		
Mittw.	25 Christfest	Etticho				10.34	7.47	7.53	4. 8		
Donn.	26 2. Christf., Stephanus	Stilicho			trüb	11. 9	9. 6	7.53	4. 9		
Freit.	27 Johannes, Evang.	Dankwart				11.37	10.24	7.54	4.10		
Samst.	28 Kindeintag	Herwart			Regen	Nachm.	11.38	7.54	4.10		
52.		Prof. Simeons Lob- und Danklied. Luf. 2, 25-35. Kath. Beschneidung Christi. Luf. 2, 33-40.				Wenig und oft fällt und leert den Beutel unverhofft.		Tageslänge 8 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	29 F. 1. n. W. Thomas	Ewalt			hell	0.21	Borm.	7.54	4.11		
Mont.	30 David, König	Sämund				0.42	0.49	7.54	4.12		
Dienst.	31 Schlusfd. Sylvester	Geiserich			schön	1. 3	1.58	7.54	4.13		
		Man sagt: man muß auch lernen lassen, so findt den Hoff, den kann man lassen.		Die Eigenschaft muß du nicht äßen, Beiwandle du sie in ein Lieben.		18. Dez. 1870. Siegreiches Gefecht bei Paris.					

Die vier Jahreszeiten.

Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 21. Dez. des vorigen Jahres vormittags 9 Uhr 34 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.

Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 20. März vormittags 10 Uhr 46 Min., wobei die Sonne in das Zeichen des Widlers übergeht.

Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 21. Juni vormittags 6 Uhr 41 Minuten.

Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 22. September abends 9 Uhr 9 Minuten.

Tafel der Tag- und Nachtlänge.

	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	
I.													8 St 20 M													Jan.
II.													9 St 28 M													Feb.
III.													11 St 00 M													März
	20. März Tag- u. Nachtgl.																									
IV.													12 St 49 M													April
V.													14 St 30 M													Mai
VI.													15 St 46 M													Juni
	21. Juni 16 St. 03 M. Längster Tag																									
VII.													15 St 59 M													Juli
VIII.													14 St 59 M													Aug.
IX.													13 St 21 M													Sept.
	22. Sept. Tag- u. Nachtgl.																									
X.													11 St 36 M													Okt.
XI.													9 St 51 M													Nov.
XII.													8 St 34 M													Dez.
	21. Dz. 8 St. 15 M. Kz. T.																									
	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	

Die Tageslängen.

Nebenstehend bringt der Hinfende eine Tafel, in welcher die Sonnen-Auf- und Untergänge überichtlich dargestellt sind. Diese Tafel ist der Höhe nach in 12 Abteilungen für die 12 Monate und jede dieser Abteilungen nochmals in je 3 Teile für je 10 Tage eingeteilt, ferner der Breite nach in 24 Teile für die 24 Tagesstunden von Mitternacht bis Mittag und von da wieder bis Mitternacht. Die beiden krummen, in der Mitte bauchförmig auseinandergebogenen Linien geben links die Zeit der Aufgänge und rechts die der Untergänge der Sonne an. Die zwischen diesen beiden krummen Linien befindliche, weiß gelassene Fläche stellt deshalb die Tageslängen und die beiderseitigen geschwänzten Flächen links die Nachtlängen von Mitternacht bis Sonnenaufgang und rechts von deren Untergang bis Mitternacht dar. Die bei der mittlern die Mittagszeit bezeichnenden Linie von oben bis unten stehenden Zahlen geben die Tageslängen am Anfange eines jeden Monats an.

Von den Finsternissen des Jahres 1889.

Im Jahre 1889 werden drei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen in unserer Gegend nur die beiden letztern sichtbar sein werden.

Die erste ist eine totale Sonnenfinsternis, welche am 1. Januar auf der Erde überhaupt um 7 Uhr 35 Min. abends beginnt und um 0 Uhr 2 Min. morgens endigt. Sie wird in Nordamerika und im nördlichen Teil des Stillen Ozeans zu sehen sein.

Die zweite ist eine partielle Mondfinsternis und begiebt sich am 17. Januar von 4 Uhr 31 Min. morgens bis 7 Uhr 32 Min.; ihren größten Betrag von $\frac{1}{10}$ des Monddurchmessers hat sie um 6 Uhr 2 Min. Dieselbe wird im westlichen Europa und Afrika und in Amerika beobachtet.

Die dritte ist eine ringförmige Sonnenfinsternis, welche sich am 28. Juni ereignet, auf der Erde überhaupt von 6 Uhr 38 Min. morgens bis 0 Uhr 26 Min. nachmittags. Man wird sie in der Südhälfte Afrikas, im südlichen Arabien und Vorderindien, im Indischen Archipel, sowie im Indischen Ozean und dem südöstlichen Teil des Großen Ozeans bemerken.

Die vierte ist wieder eine partielle Mondfinsternis und zeigt sich am 12. Juli abends von 8 Uhr 15 Min. bis 10 Uhr 37 Min. Sie erreicht ihren größten Betrag von $\frac{1}{2}$ des Monddurchmessers um 9 Uhr 26 Min. Die Finsternis wird in Australien, Afrika, in der Südhälfte Asiens und in Europa sichtbar sein.

Die fünfte ist eine totale Sonnenfinsternis. Dieselbe ereignet sich am 22. Dezember und währt auf der Erde überhaupt von 10 Uhr 48 Min. vormittags bis 4 Uhr 4 Min. nachmittags. Sie wird in der Nordhälfte Südamerikas, im Atlantischen Ozean, in Afrika, mit Ausnahme des nordwestlichen Teils, und in Arabien beobachtet werden.

Januar

Gereimter Witterungs-Kalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte das hinter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagswind, auf Tage schon Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Kot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wandrer böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitren Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf zwölfse zeigt. — Regen in der frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn seiner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Neumond den 1. nachm.
 9 U. 40 M. Kalt. Unsichtbare Sonnenfinsternis.
 Erstes Viertel den 9. vorm.
 1 U. 12 M. Trüb und kalt.
 Vollmond den 17. vorm.
 6 U. 9 M. Windig. Sichtbare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 24. nachm.
 4 U. 29 M. Hell und frisch.
 Neumond den 31. vorm.
 9 U. 42 M. Sehr kalt.

Der Undankbare.

Eine alte Geschichte, neu erzählt von Wils. Fischer.



or vielen, vielen Jahren strömten einmal die Bürger der goldenen Stadt Mainz scharenweise zum Rabenstein hinaus, um einige arme

Sünder henken zu sehen. Es waren ein paar Raubritter und ihre Genossen, die, von den tapfern Städtern besiegt und gefangen, jetzt den Lohn ihrer Frevelthaten empfangen sollten. Einer nach dem andern wurde von Meister Hans die Leiter hinauf geführt und, nachdem ihm die Schlinge um den Hals gelegt worden, hinabgestoßen, daß sie sich zuzog, bis er unter krampfhaften Zuckungen seinen Geist aufgab — ein graufiges Schauspiel an dem schönen Herbstmorgen, der mit unbewölktem Himmel so hell und freundlich auf das Rheinthal niederlag.

Jetzt kam die Reihe an einen schlanken Jüngling, Dietrich von Rablenfels. Schwantenden Schrittes stieg er die Leiter empor, sein ganzes Leben flog noch einmal blisschnell an seiner Seele vorbei: er hat von Ehre und Beute, von Sieg und Ruhm geträumt — und nun war dies das Ende — der Strick! „Es ist vorbei!“ murmelte der arme Junge, da fiel sein Blick, der irr über die gaffende Menge hinglitt, auf die ehrwürdige Gestalt des treuen Lehrers, von dem er einst sein bishigen Latein in der Klosterschule gelernt hatte, und zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend, rief er mit gellender Stimme: „Fauste, hilf! Fauste, rette mich!“

Der hochberühmte Mann erkannte seinen frühern mißratenen Zögling, und ihn dauerte des jungen Bluts; er winkte dem Henker, er redete leise und eifrig mit den Herren; sie willfahrten dem angesehenen Mitbürger und gaben ihm auf seine dringende Fürbitte hin den Junker frei.

Wie im Traume stieg Dietrich wieder hinunter und folgte stumm seinem Ketter in das einsame Haus, das derselbe ganz allein mit einigen Dienerboten bewohnte. Erst als er in dem altertümlichen Studierzimmer des gelehrten Doktors an dem schwarzen Eichentische saß, fand er, durch Wein und Loh gestärkt, seine Sprache wieder und ließ seinen innigsten Dank in den schönsten Worten ausströmen. Er hätte etwas mehr thun können: im Schuh versteckt und von keinem Häscher entdeckt trug er einen güldenen Ehrenpfennig, den er einst bei einem Turniere errungen hatte, und sein Gewissen drängte ihn, dies Schaustück dem guten Doktor als kleinem Beweis der Erkenntlichkeit zu verehren. Aber: „Er hat mehr als ich!“ dachte der kluge Dietrich hinwiederum; „ich will dem armen Zaubermeister nichts bringen, sondern im Gegenteile wo möglich noch etwas von ihm holen, wenn's auch nicht gleich der Stein der Weisen ist.“

So regten sich mit dem neu geschenkten Leben auch wieder die alten Gelüste und Begierden und bittend fuhr er fort: „Herr Doktor, Ihr halt mich vom Galgen losgebeten, das vergess' ich Euch nicht. Aber ein wacker Mann thut nichts halb. Ich bin ein armer Teufel und nenn' auf der weiten Welt nichts mein als meinen Adel und was ich auf dem Leibe trage. Ihr könnt mehr als Brot essen, das weiß jedermann. Helft mir durch Eure geheimen Künste voran, bringt mich zu Ehren und Macht. Als Bub' hab' ich schlecht bei Euch aufgepaßt, wollt Ihr mich aber jetzt in Eure Zaubereien einweihen, so sollt Ihr den gelehrigsten Schüler an mir finden.“

Faustus sah ihn scharf mit seinen durchdringenden Augen an und sprach: „Du bist nicht blödd, doch so lieb' ich die Jugend. Ich hab' meine Wissenschaft nicht umsonst. Von dem großen väterlichen Vermögen ist mir nur dies Haus geblieben, erworben hab' ich nichts als diese Schriften und Geräte,“ und dabei deutete er auf allerlei Instrumente, Gläser und Weltkugeln hin, die auf dem Tische und in den Schränken standen. „Dazu ein wenig unfruchtbarer Ruhm und hohe Künste, die andern nützlicher als mir selber sind. Ich vermag in den Sternen zu lesen und zukünftige Dinge voranzusehen und wunderkräftige Tränklein zu kochen, aber Gold machen kann ich nicht. So muß ich bescheidenlich leben, auf manches verzichten, und weiß oft kaum, meinen einzigen Sohn, der in Welschland studiert, auf der hohen Schule zu erhalten. Undank ist der Welt Lohn. Schon vielen



Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen,
Regenbogen am Abend, den Hirten labend. —
Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen
verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns
gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
er steigend sich erhebt, bringt Regen, doch klar
Weiter, wenn er fällt. — Dicker Abendnebel
hegen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn
kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang reglig
war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
warm und klar. — Winternebel bringt Tau
warm und klar. — Winternebel bringt Tau
bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg
das Gestein. — Des Stinknebels Gewalt
macht's Wetter rau und kalt.



28 Tage.

Erstes Viertel den 7. nachm.
9 U. 30 M. Schneefall.

Vollmond den 15. nachm.
10 U. 49 M. Trüb u. kalt.

Letztes Viertel den 23. vorm.
0 U. 27 M. Regen.

hab' ich geholfen, aber wenn sie zu Glück und Reichthum gelangten, so vergaßen sie mein und sahen sich nicht mehr nach der Leiter um, auf der sie emporgestiegen. Man verliert fast die Lust, immer auf Fels zu stehen, bei! und dein Name ist gerade Kahlenfels. Und doch, wenn ich wüßte, daß du besser wärest als die andern, der Wohlthaten würdig, von Herzen dankbar —

Da unterbrach ihn Dietrich und versieß ihm mit den prächtigsten Worten, er wolle erkenntlich sein bis zum Tode, und alles, was er durch des Doktors Unterweisung erlange, nur als ein Darlehen, als ein anvertrautes Gut betrachten, stets zur unumschränkten Verfügung des gütigen Herrn. „Es ist eine Schande,“

sprach er nachdrücklich, „daß die Welt einen solchen Mann darben läßt. O hättest du nur die Mittel, Herr Doktor, Ihr solltet nicht klagen; wär' ich Kaiser, Ihr müßtet mein erster Freund und Rathgeber, und Euer fürtrefflicher Sohn mein Kanzler sein!“ Wohlgefällig hörte Faustus zu, doch eh' er antworten konnte, trat seine Haushälterin ein und sprach: „Herr Doktor, der Bauer, den Ihr neulich von seinem hitzigen Fieber



„Trink einmal, das ist ein ganz besonderer Wein.“

kuriert, hat soeben zwei feiste Rebhühner gebracht, soll ich sie anrichten für heut mittag?“ — „Sieh da!“ rief Faustus lächelnd, „es giebt doch noch Dankbarkeit in der Welt! Jawohl, rupfe beide, vielleicht hab' ich einen Gast — richte aber erst an, wenn ich dir's sage.“ Dann fuhr er, zu Dietrich gewendet, freundlich fort: „So will ich denn auch deinen Worten trauen und für dich thun, was in meinen Kräften steht. Trink einmal, das ist ein ganz besonderer Wein.“ Dabei schob er ihm einen seltsam geformten Becher zu, dessen Inhalt wie süßes Feuer durch die Kehle des Junkers strömte. „Vor allen sag mir an, wie kommt's, daß du als habloser Knappe im fremden Dienste stehst und

nicht längst Besitz vom Erbe deiner Ahnen ergriffen hast?“

„Ach, Herr Doktor,“ erwiderte Dietrich, „mein seliger Vater war ja der jüngere Sohn, sein älterer Bruder der Erbe. Der ist nun freilich längst ins Morgenland gezogen und wohl tot und hin, allein seine geizige, kinderlose Wittib hält das Schloßlein fest in ihren Klauen, und den Tod meines Oheims ihr beweisen kann ich nicht.“

Faustus schüttelte den Kopf und trat vor einen Zauberspiegel hin, der ihm jedoch nicht sein eigenes Antlitz, sondern eine Reihe wechselnder Bilder zeigte. „Ich hab's!“ rief er plötzlich dem gespannt starrenden Junker zu. „Geh zum Ritter Brömser von Rüdelsheim, mehr

sag' ich nicht, und in acht Tagen bist du Erb- und Grundherr zu Kahlenfels!“

„Ich, Herr von Kahlenfels!“ jubelte Dietrich, „von Burg und Bam, von Feld und Wald, von Wies' und Weinberg! — Herr Doktor, wenn's eintrifft! Ihr sollt mich kennen lernen!“ Damit griff er nach seinem Hute.

„Du willst nicht zum Essen bleiben?“ fragte Faustus, seiner Eile lachend, „nun dann nimm noch einen Becher Weins, — und gute

Verrichtung!“ — Kaum war eine Woche vergangen, da kehrte Dietrich nach Mainz zurück, diesmal hoch zu Ross, in prächtigem Anzug, den Goldpfennig an einem Kettlein um den Hals tragend, eine stolze Feder auf dem Hut und von zwei Keisigen begleitet.

„Doktor!“ rief er, stürmisch eintretend, „Ihr seid ein Goldkerl! Alles ist nach Wunsch gegangen. Ritter Brömser hat den Tod meines Oheims, seines Waffengefährten, vollkräftig bezugt und mir zu meinem Rechte verholpen, die böse Muhme singt im Kloster Miferere, und ich bin freier Herr von und zu Kahlenfels!“

„Ich wünsche von Herzen Glück,“ sprach Faustus

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee, den uns der Lenz entfernte, löst zurück und reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn und ein Tag Regen, gleicht aus in Nahrung und Höhe den Segen. — Mag der Mensch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben fünfzigem Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Eichen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen gut, auch Reggen im März dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Neumond den 1. nachm.
10 U. 32 M. Schnee u. Regen.
Erstes Viertel den 9. nachm.
6 U. 31 M. Aufsteigend.
Vollmond den 17. nachm.
0 U. 19 M. Hell u. frisch.
Letztes Viertel den 24. vorm.
7 U. 26 M. Unfreundlich.
Neumond den 31. nachm.
0 U. 9 M. Sonnenschein.

höflich, „und darf den Herrn Ritter wohl um ein kleines Darlehen angehen? Soeben habe ich einen jämmerlichen Brief von meinem armen Sohne erhalten.“

„Wie leid mir das thut!“ sprach Ritter Dietrich und wurde rot. „Aber da kommt Ihr leider an den Unrechten. Ich hab' schon zu Geld gemacht, was sich nicht wehrte, Frucht und Wein, und doch kaum genug für die notwendigsten Ausgaben erlangt. Daß ich mich in Schulden stürzte und den Wucherern in die Hände gebe, verlangt Ihr doch nicht. Aufgehoben ist nicht aufgehoben. Wißt Ihr was? Verkauft Euer Haus — was thut Ihr einzelner Mann mit dem Steinhaufen? Schickt Eurem Sohn einen Notpfennig und leih den Rest mir. Zieht mit mir auf mein Schloßlein, ich muß Eurer hohen Kunst noch mehr genießen. Kommt Zeit, kommt Rat. Wenn der junge Doktor aus Weichland heimkehrt, so findet sich wohl eine passende Stelle für ihn.“

Faustus warf einen wehmütigen Blick auf seinen verschliffenen Dalar und dann auf den stattlich gekleideten Ritter, faste sich aber rasch und antwortete: „Es ist mir mehr um den Jungen als um mich zu thun, und wenn ich für ihn Eures mächtigen Schutzes und Einflusses sicher wäre, Herr Ritter —“

„Kein Wort mehr! Verlaßt Euch auf mich!“ rief Dietrich mit Nachdruck. —

Der Verkauf fand statt, und Doktor Faustus bezog mit seinen Schriften und Geräten ein Turmzimmerchen auf Kahlenfels.

Manche Stunde widmete er getreulich der Unterweisung des Burgherrn und machte sich auch sonst auf mancherlei Weise nützlich. War ein Mensch oder Vieh krank: er heilte sie. Es mangelte an Wasser auf der steilen Höhe: er wies ihnen in der Ede des Burghofs eine Stelle, sie gruben nach und fanden den köstlichsten Brunnen. Er riet, den felsigen Landrücken zu durchgraben, der den Bergkegel auf der Ostseite mit den nächsten Anhöhen verband; es geschah, und jetzt stand das Schloßlein uneinnehmbar da. „Doktor, Ihr seid ein Goldkerl!“ sprach der Ritter oft freundlich zu ihm, und auf diese Anerkennung gestützt, wagte Faustus seinen Sohn für die freiverdende Ratschreiberstelle im Städtlein Kahlenfels vorzuschlagen. Aber Dietrich schüttelte den Kopf. „Was soll Euer gelehrter Herr Sohn in dem kleinen Neste?“ fragte er schmeichlerisch. „Der muß in eine große Stadt oder an einen Fürstenhof. Und überdies hab' ich

dies Pöstchen schon einem armen Unverwandten versprochen, der nichts Besseres werden kann. Hätt' ich nur mehr Einfluß, wär' ich ein Graf oder Reichsfürst, wie wollt' ich Eurem Sohn verforgen! Doch Geduld! Es findet sich schon eine Gelegenheit.“ Faustus zuckte die Achseln und schwieg.

Eines Tags ward auf Burg Kahlenfels ein schöner junger Mann gefänglich eingebracht, der unbefugterweise in den Schloßwäldern das edle Weidwerk gepflegt und die Diener des Ritters, die ihn störten, mit großem Übermut behandelt hatte. Ritter Dietrich, selbst ein gewaltiger Jäger, verstand in solchen Dingen keinen Spaß, und schon schritt er zornig auf den Gefangenen zu, als Faustus, der rasch einen Blick in seinen Zauberpiegel geworfen hatte, ihm zurannte: „Um alles in der Welt, Herr Ritter, begegnet dem Fremdling nur freundlich!“ Dietrich war schlau genug, diese Warnung zu beachten; er löste die Bande des Jünglings, entschuldigte seine übereifrigen Diener, bewirtete ihn bestens, unterhielt sich höflich und verständig mit ihm und ließ ihn am andern Tage ungefährdet ziehen, ohne weiter nach seinem Namen und Stande zu fragen. Die reiche Frucht dieser Gastfreundschaft zeigte sich bald. Der Fremdling war des Kaisers Sohn gewesen, der, um Land und Leute kennen zu lernen, in schlichtem Gewande das Reich durchzogen und seinem Vater viel Günstiges über den wackern Ritter Dietrich berichtet hatte. Zum Dank überbrachte ein kaiserlicher Herold ehrenvolle Grüße und ein Pergament mit großem Siegel nach Kahlenfels: der Ritter war zum Grafen erhoben und mit der Verwaltung einer reichen Stadt und eines weiten Gebietes betraut worden. Jubelnd zog er von seinem Schloßlein, wo er einen getreuen Kastellan zurückließ, in die stattliche Kaiserpfalz hinein. Doktor Faustus mußte ihm natürlich folgen.

Warum trübte der sonst so weise Mann die ersten Stunden des neuen Glückes seines Gebietes durch eine unzeitige, wenn auch bescheidene Bitte? „Doktor,“ rief Graf Dietrich mißmütig, „ich bin kein Lumpenhund, den man fortwährend an seine Schulden erinnern muß. Ich weiß recht wohl, was ich Euch verdanke. Aber was ich thun will, thut' ich gern aus mir selbst. Laßt mich nur erst einmal zu Atem kommen.“

Dazu schien er ziemlich lange Zeit zu gebrauchen, denn schier ein Jahr verging, und noch war von keiner Entschädigung, geschweige denn von einer Belohnung, die Rede. Auch strahlte das Antlitz Dietrichs nicht mehr von Zufriedenheit. „Da hab'

April

30 Tage.

Halten Vint' und Weid' ihr Wipfelsaub
lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühjahr
im Gange. — Viel Buchnisse und Eichel, und
dann wird euch der Winter nicht schmeicheln. —
An schönen Herbst und gelinden Winter
glaubt, werden die Bäume schon im September
entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum Res-
ember hinein, wird strenger Winter kein
kurzer sein. — Wenn am Schlehdorn vor
Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
Reggen vor Jakobi empfängt. — Um Den
und Korn wird schlimmer es sehn, je später
wir Blüten am Schlehdorn sehn. — Viel
Hopfen, viel Korn, viel Speiß' und Trank
und Gott dem Herrn verdoppelten Dank!



Erstes Viertel den 8. nachm.
2 U. 19 M. Nebel u. Frost.
Vollmond den 15. nachm.
10 U. 50 M. Veränderlich.
Letztes Viertel den 22. nachm.
2 U. 28 M. Sonnig u. warm.
Neumond den 30. vorm.
2 U. 37 M. Abwechslend.

ich gemeint, Graf wär' schon was Rechtes," murzte er einft. „Was ist's? Plage hinten und vorn. Man verdirbt's mit den Bürgern oder mit dem Kaiser, er ist auch ein wunderlicher Herr. Ich möchte Herzog sein, da könnte man sich regen und etwas Ordentliches für seine Freunde thun. Was meint Ihr, Doktor? Was seht Ihr in Eurem Spiegel?"

„Ich seh' einen Herzogshut," antwortete Faustus sinnend, „aber er wird nicht auf krummen und dunklen Wegen gewonnen. Laßt ab, edler Graf, von den Mißvergüuligen und Verschwörern, steht fest zu Kaiser und Reich, er wird die Treue belohnen, besser als . . .“

„Nicht besser, als ich deinen Rat, Mann, wenn du die Wahrheit sprichst!" unterbrach ihn Graf Dietrich mit funkelnden Augen. „Ich glaub', Ihr habt recht, Doktor, ich glaube selbst, Ehrlichkeit ist und bleibt die beste Klugheit. Hoch Kaiser und Reich! Laßt mich erst Herzog sein, dann sollt Ihr Euer Wunder an mir sehen.“

Er sagte sich von den Spießgeßellen los, mit denen er seit einigen Monaten im geheimen Pläne gegen den Kaiser geschmiedet hatte, hielt fest an seinem Wohlthäter und Oberherrn, half ihm kämpfen und siegen, und ward auf der Wahlstatt selbst mit dem Herzogtume des gefallenen Rebellen belehnt, der blutig und mit verzerrten Zügen im Sande lag.

Dies alles verdankte er dem treuen Räte des weisen Doktors, der ihn bei der Rückkehr mit herzlichem Glückwünschen empfing und bescheidenlich nur um Wiedererstattung der kleinen Summe bat, die er einft dem armen Ritter von Kahlsfels vorgehoffen hatte.

„Fauste, Fauste, sonst so weise, sei kein Narr!" brummte der junge Herzog, gutmütig lächelnd. „Mein Bentegeßel hab' ich an hundert andern Stellen nötig, um alte Anhänger zu stärken und neue zu gewinnen. Was schwäzest du jetzt von der Kleinigkeit, von alten vergessenen Geschichten? Argere mich nicht! Du könntest was Besseres thun. Ich hab' deine Macht erprobt, ich weiß, daß ihr nichts unmöglich ist. Vollende dein Werk: mach' mich zum Kaiser, Fauste, und das Reich soll dein gedeckter Tisch sein!"

„Mächtiger Herzog," sprach Faustus, „ständ' Euer Wort so fest als Euer Glaube —“

„Wage nicht, daran zu zweifeln!" unterbrach ihn Herzog Dietrich stürmzend.

„So geht hin, werbet Euch um die Tochter des Kaisers, er verlaget Euch ihre Hand nicht, und

sein Sohn, einft Euer Gast, lebt nicht mehr lange.“

Zwei Monate später ward im Rosengarten bei Worms eine prächtige Hochzeit gefeiert, wie sie der Rhein noch nicht gesehen hatte. Der Glanz des ganzen Reichs war an einem Punkte versammelt; lustig wehten die Fahnen und die Wimpel der Zelte, hell klangen die Geigen und Trompeten, Turnier und Tanz wechselten miteinander ab, ein Springbrunnen spie weißen, ein anderer roten Wein hoch in die Luft, ein Knäblein, wie ein Engel, fuhr unten im Becken in einer Wuschel auf der duntigen Flut und kredenzte jedem Durstigen einen vollen Becher, ganze Ochsen wurden gebraten für die hungrige Menge, und überall herrschte Jubel und Fröhlichkeit, denn dem mächtigen Herzog Dietrich ward des Kaisers einziges Töchterlein angetraut.

Und als im folgenden Herbst der Kaiserjohn auf einer wilden Jagd den Hals brach und sein greiser Vater ihm vor Kummer und Herzeleid bald in die Grube folgte, da erwählten die Fürsten einmütig seinen Eidam zum Herrn und Gebieter des heiligen römischen Reichs.

Mit großer Pracht und Herrlichkeit ward Dietrich zu Aachen gekrönt, die Feier, der Aufzug, die stolze Mahlzeit war vorüber; etwas ermüdet hatte sich der neue Kaiser in die innern Gemächer seines Palaßes zurückgezogen, wo er abgespannt auf einem weichen Pfluhle ausruhte und die wechselvollen Bilder seines bewegten Lebens an seiner Seele vorübergleiten ließ.

Da öffnete sich geräuschlos die Thür, und blaß und gebeugt, in fadenscheinigem Gewande trat Doktor Faustus ein.

„Erhabener Gebieter," begann er, ohne den finstern Blick des Kaisers zu beachten, „ich bringe Euch in tiefer Demut meinen Glückwunsch dar. Ihr habt nun das Höchste erreicht, was einem Sterblichen beschieden ist, Ihr seid der erste und gewaltigste Herr der Christenheit. Aber während Euer Stern getiegen ist immer höher und strahlender, hat der Eures Dieners sich geneigt und ist dem Untergange nah. Meine Kunst, oft andern zum Heil, hat meinen Sohn nicht retten können; er ist gestorben — an gebrochenem Herzen. Ich selbst bin arm und schwach, alt geworden vor der Zeit, matt und lebensmüde. Der Glanz und das Geräusch des Kaiserhofes passen nicht für mich. So laßt Euren Diener in Frieden heimfahren und in stiller Ruhe die paar Tage verleben, die ihm noch vergönnt sind, weiter verlange ich nichts.“

„Verwegener!" herrschte ihn der Kaiser an, „was

Ma i

Laßen die Krösche sich hören mit Knarren, wirst du nicht lange auf Regen harren. — Wenn der Kroschlauch im Lenz tief im Wasser war, auf trockenem Sommer deutet das; liegt er nach nur oder am Ufer gar, dann wird der Sommer besonders naß. — Wenn Johanniswürmchen schön leuchten und glänzen, kommt Wetter zur Lust und im Freien zu Lagen; verbirgt sich das Tierchen bis Johanni und weiter, wird's Wetter einwoellen nicht warm und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wetter prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter sich wenden, geschieht's bei Regen, wird bald er enden.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 8. vorm. 7 U. 14 M. Sonnenschein.
- Vollmond den 15. vorm. 7 U. 14 M. Hell und warm.
- Fünftes Viertel den 21. nachm. 10 U. 25 M. Sonnig u. mild.
- Neumond den 29. nachm. 5 U. 51 M. Trübes Wetter.

störst du meine Ruhe, die alle andern ehren? Was dringst du hier ein, und der Zutritt ist jedermann untersagt? Ich kenne deine Vermessenheit wohl, deinen scheinheiligen Stolz; ich durchschaue dich. Unter deinen glatten Worten verbirgt sich eine schwere Anklage, eine Majestätsbeleidigung. Ich soll schuld am Tode deines Sohnes sein, nicht wahr? Schlag lieber an deine eigene Brust und frag dich, ob es nicht eine gerechte Strafe des Himmels über deine verfluchte Schwarzkunst ist!"

"Gnädigster Herr Kaiser," erwiderte Faustus, erregt, "lästert nicht das einzige, was ich noch besitzen, meine Wissenschaft. Ihr selbst habt es ja nicht verschmäht, Euch in sie einweihen zu lassen —"

"Warum?" fiel der Kaiser ein. "Um dich zu überwachen, um Schlimmeres zu verhüten, um andere zu bewahren vor deinen höllischen Tücken und Mänten! Ich habe Mitleid mit deinen grauen Haaren, sonst —"

"Ich verlange kein Mitleid, sondern nur Gerechtigkeit!"

"Wagst du mir zu trotzen, Mensch? Weißt du, mit wem du sprichst? Mit dem Kaiser, dem Schirmer göttlichen und weltlichen Rechts, dem Verfolger der Bosheit und Zauberei! Gerechtigkeit? Sie soll dir widerfahren auf dem Scheiterhaufen! Wachen, he! holla!"

Aber da erhob sich die gebeugte Gestalt und trat ehrfürchtig auf ihn zu, da faßte Faustus unbedenklich den geheiligten Arm und schüttelte den Erstaunten kräftig: "Sachte, Herr Kaiser! Ver-

schwinde, Schein! Wirklichkeit, tanch wieder auf! Erwache, Dietrich!"

Und er erwachte, wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er sah nicht mehr im Prunkgemach zu Nachen, sondern in des Doktors Studierstube zu Mainz, er war nicht mehr Kaiser, sondern der arme, eben vom Galgen losgebettelte Junker von

Kahlenfels, der geleerte Zauberbecher, dem all die stolzen Träume entstammten, stand dort auf dem schweren Eichen-tische, und Doktor Faustus rief verächtlich lächelnd der wieder eintretenden Schaffnerin zu: "Ich hab' mich besonnen, richte nur ein Rebhuhn an, Junker Ingratus (der Undankbare) speißt nicht mehr mit mir!"

Dreimal Prosit!

"Mein Gott, Herr Doktor," rief eine eingebildete kranke Frau dem schnell herbeigerufenen Arzt entgegen, "denken Sie mir, ich habe in der letzten Nacht dreimal hintereinander geniest. Was sagen Sie dazu?" "Dreimal Prosit," entgegnete phlegmatisch jener.



"Verschwinde, Schein! Wirklichkeit, tanch wieder auf! Erwache, Dietrich!"

Gefährliche Drohung.

Ein gegen Seekrankheit gefeierter, aber doch sehr wackeliger Bauer bestieg den Dampf am Starnbergersee, und seine Bewegungen gefährdeten nicht bloß stehende gebliebene Teller, Gläser und sonstige zerbrechliche Gegenstände, sondern er rempelte auch

Juni

Eine Eifer allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch steigt das Eisternpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Graemlich, eh' treiben die Nebel, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, hab' bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nicht verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, brinat gut Nash dem Winterfah. — Hat Nebardus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

Erstes Viertel den 6. nachm.
8 U. 33 M. Raube Luft.
Bollmond den 13. nachm.
2 U. 30 M. Regen u. Wind.
Letztes Viertel den 20. vorm.
8 U. 7 M. Feucht.
Neumond den 28. vorm.
9 U. 25 M. Warm. Unsichtbare Sonnenfinsternis.

die Jahrgäste an. Darob erzürnt rief der Steuermann dem Bäuerlein zu: „Wollen Sie einmal niederhagen und ruhig sein, sonst werfe ich Sie in den See!“ Schlagfertig, wie der Landmann von Hause aus war, zwinkerte er mit den Augen, um dem Befehlshaber seinen Unwillen kundzugeben, und brüllte: „Bald' st mir dös noch mal sagst, lauf' i' die ganze Lachen aus, nachha kamst mit de'm Schlitten auf'm Sand heimfahren!“

Bedenkliche Schadenfreude.

Nachdem sich die Kompagnie eines — schen Regiments in Parade aufgestellt hatte, befahl der kommandierende Offizier, daß der Soldat Schmidt vortreten solle. Derselbe tritt vor die Front und erhält für ein begangenes Dienstvergehen 20 Stockschläge von dem dazu bereitstehenden Korporal. Nachdem er dieselben mit großer Ruhe empfangen, fängt er an, laut zu lachen; erzürnt läßt ihm der Offizier noch einmal dieselbe Zahl Hiebe aufzählen, der Delinquent lacht noch stärker. Als nun der Offizier aufs höchste ergrimmt ruft: „Keel, warum lachst du?“ sagt jener schmunzelnd: „Ich bin gar nicht der Schmidt, der das gethan, das ist ja Schmidt der zweite gewesen.“

Amliche Heilkraft.

Kommissarius: „Was wollen Sie, Frau?“
Frau: „Ach, Herr Kommissarius, Sie können gar so erschrecklich fürchterlich thun, mögen Sie mich nit recht erschrecken — ich habe den Schlucken, da thät' er mir vergehn.“



Der fahrende Musikant.

(Aus „Hortus deliciarum“ von K. Eichrodt.)

Das Waldhorn an der Seite,
Mein klingendes Geleite,
So fahr' ich in die Weite
Und blas' von Ort zu Ort.

Ich bin zu spät geboren:
Ich poch' an allen Thoren,
Ich läut' an allen Ohren —
Doch ist das Glück schon fort.

Mein Höslein blieb am Dorne,
Mein Schuh klappt hint und vorne,
Doch prunk' ich mit dem Horne,
Das giebt gar flotten Glanz.
Den Mantel muß ich missen,
Mein Röcklein ist zerrissen,
Mein Hüttelein ist verschliffen —
Mein Mut ist aber ganz.

So wandr' ich ohne Sorgen
Welkein am lichten Morgen,
Und will der Wirt nicht borgen,
Blas' ich ein' Aria.
Und blas' ich immer frecher,
Flugs füllt sie mir den Becher,
Die Freundin aller Zecher,
Die edle Musfka.

Edwig Pfau.

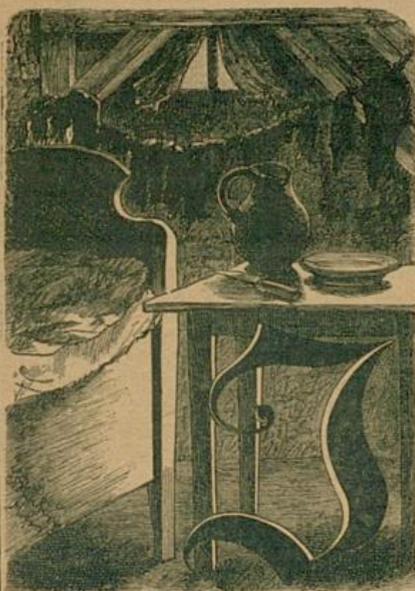
Juli

31 Tage.

Dampf das Strohbad nach Gewitterregen, kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht schand, sie nähren der Luft und dem Lande. — Merkt, daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die Rufen anwärts streckt und in die Höh' die Schwänze reckt. — Siebt Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschont. — Sommers-Höhenrauch in Menge ist Vorbote von großer Winterstrenge. — Sind abends über Blies' und Fluß Rebel zu schauen, wird die Luft schön anhaltend Wetter krauen. — Staudregen wird guter Bete sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



Erstes Viertel den 6. vorm.
6 U. 31 M. Frisch u. sonnig
Vollmond den 12. nachm.
9 U. 34 M. Trocken. Sichtbare Mondfinsternis.
Letztes Viertel den 19. nachm.
8 U. 17 M. Sonnig u. warm.
Neumond den 28. vorm.
0 U. 32 M. Sehr warm.



Der Lumpensammler.

St er denn wirklich gestorben, der gute „Deubel“? — „Mein Gott, ich kann mir nicht denken, daß ich den „Deubel“ nicht mehr sehen soll!“ So klagten ein paar Weiber untereinander angesichts des

Totenwagens, der in einer engen Straße vor einer Schnapschenke wartete. „War's ein guter Mann trotz seiner Schrullen, ein guter Mann — viel reden, das that er nicht, aber er fuhr immer den kleinen Karl auf seinem Lumpensack zur Schule — ja, Karlehen, das Schulfahren ist nun zu Ende! Der Jung' versteht das Sterben noch nicht — lauf und wasch dir das Gesicht am Brunnen, du sollst den guten „Deubel“ auf seiner letzten Fahrt begleiten — ich sag' zu meiner alten Mutter: Mutter sag' ich, die Wäsche kann warten, ich muß mit „Deubels“ Leiche gehen, das laß' ich mir nicht nehmen, Mutter — Gott weiß, es sterben viele Leute im Armenviertel, und wenn man immer hinterher sein wollte! Aber der „Deubel“ war was Apartes — ich war eine wilde Nange zu Kindeszeiten, aber dem „Deubel“ hätt' ich nichts anhaben können, nein; er ging so seinen ruhigen Schritt, und wenn er aufblickte, war's — na, ich weiß nicht, wie's war, aber ich hätte ihn nichts anhaben können.“

Unter dem Fenster der Schenkstube lungerten

einige verwahrloste Männer und Burische, und sie lachten laut und machten ihre schlechten Spässe über die lamentierenden Weiber. Stumm und teilnahmslos traten unterdessen die beiden Leichenträger in die Schenkstube; sie zogen ein böses Gesicht, als ihnen einer der Burischen zurief: „Glauben Sie vielleicht, der „Deubel“ wohnt parterre? Z Gott bewahre, der „Deubel“ logiert ordentlich erste Etage; nur immer hinauf, meine Herren!“

Eine schmale Leiter führte von der Schenke hinauf zu einer Bodenkammer; die Männer erstiegen sie brummend, und die Kerls in der Schenke hatten ihre unabhängige Freude an dem Arger der Leichenträger. Keine Fallthüre schloß das obere Gelaß von der Schenkstube ab, aber der Mann, der da oben gehaust hatte, war Herr dieser Leiter gewesen, die er heranziehen oder herunterlassen konnte, je nach Belieben. Nun lag er im grobgezimmerten Armenfarge, eine lange, hagere Gestalt im saubern blauen Arbeitsittel. Das unratte, verwiterte Gesicht erzählte eine Geschichte von Arbeit, Entbehrung und Rechtschaffenheit. In tiefen Höhlen lagen die geschlossenen Augen, von unzähligen Falten umspielt, aber ein trotziger Zug um die verdorrten Lippen gab dem alten Totenantlitz einen wundersamen Ausdruck von Kindlichkeit. Die Leichenträger hatte weder Zeit noch Sinn, sich derartigen Betrachtungen hinzugeben. Sie schauten sich nicht einmal in der kleinen, sauber gehaltenen Bodenkammer um. Mechanisch griffen sie zu ihrem Handwerkszeug und begannen, den Sarg zuzunageln. Im Hintergrunde der Stube, in der Wand, befand sich ein kleines Fenster, das zu einer zweiten Bodenkammer führte. Unter diesem Fenster, dessen Scheiben mit Papier zugestrichelt waren, stand ein brennendes Wachslicht, und ein altes Weib mit andächtig gefalteten Händen hielt von hier aus die Totenwache. Aus ihrer Kammer drang ein starker Apfelduft in die Totenkammer.

„Ja, nun ist er tot,“ sagte die Frau und nickte feierlich mit dem Kopfe, „nun ist er wirklich und wahrhaftig tot und wird mir keine Scheibe mehr einschlagen. Nun wird er wohl denken, wenn sie ihm die Nägel so über dem Kopfe in die Bretter schlagen, Herrgott, wird er denken, Mühme Nische hat das auch immer mitanhören müssen, wenn ich

*) Aus: **Aus dem Kleinleben**. Erzählungen von S. Billinger. Verlag von Moritz Schönbach in Jahn.

August

Der Sidel vergiß nicht Barnabas, er sorget gern fürs längste Gras. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der Winter langeweß. — Im August Wind aus Nord jagt Unbesändigkeit fort. — Nebeltau im August ist sehr ungesund, ungereinigt Obst bring nicht in den Mund. — Wenn der Kuckuck lange nach Johanni schreit, so ruft er die teure Zeit. — Sind Laurentius und Barthelomäus schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Schön Wetter zu Maria Himmelfahrt verkündet Wein von bester Art. — Wenn großblumig wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde Sturmwind, so ist Tobille uns gelint.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 4. nachm.
- 1 U. 59 M. Sonnenschein.
- Vollmond den 11. vorm.
- 5 U. 15 M. Veränderlich.
- Letztes Viertel den 18. vorm.
- 11 U. 23 M. Schöne Witterung.
- Neumond den 26. nachm.
- 2 U. 32 M. Gewitter.

meine Nägel in die Wände schlug. Ja, und nun weiß er, wie's thut." Und Mubme Nitsche brach in Thränen aus: „Sachte, sachte," sagte sie zu den Leichenträgern, als sie den Sarg etwas unfaust auf die Seite legten, „Herrgott, ich will nicht sagen, daß er's nicht verdient hätte, denn so lange ich hier haufe, hat er mir keine ganze Scheibe gegönnt. Aber darum brauchen Sie ihn mir doch nicht so zu rütteln, nein, gewiß nicht. Ruhe sanft — sanft! Nicht daß er mir's immer sanft gemacht hätte — Herrgott, wenn ich so in der Dämmerung bei meinen Äpfeln saß und er's nebenan so laut mit dem „Deubel" hatte, ich habe ihm manchmal einen faulen Apfel an den Kopf geworfen, um Ruhe zu kriegen. Aber die Totenwache habe ich ihm doch gehalten; die Nachbarinnen mußten mir helfen, ihm sein frisches Zeug anzuthun, denn allein wär' ich nicht in seine Stube, nicht um die Welt! Und dann habe ich ihm von hier aus treue Wache gehalten. Jawohl. Und die kleine Wachskerze ist von meinem eigenen Geld gekauft, denn die paar Groschen, die er übrig gelassen, haben sie für die Leichenkosten genommen. . . ach Gott, ach Gott," unterbrach sie plötzlich ihre Rede, „nun tragen sie mir den alten Mann fort!"

Die Männer schafften in der That den Sarg zur Leiter hinab. Mubme Nitsche blieb laut schluchzend hinter ihrem Fenster stehen. Sie nickte fortwährend mit dem Kopfe und trocknete sich die Thränen mit der Schürze: „Ja, ja," murmelte sie, „so geht's, da hängen nun all seine Flicken und Flecken hübsch sauber längs der Wand und überleben ihn. Die roten hatte er am liebsten, „das sind meine Prinzen," sagte er und sie durften über seinem Bette hängen. Die schwarzen und braunen hing er ins Dunkle, „das sind die Deubelskinder," sagte er." Die Frau hielt in ihren Betrachtungen einen Augenblick inne; ihr Blick glitt über das ärmliche Lager des Verstorbenen hin: „Bloß einen Tag krank," murmelte sie, „und dann eingeschlafen wie ein Kind — wer's doch auch so gut hätte! Ach Gott, was sollt' ihn auch für eine Sünde gedrückt haben! Nur die letzte Scheibe hat er nicht bezahlt." Mubme Nitsche wurde plötzlich dunkelrot, es war ihr, als hörte sie ganz vernehmlich eine Stimme in ihrem Innern sagen: Mehr als genug hat er sie bezahlt! —

In der That, Mubme Nitsche war nicht diejenige Persönlichkeit, die bei irgend welchem Handel so leicht zu kurz kam. Sie lebte von dem, was sie auf ihre Ware schlug. So war ihr mit der Zeit

ihr kaufmännisches Talent derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie bei jeder nur einigermaßen günstigen Gelegenheit ihr Profitchen machte. Nun stand sie da, ein Bild der Reue. Sie konnte den Blick nicht trennen von dem Lager des alten Mannes. Da hatte er gelegen noch vor zwei Tagen, sie hatte ihn in ihrer Kammer stöhnen gehört und war ans Fenster getreten mit der Frage, ob ihm etwas fehle. „Durst!" hatte er erwidert, „Durst! Durst!" Mubme Nitsche war nicht freigebig von Natur, aber der Alte sah so verändert aus und das griff ihr ans Herz; sie wühlte lange unter ihren Äpfeln und brachte ihm endlich einen, der wirklich noch ganz annehmbar war. Der Kranke aß ihn mit Stumpf und Stiel und einer so seltsamen Hast auf, daß der Frau ganz wunderbar zu Mute wurde. Sie ging sogar mit dem Gedanken um, einen zweiten Apfel zu holen. Aber der Alte unterbrach ihren edlen Vorsatz plötzlich mit einem lauten, kräftigen „So!," das ungefähr klang als wollt' er sagen: „Nun hätt' ich's erreicht!" legte sich auf die Seite und starb.

Der Gedanke an diesen Apfel erleichterte Mubme Nitsches Gewissensqualen um ein großes. „Der Apfel," sagte sie und nahm ihr Lichtlein und schloß das Fenster, „der Apfel hat ihm doch recht geschmeckt. Gott hab' ihn selig."

Die kleine Kammer war verlassen. Die Frühlingluft, welche zu der offenen Dachlufe hereinströmte, bewegte die Lappen und Bliden an der Wand leise hin und her. Auf dem Tische stand ein irdener Krug, ein zinnerner Teller daneben und ein rostiges Messer. Das harte ärmliche Lager nahm den besten Platz in der Stube ein. Oben an der Dachlufe flatterte ein kleiner Vorhang, aus lauter roten Lappen zusammengeslickt. Die friedliche Stille des Gelasses wurde plötzlich durch lautes Lachen und Rufen unterbrochen: — eben war der Tote hinweggetragen, nun schwante die Leiter von neuem — ein paar Köpfe erschienen in der offenen Luke, die Burche waren's aus der Schenkstube. Sie schauten sich neugierig um mit Blicken, die gewohnt waren, die Dinge im Fluge zu schätzen. Bisher waren sie nie oben gewesen; der alte Mann hatte sie nicht aufgefordert, ihm Gesellschaft zu leisten, er zog immer die Leiter schnell nach sich hinauf. Und etwas in seiner Miene hatte die groben Gesellen abgehalten, bei ihm einzudringen. Der alte, stille Mann mit dem Blick nach innen, der tagaus, tagein unermüdet seinen Geschäften nachging und des Nachts laute, heftige Unter-

September

Septembers-Gewitter sind Verkäufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten Lind Wetter wir. — In diesem Herbstnebel seh' ein Zeichen von viel Wintersänee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtelober der Halle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Blah Jakobus weiße Weltchen in die Höhe, sind's Winterblüten zu diesem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



30 Tage.

- Erstes Viertel den 2. nachm.
- 8 U. 6 M. Regnerisch.
- Vollmond den 9. nachm.
- 2 U. 24 M. Windig u. kühl.
- Letztes Viertel den 17. vorm.
- 5 U. 21 M. Abwechselnd.
- Neumond den 25. vorm.
- 3 U. 13 M. Bringt Sonnenschein.

haltungen mit dem Teufel pflog, er übte selbst auf die rohesten Gemüther eine gewisse geheimnisvolle Macht aus. Hinter seinem Rücken freilich spotteten und lachten sie. Aber wenn er des Abends durch die Schenke schritt, den großen Pack auf der Schulter, und auf ihr Hurufen, an ihrem Gelage teilzunehmen, mit einem Kopfschütteln erwiderte, da ließen sie ihn seinen beschwerlichen Weg in seine Kammer zurücklegen, ohne, wie sie es sich wohl hundertmal vorgenommen, die Leiter festzuhalten, wenn er sie zu sich heraufziehen wollte, oder ihm sonst einen rohen Schabernack anzuthun. „Der Teufel ist ein Gesel!“ sagten sie untereinander, wenn er verschwunden war.

Nun standen sie oben auf der Leiter und sahen sich in der verlassenen Kammer um. Sie hatten sich auf eine Art von Herenstube gefast gemacht, sie hatten velleicht auch gehofft, alle möglichen interessanten Dinge da oben vorzufinden, die sie hätten nach ihrer Art verwerten können. Der Mann war so alt und hatte immer gearbeitet — konnte er da nicht Schätze gesammelt haben? Die Burschen kehrten das Bett um, Schiebläden waren keine da. „Zum Donnerwetter“, sagte einer von ihnen und sah die Wand entlang, „nichts als Flicken!“

Sie standen noch eine Weile unthätig herum, dann traten sie den Rückweg an, indem sie weiter nichts zu sagen wußten, als daß der Teufel eben ein Gesel war.

Er hätte es freilich besser haben können, aber seine Erziehung stand ihm im Wege. Sein Vater, Weber seines Handwerks, war zugleich ein wunderlicher Heiliger. Wenn der Bursche nicht folgen wollte, schlug er ihn tüchtig durch und sagte: „Das ist der Teufel, der in dir steckt!“ Wenn er dasaß und nichts that — hush! hatte er eine tüchtige Schreiege — „der Teufel hat's wieder aufs Nichtsthun abgesehen!“ Der Junge mußte viel für den Teufel leiden, es war daher kein Wunder, daß er ihn seinerseits nach Herzenslust verfolgte und ihn wader durchschlug, wo er ihn nur erwischen konnte. Und er fand ihn in allen Ecken und Enden und in den verschiedenartigsten Gestalten. Bald glaubte er ihn in einer Fliege zu entdecken, die ihm um die Nase summt, bald in einem Obstbaum, an dem verlodende Früchte hingen. Und er verfolgte die Fliege und hieb mit aller Gewalt auf den Stamm des Obstbaumes ein und der sonst so mundaule Bursch wurde beredt, wenn es galt, den Teufel mit Schimpfwörtern zu verfolgen. Unter diesem wunderlichen Treiben schoß er allgemach zu einem

langen Gesellen auf, ohne daß er eigentlich klüger war als ein Kind. Zur Weberei wollte er nicht taugen, denn in seiner Zerstretheit verwirrte er immerfort das Garn, was er dann wieder als des Teufels Werk ansah, und riß und zog und schimpfte, bis der Vater über ihn kam und seinerseits durch kräftige Ohrfeigen und Prüge dem Jungen den Teufel auszutreiben suchte. Und so ging's eine Weile fort, bis der alte Weber endlich zur Einsicht kam — der Junge taugt nicht zur Weberei. Andere Versuche wurden mit ihm angestellt, zugerathet sandte man ihn aus, Lumpen zu sammeln. Und das war sein Beruf. Er gab sich demselben mit ganzer Seele hin. In seinen Augen kam alles, was schmutzig und häßlich und düster war, von seinem Todfeinde, dem Teufel. Und so wurde es ihm bald zur Leidenschaft, seine Flicken zu säubern, zu ordnen und nach Möglichkeit zu verschönern. Nachdem sein Vater gestorben, verschaffte ihm eine Frau aus seiner Kundschaft die Bodenkammer, in welcher er fünfzig Jahre ununterbrochen seinem Berufe oblag. Alle Welt kannte ihn und nannte ihn „Teufel“. Sein eigentlicher Name war mit der Zeit ganz in Vergessenheit geraten. Von Haus zu Haus ging seine Wanderschaft und überall wurde er freundlich behandelt. Manche Köchin ließ das Feuer auf dem Herde länger brennen, um ihm einen Teller Suppe warm zu halten. Er ließ sich ruhig was vorschwätzen, dankte und ging. Seine mißtrauische Natur, die in allem den Teufel witterte, ließ ihn jedweden Menschen gegenüber auf der Hut sein. Nur für die Kinder war er ganz Güte; er sprach nicht mit ihnen, aber wenn sechs auf seinem Lumpenack bodten, war's ihm nicht zuviel. Daß man ihm Gutes erwies und ihn fütterte, wo er hinkam, war sein Glück. Der gute Teufel war kein Geschäftsmann; er verschenkte, verklebte oder vergaß sein Geld. Ruhme Riße hielt ihm oft ob seines strafbaren Leichtsinns die eindringlichsten Reden.

„Nun, Teufel,“ begann sie des Abends unter ihrem Fenster, „nun, zeige mir mal deine Burschaft. (Er pflegte den Inhalt seiner Tasche gewöhnlich in den Zinnteller zu leeren, auf welchem er seine Wurst aß.) Komm nur hübsch mit deinem Teller heran, mein Alter, wir haben noch abzurechnen.“ Der alte Mann willfahrte gewöhnlich der Aufforderung seiner Nachbarin, aber sie war nie zufrieden mit dem Stande seiner Kasse. „Herrgott,“ fuhr sie auf, „ist das nun wieder alles, was der Mann zu Hause bringt — sechs Silbergroßchen!

Oktober

Warmer Oktober bringt frühwahr und sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen befähig, der fünftige Winter sei weiterentlig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktobers-Donner ist frühwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Wucherer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengere Winter fändel er Schmutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gotteslästerer beobacht.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 2. vorm.
- 2 U. 5 M. Schöne Witterung.
- Vollmond den 9. vorm.
- 1 U. 58 M. Trüber Himmel.
- Letztes Viertel den 17. vorm.
- 1 U. 9 M. Frostig.
- Neumond den 24. nachm.
- 2 U. 58 M. Regnerisch.
- Erstes Viertel den 31. vorm.
- 9 U. 2 M. Hell und sonnig.

Einen Silbergroschen bekomme ich für die Wäsche und viere für die neue Scheibe, die mir der Glaser heute früh gemacht hat — sind fünfse. Habe ich dir nicht schon hundertmal gesagt: lerne rechnen, Deubel, wer nicht rechnen kann, kommt zu nichts.“

Der Alte wandte ihr auf diese stets wiederkehrenden Ermahnungen gewöhnlich verdrießlich den Rücken zu, und dann geschah's oft, daß Ruhme Ritsche eine leise Nührung überkam, wenn sie ihn so gutmütig, so ohne allen Widerstand mit seiner übrigen Barchaft sich trollen sah. Aber der Hang nach Besitz war mächtiger in ihr als ihre guten Regungen; sie vermochte Geld, das sie einmal in der Hand hielt, nicht wieder ohne eine triftige äußere Notwendigkeit herauszugeben. Und sie beruhigte ihr Gewissen damit, daß sie dem alten Manne Sprüche der Weisheit aus ihrem Munde zukommen ließ, die nach ihrer Meinung Goldes wert waren. Er ließ sie reden. Hatte er doch ganz anderes zu thun, als seine paar Groschen nachzurechnen. Sein Dasein bestand in einem fortwährenden Kampfe gegen schwere Gelüste, die ihm der Deubel in seiner bodenlosen Niedertracht nicht aufhörte vorzuspiegeln. Kam er müde, durstig von seinen Wanderungen nach Hause, hörte er eine innere Stimme ganz deutlich sagen: „Du brauchst nur deinen Stock zu nehmen und dein Messer unten daran zu binden, damit kannst du dir einen Apfel um den andern aus Ruhme Ritsches Bodentammer holen — eine Kleinigkeit!“ Und die Stimme beschrieb ihm nun die Äpfel, die roten, die gelben — und die schönen braunen Reinetten.

Der also Versuchte näherte sich dem Fenster, den Stock in der Hand, das Messer — plötzlich aber, angeblickt der meist geflickten Scheibe kam er zu sich selber: „Verfluchter Deubel, böshafte Untier!“ fuhr er auf, sich in einen Schwall von Schimpfwörtern auslassend. Erreichte sein Unwille den höchsten Grad, so schlug er mit dem Stocke blindlings zu, bis Ruhme Ritsche laut kreischend ihn mit faulen Äpfeln warf. Vagen die Scheiben auf der Erde, war er beruhigt, legte sich in sein Bett und schlief den Schlaf des Gerechten, bis eine neue Anfechtung seine Lebensgeister in Aufregung versetzte. Nämlich des Abends, wenn er so durch die Schente schritt und die Mannsleute so eifrig zechten und der Braumweindunst ihm in die Nase stieg, da ertönte die innere Stimme wiederum: „Trink mit — was thut's — laß dir's auch wohl sein — es sind freilich Diebsgefellen, die nicht arbeiten, son-

dern stehen und rauben — aber sie leben im Vollen, und du kannst schon einmal mithalten.“

Und während das in seinem Innern vor sich ging, riefen ihm die Männer von ihren Tischen zu: „Trink mit, Deubel — auf dein Wohl, Deubel — sei kein Esel, Deubel!“ Und immer langsamer legte er die Stufen seiner Leiter zurück, immer schwerer wurde der Kumpensack auf seinen Schultern. Atemlos, klopfenden Herzens kam er oben an. Mit einem Ruck warf er den Sack auf die Erde und drehte sich nach der Leiter um. Da grinte ihn diese ganz eigentümlich an — ja, er sah deutlich, daß sie ein Gesicht hatte, ein abscheuliches Gesicht, das vor Schadenfreude leuchtete. Er wurde vor innerer Wut ironisch. „Hast du geglaubt,“ wandte er sich an die Leiter und grinte sie ebenso an, wie sie ihn, seiner Meinung nach, angrinste, „hast du wirklich geglaubt, ich — lese mich mit unehelichen Gefellen an den gleichen Tisch, ich trinke ein Glas Braumwein aus der Hand eines schlechten Kerls?“ Und er riß die Leiter herauf und warf sie mit aller Wucht gegen die Wand seiner Kammer, wobei sie sehr häufig zu Schaden kam. Dann saß er zu Ruhme Ritsches großer Verzweiflung die ganze Nacht über auf und klopfte und hämmerte seine alte Leiter wieder zusammen mit der Miene eines zufriedenen Kindes. Ließen ihn seine Anfechtungen in Ruhe, so saß er über seinen Kliden. Gar langsam und peinlich ging er damit zu Werke. Hatte er eine große Masse in schöner Ordnung beisammen, so trug er sie zur Fabrik. Auch dort sah man ihn gern, und jedesmal, so oft er kam, klopfte ihm dieser oder jener auf die Schulter mit den Worten: „Deubel, so wie Ihr, liefert keiner seine Arbeit.“ Er nahm das Lob mit der ruhigen Würde eines Mannes hin, der wußte, daß er seinen Beruf vollkommen ausfüllte.

Und nun war er tot, der alte, kampfsüchtige Geselle — nun hatte er Ruhe vor den Äpfeln der Ruhme Ritsche und der Gesellschaft der schlechten Burschen. Der liebe Gott hatte ihm keinen großen Verstand und keine bedeutenden Gaben mitgegeben, aber den Teufel in seinem Innern hatte er überwunden.

Sie schoben eben den schmalen, langen Sarg drunten in den Leichenwagen. Die Straße hatte sich merkwürdig belebt; eine Menge Frauen, Männer und Kinder stellten sich hinter dem Totenwagen auf. Die Leute blickten alle mit einiger Bewunderung auf eine Erscheinung, die nicht zu ihnen in das Armenviertel paßte. Es war dies

November

30 Tage.

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. — Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Weibern. — Sankt Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft Katharina vor Frost sich Schutz, so wartet man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und frostreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reichlich Korn auf der Heide. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach. — Der heil'ge Christ will 'ne Eisbrücke haben, seht sie, wird selbst er damit sich begaben.



- Bollmond den 7. nachm.
- 4 U. 37 M. Bringt Regen.
- Letztes Viertel den 15. nachm.
- 9 U. 8 M. Schneefall.
- Reinmond den 23. vorm.
- 2 U. 15 M. Unfreundlich.
- Erstes Viertel den 29. nachm.
- 6 U. 0 M. Aufheiternd.

eine sehr wohlbeleibte, äußerst respektabel aussehende Köchin aus dem Herrschaftshause eines eleganten Stadtviertels. Sie hatte schon auf der einen Seite des Totenwagens einen großen grünen Kranz untergebracht, nun kam sie herüber und hing einen zweiten Kranz auf der entgegengesetzten Seite auf. Sie weinte dabei bitterlich und die Weiber um sie her sekundierten ihr getreulich. Das dünkte den Männern unter dem Fenster der Schenkstube ungeheuer spaßhaft und sie lachten laut und machten nicht eben die feinsten Bemerkungen über die Persönlichkeit der Kranzspenderin.

Das Frauenzimmer wandte sich trotz ihres Umfanges mit großer Behendigkeit nach den Spättern um. Energisch wischte sie die Thränen von den Wangen und sah nun sehr klar und deutlich zu ihren runden Augen heraus.

„Nun,“ begann sie, „was giebt's zu lachen, Mannsleute, was giebt's zu lachen, wenn ein ehrlicher Mensch begraben wird? Denn der war der ehrlichste Mensch unter der Sonne. Oder will mir einer widersprechen?“ Sie stand, die Hände in die Seiten gestemmt, mit der unternehmendsten Miene der Welt da. Der Unerblichkeit gegenüber ist oft selbst die Rohheit auf den Mund gefallen.

„Nun,“ brummte einer der Männer, „wir sollen wohl auch noch mithenken, damit der Deubel die Strafe hinunter schwimmen kann!“ Die Männer wollten sich um dieses Witzes willen ausschütten vor Lachen, die Kommandostimme der Herrschaftsköchin überdönte sie: „Ihr schwimmt 'mal nicht hinunter,“ schrie sie, „mein Gott und Herr, dafür

ist gesorgt, daß ihr 'mal nicht hinunterschwimmt! Pieschen, sagte meine gnädige Herrschaft, Pieschen, da sind zwei Thaler, der gute Deubel soll einen schönen Kranz haben — nun, Mannsleute, wer glaubt ihr wohl, giebt 'mal für euch zwei Thaler aus? — nicht 'nen Pfennig!“

Der Leichenwagen setzte sich in Bewegung, das Frauenzimmer mußte wohl oder übel seine Rede schließen. Sie that's ungern, schaute noch einmal wütend um und merkte dann, als sie hinter dem Leichenwagen herging, daß sie eigentlich ganz um



„Trink mit, Deubel — auf dein Wohl, Deubel — sei kein Esel, Deubel!“

ihre andächtige Trauerstimmung gekommen war. „Die Kerls,“ mischte sie, „die verdammten Kerls!“ Alsdann nahm sie einen Anlauf, indem sie tief aufseufzend in die Worte ausbrach: „Vierzig Jahre hat er die Flicken meiner Herrschaft geholt, vierzig Jahre alle alten Flicken.“ — Dieser Appell an ihr Gefühl blieb nicht unbelohnt, ein Strom von Thränen ergoß sich über ihre runden Wangen, die andern Weiber schluchzten nach Kräften mit.

Und also geleiteten sie den „Deubel“ zu seiner ewigen Ruhe.

Dezember

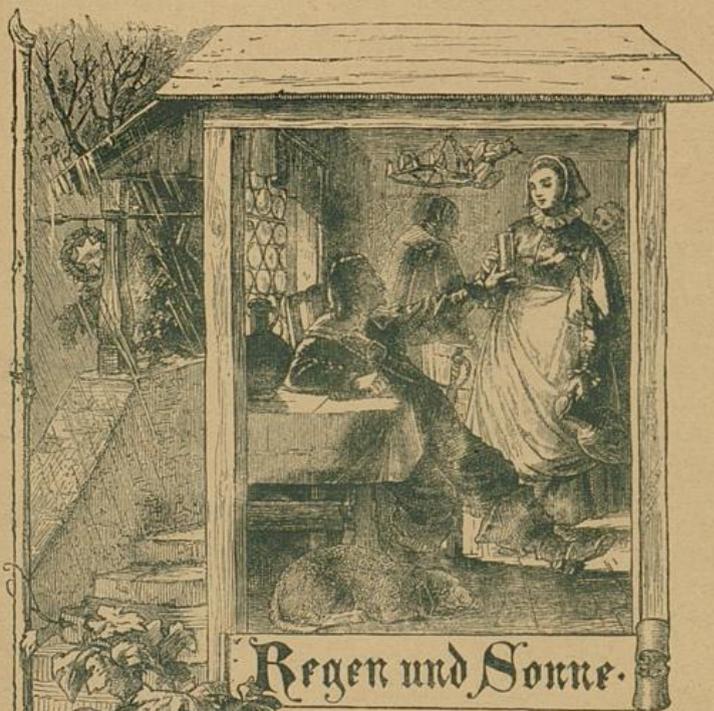
Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.
Dünger reime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß
schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte
seine Felder schlecht, war Adermann, jetzt ist
er Anecht. — Wer gute Ernte machen will,
der düngt, pflügt und grabt viel. — Jobs
läßt die Lauche in den Bach, ein Dummkopf
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Streu, reich-
lich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten,
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

Vollmond den 7. vorm.
10 U. 24 M. Nebel u. Schnee.
Letztes Viertel den 15. nachm.
3 U. 30 M. Unfreundlich.
Neumond den 22. nachm.
1 U. 24 M. Raub. Unsicht-
bare Sonnensfinsternis.
Erstes Viertel den 29. vorm.
5 U. 48 M. Regen.



Regen und Sonne.

(Aus „Hortus deliciarum“ von L. Eichrodt.)

Trinken, trinken! Alles trinket:
Wald und Wiese, Berg und Flur,
Busch und Baum mit allen Blättern,
Ich allein soll dursten nur?
Nein, im Krug zur goldnen Sonne
Giebt es sonnig klaren Wein —
Braunes Mädchen, meine Wonne,
Meine Sonne, schenk mir ein!

Sonne droben mault in
Wolken,
Sonne drinnen strahlt all
Stund,
Jene Sonne dörret die Kefle,
Diese feuchtet Herz und
Mund.
Und die allerschönste
Sonne:
Sie kredenzt mir den
Wein —
Braunes Mädchen, meine
Wonne,
Meine Sonne, schenk mir
ein!

Draußen ist die Welt ver-
sunken
In die schale Wasserflut;
Doch hier drinnen sprüht in
Funken
Sonnenschein und Sonnen-
glut.

Aus der Flasche, aus der
Tonne
Strömt der echte Sonnen-
schein —
Braunes Mädchen, meine
Wonne,
Meine Sonne, schenk mir
ein!

Heinrich Seidel.

Der schwarze Lenz.

1. Kapitel.



Wenn es im Hochgebirge recht wettet und stürmt, da machen die Sommergäste in den ersten Tagen so trüben Wetters noch trübere Gesichter. Einige junge Springer höchstens lassen sich blicken, der größere Teil versteckt und langweilt

sich auf den Zimmern oder ergeht sich in gegenseitigen Jeremiaden im Speisesaal des Hotels, wohin sie Zufall oder Absicht zusammengeführt hat.

Diejenigen, welche dies thun, sind sozusagen die unpraktischen Gäste, die Neulinge. Alte, die schon öfter im Gebirg gewesen sind, machen es nicht so. Sie besuchen vielmehr bei heillofstem Wetter recht gerne einsame Bergschänken oder, in Ermangelung von solchen, jene Hütten hoch oben am Berg, wo Köhler und Holznechte, Jäger und Wilddiebe, vor dem Unwetter Schutz suchend, sicher zu treffen sind.

Hier unterhält sich selbst der Gelehrte. Er hat Gelegenheit, Volksstudien zu machen, die Idiome des Bergvolks zu studieren, und der weniger Gelehrte kann Übungen im Aufschneiden, Schnabdhüpfelungen u. s. w. machen. Gewöhnlich ist einer unter den urwüchsigsten Burschen, der die Zither spielt und zehn Schok Truttlieder über alles mögliche dazu singt. Alle diese Bursche aber hören mit Interesse fremde Menschen erzählen, und sollte ein Gast im Aufschneiden nicht besonders bewandert sein, er kann es von den Bergführern und Einheimischen lernen. Ist auch die Zeit vorüber, wo sich der Berliner noch auf weichgefoffene Gemseweier mit Alpenrosensalat treute, den Moccacaffee mit frischer Gletschermilch zu schlürfen wünschte oder die Begegnung mit einem grimmigen Bären als etwas Unausbleibliches erwartete; so dürfte es heute noch nicht zu den Seltenheiten gehören, daß der Norddeutsche wenigstens einen Bären — und zwar einen gewaltigen — aufgebunden kriegt, wenn er als Unerfahrener in so einer Schenke oder Hütte, deren wir eben Erwähnung gethan, neugierig nach allem fragt. In eine ähnliche Schenke möge uns nun auch der Leser begleiten.

Steigt man über den sogenannten Hengst auf den Schaaßberg, so kommt man an einen kleinen See. Smaragdgrün wie ein Juwel liegt er an der schroffen Wand — ein Spiegel für die wenigen Tannen, die hier oben noch kümmerlich ihr Dasein fristen, und ein labendes, quellfrisches Trinkbeden für das Hochwild, für Gemse und Hirsch.

Den Touristen aber erfreut sein Anblick, und jeder, der auf diesem etwas gefährlichen Weg den lohnenden

Schaaßberg bestieg, erinnert sich gerne an das grüne See'el (kleiner See), wie es allgemein hierzulande heißt. Selbst der bekannte Reiseschriftsteller und Geologe Kohl hat in seinem vorzüglichen Werke über das südöstliche Deutschland das grüne See'el auf dem Schaaßberg nicht vergessen.

Nicht weit von diesem wegen seines unbeschreiblich schönen Grüns bekannten Alpensee, zwischen rauhem Geröll und spärlichem Gras, steht so ein verwettertes Blochhaus, das bei dem gewaltigen Regen, der jetzt schon tagelang das Bergland überströmt, ein willkommenes Obdach gewährt. Fast schwarz sticht es von dem grauen Bergwandshintergrund ab, und eine Scheibe, auf der einst die sichere Kugel den Punkt durchbohrte, darüber der Spruch: „Waidmanns Heil!“ stehend, ist der Hütte einfacher Schmuck, der über der niedrigen Thüre außen prangt.

Wir treten nicht allein in die Hütte ein. Zwei keck aussehende Bursche sind es, die eben vom Hengststrud herabgestiegen und triefend vor Nässe mit uns dorthin flüchten. Beide waren noch jung, die jägermäßige Tracht des Gebirglers kleidete sie gut und ließ ihre schlanken, geschmeidigen, kräftigen Glieder zu voller Geltung kommen.

„Mutige Gambs, ist das a Hundswetter!“ schalt der ältere von ihnen, als sie die Thürschwelle der Bergschänke überschritten; — ein ähnlicher Spruch folgte beim Eintritt in die Stube, wo um einen Tisch bereits mehrere Männer, vor Tabatsqualm und Ofenrauch kaum sichtbar, in lebhaftem Gespräch versammelt waren. Das Unwetter hatte sie hier zusammengeführt, aber man sah keine verdrießlichen Gesichter. Diese abgehärteten, in Sturm und Wetter geprüften Gesellen sind die Urbilden der Witterung gewöhnt, als wären sie aus dem Gestein ihrer heimischen Berge gemeißelt. Nur der ältere von den eben Eingetretenen, wie wir vernahmen, klagte über das Unwetter, weshalb ihm aber auch die derbe Antwort ward: „Lebzeltens-Sepp! Daß d' fein nit zergeht wegen an Stäuberl Wasser auf der Zoppen!“ — „Drin beim Militär haben s' ihn verbatichelt den Bubn!“ drang es weiter vom Tisch dem Eingetretenen entgegen.

„Und ja! wenn der Herrgott a'mal sein Blüamergarten a wengl sprikt, dann wickeln sie sich ein die Soldaten in langmächtige Mänteln, daß s' aussehen wie der Glaubauß, wie die Tanzbären, und nichts mehr zu sehen ist von die g'schmuden weißen Köckel, die ihnen der Kaiser geben hat!“ mischte sich eine wohlklingende Mädchenstimme daren, ohne daß man der Sprecherin ansichtig werden konnte.

Wir müssen tiefer in die Stube treten, um das Mädchen gewahr zu werden. Hinten an der schwarzbraunen Küchentüre steht es, ein wahres Prachtmädl an Jugendfrische und Schönheit in Gesicht und Formen. Lautschallendes Gelächter vom Tische und zustimmende Bemerkungen von allen Seiten hatte des Mädchens Einwand hervorgebracht.

Der Lebzeltens-Sepp wurde etwas verlegen, und was konnte er auch gleich darauf erwidern! An dem Tische bei den übrigen Platz nehmend, rief er dem Mädchen nur zu: „Bring an Enzian oder an Kerschen, spöttische Dirn! Kannst leicht so reden da herinnen in der warmen Stuben, du Hauskatzl und Kucheltatzl in der Hengststruden-Hütten!“

„Da hast a Glasl Weichselliqueur, einen recht guaten und süßen, Burgstaller-Sepp! Der Enzian könnt' dir z' bitter sein und der Kerschen z' hantig, feiner Bual!“ antwortete die junge Wirtin in der Schenke und stellte

ein Fläschel roten Getränkes vor den Burschen hin. „Und soll er dir zu wenig süß sein der Schnaps,“ fuhr sie boshaft weiter, „kannst auch an Lebzelteln dazu haben. Die Bergseken aus der Stadt, die bringen und schenken mir genug so Zeug, wenn' bei mir einkehren.“

Alles lachte wieder wild durcheinander, aber dem zur Zielscheibe des Spottes erkorenen Burschen wurde der Spaß zu arg. Zornig auffahrend nahm er das Fläschel und schleuderte es an die Holzwand der Stube, daß es in tausend Splitter zerfiel.

„Ich brauch' dein Trankel nit, Traurischel, und wenn du nit gern Enzian oder Kerschen hergiebst, dann laßt du's bleiben!“ — und der beleidigte Bursche riß den Kucksack von der Schulter und holte ein Steintrügel hervor, es heftig auf den Tisch stoßend, seinen Begleiter mit einem kurzen: „Da trink und bring's die andern um!“ zum Mittrinken auffordernd.

Was mag die sonst so freundliche Wirtin veranlaßt haben, gegen den Burschen so unliebenswürdig und neckisch zu sein? Wir werden es bald in Erfahrung bringen.

Ursula, das schmucke Mädchen, welche mit einem Bruder gemeinsam die vom Vater ererbte, ärmliche Verawirtschaftung ausübte, das Hauswesen versah und die Gäste bediente, unterhielt oder ärgerte, wie wir eben sahen, war über des hübschen Burschen zorniges Gebaren keineswegs erschrocken oder eingeschüchtert. Befriedigt ging sie zur Küche und sprach, einen Schnalzer mit der Zunge machend: „Jetzt hab' ich ihn doch einmal in d' Hüt' bracht, das lammfromme Schafel von Santt Jlling (St. Gilgen), den reichen, stolzen Burgstaller-Bauern sein' einzigen Bubel.“

Und während der beleidigte Bursche drinnen in der Stube den Zweck, die Ursache seines Hierseins mittheilte, indem er den robusten Gefellen erzählte, daß er den Herrn Oberst seines Regiments gestern auf den Schaaferberg geführt habe, und alle wacker den Meisterwurz aus dem dargebotenen Steintrügel schlürften und lobten, sang Ursula, am offenen Herdfeuer stehend:

Harb *) dich nur! Harb dich nur!
Bist doch mein lieber Bua,
Den ich nit lassen kann,
Der doch noch wird mein Mann!
Harb dich nur! Harb dich nur!
Harb dich nur zua!
Bist doch mein lieber Bua!
Mein lieber Bua!

Hätte man jetzt ihr Gesicht gesehen, so würde man bemerkt haben, daß aller Trotz und Spott daraus verschwunden war. Sie schaute fast traurig in die Gluthen. Das Liedchen jedoch — ein jeder, der das Gebirg einmal besucht, hat es schon singen hören — verrät uns am besten den Grund, warum Ursula so zuwider mit dem schönen Burschen umging. Sie liebte den reichen Bauernsohn; er aber schien es weder zu ahnen, noch Lust oder Neigung zu haben, diese Liebe zu erwidern. Aufmunterung gab ihm Ursula freilich nicht. Wer aber mit dem Gebirgsvolk vertraut ist, findet nichts Auffallendes im Benehmen der verliebten Maid; solche Scenen wie die vorige spielen sich in den Bergen häufig ab zwischen jungen Leuten.

Wehr aber als Burgstaller war sein Nachbar für die Schönheit des wilden Bergröckleins, für Ursula, eingekommen. Verliebt folgten seine scharfen Augen dem Mädchen, und er war es auch, der am meisten wild aufschaute und dem Mädchen beistimmte, als es so rück-

sichtslos über den neuen Gast herfiel. Bei Ursula geschah es aus getränkter Liebe, — bei Burgstallers Nachbar aber aus heimtücklicher Schadenfreude und schlecht verhehltem Haß, den er gegen letztern empfand und der ihn so unbändig lachen machte. Das Lied der jungen Wirtin wurde drinnen in der Stube vernommen. Die harmlosen Bursche, meist Holzknechte, maßen dem Sang keine weitere, tiefere Bedeutung als Lustigkeit des jungen Mädels bei, aber der verwegene Bursche mit dem Geierblick an Burgstallers Seite verstand es besser und täuschte sich nicht, warum die Schöne so sang.

„Sie hat ihn eben gern,“ murmelte er stille für sich hin, „und der dumme Bua, der versteht sie nit, ha, ha, ha! Ist aber auch sein Glück, denn er müßt' es teuer genug büßen, wenn er der Urschel etwas wolt!“ Seine Augen leuchteten dabei unheimlich auf und in seinen Zügen malten sich die bösen Leidenschaften, die sein Inneres durchwühlten.

Indem er auf die Tischplatte schlug, daß die Gläser emporhüpften, schrie er zur Wirtin hinaus: „Urschel, eingeschenkt! Komm herem und sing herin deine hübschen G'fangelu! Hast d' gehört, Dirnerl, geh komm!“

Die Wirtin war schnell da und füllte das leere Glas des Gastes aufs neue.

„Das ist das zehnte, Lenz (Lorenz)!“ bemerkte sie, als sie eingeschenkt und den schweren Krug eine Weile auf den Tisch gestellt hatte; „aber singen, Liedln singen!“ fuhr sie mehr auf Burgstaller als auf den Lobredner schauend weiter, „singen thu' ich nur für mich und alleins; denn so schön wie die Kuckländer Stafi (Anastasia) z' Jlling drunten kann ich's ja nit. — Und dem Burgstaller könn' übel werden von wegen mein' Gschro!“

„Nun just wie a Amiel oder a Zeiserl, Urschi, singst nit,“ bemerkte Burgstaller etwas trotzig und höhnisch, „aber all'weil ist's zum Anhören und noch immer weit schöner als dem Lenz von Mühlmoos sein Grumor in einem Trum fort, daß alles damisch werden möcht!“

Für den Mühlmooser Lenz, bei welchem der reichliche Brantweingenuß und die Eifersucht ihre Wirkung thaten, war das genug, um noch hitziger zu werden.

„Was, du Frischling, du langbeinige Heugeigen! wär' dir mein Herumrumoren nit recht? — Paßt dir etwas nit, so sag's und geh raus, wennst a Schneid hast, außs Flöhl (Hausflur), feiger Bua! Dann machen wir's aus!“ brüllte er den jungen Burschen an.

Aber Burgstaller war nicht feig. Er drehte seinen Hut auf dem Kopfe, so daß die kühngebogene Schildhahnfeder auf demselben herausfordernd nach vorne sich neigte.

„Thu mir's runter die Feder, Schreimaul!“ antwortete der Aufgefoderte. „Thu' mir's runter, Lenz, wenn du dir traust! Ich fürcht' dich nit und wennst mit dem Teufel im Bund stündest.“

Die Stimmung nahm einen bedenklichen Charakter an. Der Mühlmooser Lenz war weithin gefürchtet und seine Bärenkraft, noch mehr aber seine Hinterlist jedem bekannt. Umfomehr staunten alle jetzt Burgstaller an, der sonst so friedfertig und ruhig war, und Ursulas schöne dunkle Augen ruhten nun mit jenem Gemisch voller Besorgnis und Bewunderung im Ausdrucke auf dem Burschen. Sie bekam ihn doppelt lieb. Noch schöner stand er vor ihr, und in dem Moment, als Lenz, der vor Wut schäumte, eben ausholte, um auf Burgstaller wichtig mit der Faust einzubauen, warf sie sich zwischen die Streitenden und gebot ihnen so energisch Ruhe und Frieden, daß beide Burschen überrascht zurückprallten.

„In der Hengstrucken-Hütten wird nichts gerauft,

*) Harben = härmern; in unserm Fall tranken, sich ärgern.

Buben!" schrie sie in den Lärm hinein, denn auch die übrigen wurden laut und nahmen Partei für Lenz oder Burgstaller.

"Glaubst du, Lenz, weil mein Bruder nit daboam ist, du kannst thun, was dir g'fällt? — Nieder setz dich und gib Muah!" und mit einer Kraft, die man dem Mädchen gar nicht zugetraut hätte, stieß sie den robusten Lenz auf die Bant zurück. "Und du, Burgstaller!" an diesen sich wendend, "darfst nit meinen, daß dir bei mir heroben etwas gesehehen darf, wenn ich dich gleich zwor barb gemacht und derhampelt hab'," und indem ihre Stimme weicher wurde, redete sie ihm freundlich zu und bat ihn endlich, sich niederzusetzen und Frieden zu halten.

Das Mädchen war in diesem Augenblicke schöner als je. Wie eine Bergfee stand sie vor dem Burschen, der ihr Innerstes erfüllte, den sie lieb und gerne hatte. Burgstaller blickte sie hier das erste Mal tiefer und bewundernd an. Eine leichte Röthe färbte sein noch zornleiches Antlitz und willig gehorchte er dem Mädchen und setzte sich schweigend nieder, während die Bernünftigeren den noch wild umher-schlagenden Lenz an Plaze festbielten und mit Zureden zu beschwichtigen versuchten.

Um Burgstaller aber war's in diesem Momente geschehen. Ursula, die schmude Bergwirtsin, hatte ihn mit ihren dunklen Augen gefangen — er gehörte ihr — sie hatte ihn der Nuckländer Stasi genommen.

"Urtschi!" sprach er darauf gut und herzlich, "sei mir nit böß wegen dem Spektakel, aber schau, ich bin beim

Militär, bei den Rainern, und a Soldat vom 59. Regiment ist nit feig und fürcht' sich nit, wenn auch zehn Mühlmooser Lenzen mit Stutzen und Messer was wollten von ihm. Im ganzen Gau, Dirnerl, bin ich nit dafür bekannt, daß ich Händel such' oder rauf-lustig wär', wenn aber einer meine Ehr' angreift und an meiner Schneid' zweifelt, da rüggelt sich 's Blut in mein Leib und völlig gleich wär's mir dann, was gesehehen thät'!"

"Daß du aber, Dirnerl," fuhr Burgstaller noch zärtlicher fort und legte den Arm um das schöne Mädchen, "daß du, die mich heut so schnappisch empfangen hat, für mich fürchtest und einstehest, das g'freut mich, Urtschi! Von ganzem Herzen bin ich dir dafür quat und du wiest nimmer Ursach' haben zu sagen, daß ich stolz oder herrisch bin, wie z'nächst im Wirtshaus z' Illing drunten. Du sollst es glauben müssen, daß du mir nit z' g'ring bist, daß ich dich wirklich gern hab'!" endete er erregt und küßte das Mädchen auf den roßigen Mund.

Ursula ließ es sich ohne Widerstreben gefallen. „Auf der Alm da giebt's koa Sünd!“ sprachen einige, erfreut, weil die Sache so ein friedliches Ende genommen hatte.

Nur Lenz erbleichte bis in den Mund. Mit Gewalt machte er sich los, sprang über den Tisch hinweg zu seinem Stutzen und Bergstock. Ein teuflischer Blick voll tödlichen Hasses traf Burgstaller und die schöne Wirtin, dann stürzte er ohne Gruß schäumend vor Wut hinaus in das stürmische Wetter, dem Hengstrücken zu.

Auf der grünen See'elschneid' hielt der Davonstür-mende inne und wandte sich um.

"Burgstaller, du Hund!" schrie er zorn erfüllt, „wir kommen schon wieder zusammen! Aber nur wenn's Nacht ist, wenn's finster ist wie in der Höll!“ knirschte er weiter, „wenn nichts mehr den Weg findet, Burg-staller, als meine Kugel in deine Brust!“

Dann verschwand er in dem Gewölk, das feucht und

schwer auf dem Hochplateau lag. Drinnen in der Schenke aber da hatte Amor ein paar junge Herzen verwundet. Sein Werk that sich kund in den glücklichen Mienen der schönen Wirtin, in dem heitern Blick des feischen Burschen, der nicht ver-sehlt, die An-wesenden mit Wein und allem möglichen, was Urtschi nur aus-bieten konnte, zu regalieren.

Alles sang und scherzte, nur der junge Bursche, der mit Burg-staller gekommen war, blickte ein paarmal besorgt



„In der Hengstrücken-Hütten wird nicht geraust, Buben!“

nach dem davongerasteten Lenz hinaus.

„Der Lenz ist ein verwegener Mensch,“ flüsterte er seinem Kameraden zu. „Burgstaller, nimm dich inacht vor ihm, er schießt gut und fehlen thut er nie!“

Doch die Liebe hörte nicht darauf, der übergelückliche Freund lachte nur und sang weiter. Die Nacht über-raschte die fröhlichen Zecher, denn den Glücklichen schlägt keine Stunde.

2. Kapitel.

Der nächste Tag brachte freundlichen Sonnenschein. Es war einer der wundervollsten Junitage von 1866, voller Schönheit, Licht und Glanz. Am nämlichen Tage aber, der so rosig erwachte, wer hätte das ahnen sollen, schmetterte die Kriegstrompete durch Osterreich's Gauen und drang hinein in die Thäler des Berglandes. Auch das kleine St. Gilgen hatte acht Söhne, welche dem donnernden Schlachtenruf folgen mußten. Der sonst so stille Kirchplatz war heute um die Mittagsstunde der Sammelpunkt der waffenpflichtigen Burische, umstanden von Abschiednehmenden, sorgenvollen Mütterchen und

erinsten Vätern, von weinenden Mädchen und der rotwangigen Gilgener Kinderwelt. Die kleine Heldenschar, stramme, blühende Jünglinge, erschienen in den schmutzen Uniformen ihrer Regimenter, die Holzmützen mit Alpenblumen und Federn geziert. Drei derselben trugen das fleidsame Hechtgrau mit Grün der flotten Kaiser-Jäger, Mut und Kampflust in den frischen Gesichtern, während die übrigen — also fünf an der Zahl — mit dem weißen Waffenrock der Infanterie angethan waren, und das Drangegelb an Kragen und Aufschlägen ließ sie als Soldaten des 59. Regiments „Erzherzog Rainer“ erkennen. Unter den letztern — unter den Rainern, wie sie hier sagen — finden wir den hübschen Burgstaller-Pauernsohn wieder, der zwar ernster als seine Gefährten, aber nicht mutlos, eben lange und unverwandt nach den Höhen des Schaaferberges schaute. Wir fühlen, was den schönenjungenKämpfer ernster stimmte. Aus den weichen Armen der Liebe ging's hinaus auf das blutige Feld der Ehre. Aber Nacht ver-scheuchte die unselige Kriegsfurie den Frieden und die Eintracht zwischen zwei mächtigen Stämmen Deutsch-lands. Zwischen Osterreich und Preußen war der Bruderkrieg erklärt.

Als endlich die Zeit zum Aufbruch heran-nahnte, spielte die Gilgener Dorfstapelle die österreichische Volks-hymne. „Gott erhalte, Gott beschütze untern Kaiser, unser Land!“ drang es aus guten, treuen Herzen hinan zu den Bergwänden, hin-auf zu den Hochforsten und Almen, und das schwarzgelbe Banner am Kirchturm raufste mächtig, vom Bergwind bewegt. Unten blieb kein Auge trocken. Es war kein Gesang mehr, den wir da hörten. Haydns Hymne erscholl wie brünstiges inniges Gebet hinauf zu dem wolkenlosen Himmel. Ein flotter Marsch begleitete dann die Scheidenden hinaus aus dem friedlichen Heim; mancher kam nimmer zurück, er fand auf den blutigen Gefilden Italiens oder Böhmens sein Helbengrab.

Über den Schaaferberg ging's hinweg und Abendsonnen-gold floß über die Granitwände und Spitzen der hohen Berge. Blutrot senkte sich heute das herrliche Tages-hestirn, als wäre es die Verkünderin der kommenden blutigen Tage.

Auf dem Spiegel des grünen See'els schimmert und zittert noch der Sonnenschein, während die Hengst-

ruckenschte schon in Abenddämmerchein gehüllt vor uns liegt, als wir, den Heldensohnen vorausseilend, auf dem Hochplateau ankommen.

Auch hier herauf war die traurige Kunde des bevorstehenden Krieges schon gedrungen, und wie sie da aufgenommen wurde, wer kann einen Augenblick zweifeln!

Ursula tritt eben mit gesenktem Köpfchen aus der Schenke und blickt lange schweigsam ins Thal. Sie steht auf einem Felsblock, der eine weitere Fernsicht gewährt, in der Hand hält sie einen frischen Strauß kaum aufgeblühter Alpenröslein.

Die Blümchen sie gleichen ihrer jungen Liebe. Kaum erblüht, pflückte sie ihre Hand von der heimischen Erde, bestimmt, mit fortzukommen mit dem Liebsten, der ins Schlachtgewühl zieht.

— Ihr Herz, erst gestern zur Liebe erwacht, muß ihn ziehen lassen den lieben Schatz, auf lange, lange Zeit — vielleicht auf Nimmerwiedersehn! —

Ein kräftiger Jubelschrei ließ das Mädchen aufsehen und ihr Gesicht, vom Abendrot rosig angehaucht, zeigte zwei rotgeweinete Augen und einen zaghaft bebenden Mund. Sie legte die Hand auf den hochgehenden Busen und senkte tief auf, fuhr mit der blendend weißen Mullschürze über die Augen und sprang dann leicht vom Felsstück herunter. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Schenke und ein junger Mann trat aus derselben hervor. Er war ziemlich reisefertig gerüstet und trug den braunen Uniformrock und die blauen Hosen der österreichischen Artillerie.

„Schwester!“ rief er der jungen Wirtin zu, „Urtschi, hast du 's Judezen gehört? sie kommen, die Jllinger Bub'n sind's, sie holen

mich ab! Komm her und laß mich 'Bhüt' Gott nehmen bei dir, vor sie kommen!“

Ursula ging zu ihrem Bruder, welchen auch die Pflicht fürs Vaterland von heimischer Scholle riß.

„'Bhüt' dich Gott, Franz!“ stammelten Ursulas Lippen; weinend warf sie sich an die Brust ihres Bruders, den sie innig liebte und nun zum letztenmale küßte.

Nicht lange hierauf tönte ein zweiter Schrei und dieses Mal näher bei den Geschwistern. Derselbe trennte sie.

„Urtschi, laß 's gehen das Weinen!“ tröstete Franz seine Schwester und wischte sich dabei selbst die Thränen aus den Augen. „Sie dürfen mich mit weinen sehen,



Ursula tritt eben mit gesenktem Köpfchen aus der Schenke und blickt lange schweigsam ins Thal.

das gäh' Trutz- und Spottliedn nach der Notn und um so schwerer wird uns 's Auseinandergehen fallen. Bleib' gesund, Schwester! Gott schük' dich, und halt fein guat Hans, bis ich wieder komm! — es dauert ja nur a wengl, wir kommen alle bald wieder! Ein nimmiger Wunsch, der leider nicht in Erfüllung ging: Franz Reingruber, Ursulas Bruder, starb bei Königgrätz den Heldentob.

Die Erwarteten kamen indessen näher, man hörte sie schon singen und plaudern. Es waren die wadern St. Gilgener Söhne, die jetzt auf dem Plateau erschienen, voraus ein lustiger Schwegelpfeifer vom Dorf. Ursula hatte sie kaum erspäht, so eilte sie ihnen entgegen und gar bald ruhte sie herzlich schluchzend in den Armen ihres Liebsten, an der Brust des ausmarschierenden Joseph Burgstaller von St. Gilgen.

Die Liebenden fanden nicht sogleich Worte; der Augenblick war zu ernst und zu traurig, tiefes Herzleid macht stumm, wie oftmals übergroße Freude. Wer möchte es den Liebenden verdenken? Gestern erst sich gefunden, müssen sie vielleicht heute schon für immer scheiden. Die Burschen, die ihren Kameraden, den Burgstaller, liebten, ließen das Paar allein; sie schritten der Schenke zu, wo ihnen Franz Reingruber mit einer Kanne Tirolerwein entgegenkam.

„Grüß Gott, Brüder und Kriegskameraden!“ grüßte der Wirt die Ankommenden. „Trinkt und rastet aus noch a Stündl, vor wir miteinander weiterziehen ins Salzburgerische nunter.“

„Gesundheit, Franzl!“ scholl es aus sieben kräftigen Kehlen, und die Kanne machte die Runde. Es wurde wader getrunken, lebhaft gesprochen, und als der Mond seinen magischen Schein über die Berglandschaft warf, klangen ermutigende Soldaten- und melo:ische Volkslieder in die kühle Nachtlust hinaus.

Unser Liebespaar aber wanderte Hand in Hand etwas weiter von der Schenkstätte weg, um unbelastet und ungestört das letzte Stündchen seligen Beisammenseins genießen zu können. Eine kleine Bergquelle rauschte an ihrer Seite zur Tiefe, vorüber an einer mächtigen Edelkanne, der letzten so hoch oben auf dem Berg. Fatschen und anderes Krummholz umgibt den stillen Punkt, und der schmale Steg, der da über die Bergschlucht weiter führt, erhöht den Reiz der nächtlichen, wildschönen Scenerie. Eine sogenannte Rast (eine höhere und eine niedrige Bank), wo die Seimerinnen oder Bergführer ihre Last kurze Zeit abnehmen und sich niederlassen, steht neben dem Steg, von einem Holzkreuz überragt, auf dem das Bild des Gekreuzigten den Frommen zur Andacht ladet. An jener Stelle hielt das Liebespaar inne. Burgstaller entblößte das Haupt und Ursula war's, die das längere Schweigen brach.

„Mein lieber Bua!“ sprach sie, noch immer schluchzend, „geh, bet mit mir da, und schau, wie mild der Heiland nieder schaut auf uns! Du wirst sehen, es bringt uns Glück und Segen und Trost auf dem schweren Gang, den du als braver Bua machen mußt. Alle Tag werd' ich herunterlaufen, um zu beten, und 's Kreuzel mit frischen Blüamerln schmücken, daß d' wieder gesund heimkommst vom Krieg!“

Burgstaller umarmte sein Lieb und antwortete gerührt: „Arschi, du bist a richtig's Leut', das Herz hast am rechten Fleck und dein Bitten wird sicher was nützen, für das ich dir herzli' dank! Und daß du siehst, daß ich dein Willen gern thü', so laß uns da ein wenig still beten, zuvor aber das Sträußel aufs Kreuz hinauf binden. Denn, wenn ich fort bin, lieber Schatz, im Feindsland, und du hier betest für mich, wirst jedes-

mal an mich denken, wenn du zum lieben Herrgott am Kreuz hinauffschaut und diese Blüamerln siehst. Ich hab' sie für dich brocht, mei' Dirnerl, und da am Kreuzel ist der schönste Platz für sie, da nimmt sie dir keiner, denn der Ort ist jedem heilig.“

Ursulas Augen hingen dankbar, voll Liebe an dem wadern Burschen und sie stimmte bei, den Strauß an das Kreuz oben auf zu binden. Sie nahm ein seidenes Band aus ihren Haaren und gab es dem Geliebten.

„Du herzliaber Bua, du braver!“ flüsterte sie ihm in ehrfurchtsvoller Ehen vor dem Kreuze zu. „Da hast a Bandl zum Binden und nun gieb fein Obacht, daß du nit runter fallst von dem hohen Kastbänkel, dem rutschigen!“ Und ihre Vorsicht war am Platz, denn die Bank war vom langen Regen noch schlüpfrig und feucht.

Nicht unbeachtet sollten aber die Liebenden bei ihrem frommen Werke sein. Was hier Liebe und Gottesverehrung zu thun beabsichtigte, von lieblichem Mondlicht beleuchtet, beschaute der Haß. Hinter Krummholzgestrüpp schlich sich näher und näher ein menschliches Wesen heran. Das Paar unter dem Kreuze hörte es nicht, es war zu viel mit sich selbst und mit dem Kreuze beschäftigt. In demselben Augenblick, als Burgstaller leicht und flink auf die hohe Kastbank sprang, rauschte es in der Nähe. Josef Geröll kollerte nieder zu dem Fuße des Kreuzes und ein Kopf kam sekundenlang zum Vorschein, lauernd umherspähend aus dem Versteck hinter Fatschen und mächtigen Felsstrümmern.

„Um Himmels willen, heilige Schutzpatronin, was ist das gewesen, Joseph!“ schrie das Mädchen auf und klammerte sich an den Füßen des Geliebten fest.

„Ach, du Hasenfüßer!“ rief Burgstaller von der Kastbank, „a Wiesel oder a Edelmarker wird's halt a'wesen sein! Wer wird sich denn fürchten, dalketes Dirnerl; komm gieb mir das Sträußel und 's Bandl dazu, damit ich das Kreuzel verzier', denn wir müssen wieder hinauf zu der Schenk'. Bald wird das Schwegelpfeiferl zum Aufbrechen blasen!“

Ursula war beruhigt, wenigstens that sie so, und schickte sich an, Burgstaller Blumen und Bändchen hinaufzureichen.

Schauen wir jetzt, von der lieben Stätte zurücktretend, hinter den dunklen Felsblock, so gewahren wir dort einen kräftigen Schützen, der, den Jagdzwilling in der Hand, eben im Begriffe steht, sich schußfertig zu machen, und dessen Gesicht bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt ist. Nun fährt er zitternd, fast schon zurück. Der Ausschrei Ursulas mußte ihn erschreckt haben. Er setzte ab und murrelte kaum hörbar durch die Zähne: „Beim Teufel, bin ich a' feiger Hund! Dan Drucker nur kost's und nunter purzelt er über das Kastbänkl, der elendige Schuft, den 's Arschel so gern hat und die mein werden muß!“ Dann hebt er wieder das Gewehr zum Anlegen. Schweißtropfen glänzen auf dem ruhigen Gesicht und er atmet tief auf. Aber wieder folgt kein Schuß. „Blutige Gams!“ flüstert er und einen noch derbern Fluch hinzusetzend, blickt er vorsichtig auf und fährt sich über die unheimlich glühenden Augen.

„So oft ich ihn aufs Korn nimm, den Schuft, seh' ich immer den Herrgott oder sein' Kopf! Böllig verschwimmen mir d' Augen beim Absehen, und der Christus und mein Todfeind sind eins für meine verhexten Augen heut nacht! — Oder soll's doch nit so leicht sein, auf einen Menschen zu schießen, wie auf a Stuck Bild?“ fragte er sich selber und fuhr einen Augenblick schauernd zusammen.

„Jetzt werden wir's gleich haben, mein liabs Schatzel!“ hörte er jetzt deutlich den Gehästen unter dem Gekreuzigten reden.

Das gab ihm wieder neue Spannkraft dem schwarzen Bösewicht hinter dem Felsen, das Wörtchen „Schatz“ fachte den wildesten Haß und Groll in ihm an. Er legte an — einen Augenblick — und donnernd krachte das Echo von den Felswänden wieder. Der Schuß war gethan. Ein zweiter folgte und Angst- und Schmerzensschreie zugleich drangen durch die stille Mondnacht. Das Verbrechen war geschehen. —

Doch nur ein Mordversuch sollte es gewesen sein. Der Himmel ließ angeblickt des Kreuzes, an dem der verhöhnende Heiland hing, nichts Schrecklicheres zu. Unsere Lieben standen unversehrt, fest umschlungen unter dem Kreuz. Die erste Kugel war oberhalb Burgstallers Kopf in den Leib des Gekreuzigten eingedrungen, ein schwarzes Loch bohrend in die Brust dessen, der für uns alle gestorben. Hierauf erfolgte der Angststurz des zu Tode erschrockenen Mädchens und unmittelbar darauf krachte der zweite Schuß und diesen begleitete zu gleicher Zeit der Schmerzensschrei hinter dem schwarzen Gestein.

Burgstaller war schnell gefaßt. Den Bergstock als einzige Waffe in der Hand, stürzte er mutig hinüber zu dem Felsen, über welchem noch schwärzliche Pulverrauchwolken emporstiegen. Wie gebannt blieb er aber stehen vor dem Anblick, der sich ihm darbot. Ein Mann lag auf dem Geröll, das Gesicht mit Blut überströmt, ächzend und jammernd um Hilfe rufend, und neben ihm Bruchstücke eines zerprungenen Gewehres. Ohne sich lange zu besinnen, legte Burgstaller sein Ränzlein voller Liebesgaben und Wäsche unter das blutende Haupt des Verwundeten und rief Ursula heran, schleimigt in seiner Holzmütze, die er dem Mädchen gab, frisches Wasser aus der Bergquelle zu schöpfen.

„Ein Wilderer,“ sagte er flüchtig, „dem's Gewehr g'sprungen ist, liegt elendig da, Urtschi! Tummle dich nur, hol Wasser, vor's zu spät ist, vielleicht können wir ihm noch helfen!“

Als Ursula, die flüchtig wie ein Hirsch zur Bergquelle sprang, zurückgekehrt war, hob er den Schwerverwundeten vom Boden auf und trug ihn hinüber zum Kastbankel unter dem Kreuz. Der Betroffene verlor darüber das Bewußtsein, — leblos lag er nun hier, als hätte ihn der Tod schon ergriffen.

„Lauf, Urtschi, lauf!“ rief Burgstaller, dieses bemerkend, dem Mädchen entgegen, die eben wieder mit der wasserzefüllten militärischen Holzmütze ihres Geliebten zurückkehrte. Burgstaller wusch nun eiligst den blutigen Kopf des leblosen Burschen und erfrischte wiederholt dessen Schläfe mit dem eiskalten Naß. Durch diese Waschung ging der Rieruß vom Antlitze des vermeintlichen Wildschützen weg und ein Laut des Erstaunens entfuhr Burgstaller und Ursula zugleich, als sie jetzt in das zerfetzte, aber noch erkennbare Gesicht Nühlmoosers schauten.

„Der Lenz!“ riefen sie, „der Nühlmoosers Lenz ist es!“ und erblickten, denn sie ahnten nun plötzlich das Schreckliche, was sie bedroht hatte. Dankbar zum Kreuz emporblickend, gewahrten sie erst jetzt das Loch, das die Kugel in den Leib des Gekreuzigten gebohrt hatte, und entsetzt über die That wichen sie einen Moment zurück.

Da erwachte der schon tot Geglaubte aus der Betäubung. Mit beiden Händen fuhr er zugleich nach dem wundenbedeckten Gesicht. Er schauderte ein paar-mal zusammen und brach dann in einen herzzerreißenden Schrei aus, indem er rief: „Barmherziger Gott! ich bin blind, blind auf beiden Augen! O gerechter Himmel, du weißt mich Elenden zu strafen!“

Burgstaller und sein Lieb hörten mit Entsetzen zu und unterbrachen keinen Augenblick die nun folgende Selbstanklage des Verbrechers, welchen die Strafe für seine verruchte That auf deren Schauplatz erreicht hatte.

Als er seine Beichte geendet und nun reueerfüllt, trotz unsäglicher Schmerzen, zu beten begann, näherten sich die Liebenden dem Unglücklichen. Sie gaben ihm herzlich die Hände.

„Lenz!“ sprach ihn Burgstaller an, „unser Herrgott ist zwischen uns gestanden. Er hat dich gestraft! — ich und die Urtschi sind dir nit böß, wir dürfen es vor seinen Augen nit sein, der seine Todfeinde liebt und ihnen noch am Kreuze verzieht!“

„Ja, Burgstaller, das ist wahr!“ stöhnte der Verwundete. „Unser Herrgott ist zwischen uns gestanden. Hab' ich ihn doch gesehen; aber dir hat er herüber geschaut zu mir elenden Menschen und ich hab' ihn nit kennen wollen und nit verstanden!“

Von neuem fiel er hierauf in eine langanhaltende, schwere Ohnmacht zurück. Ursulas schöne Augen waren thränenerfüllt, mit gefalteten Händen kniete sie neben demjenigen, der ihren Geliebten hatte mordend wollen. Dieser zog sie sanft zu sich her-

auf und sagte voller Edelmut: „Urtschi, mein Liebstes auf der Welt, unser Herrgott hat uns gnädig in seinen Schutz genommen! — Sieh mir deine Hand und vor ihm, dem Heiland am Kreuz, gelob mir's jetzt, um was ich dich bit!“

Ursula nickte ihm stumm zu und Burgstaller fuhr weiter: „Kein Mensch weiß von dem Verbrechen Nühlmoosers etwas außer uns zweien. Versprich mir nun ernstlich, darüber niemals ein Sterbenswörtel über deinen Mund kommen zu lassen. Niemand soll's erfahren! der Lenz ist gestraft genug, er, der so gern auf die Berg' herum steigt, den Gamsböckel und Hirschen nach, er ist blind, stockblind, der arme Mensch. Blind auf beiden Augen, o denk dir's nur, Urtschi, was das Furchtbare ist. Keine grüne Alm, kein' blauen See und keine Mitmenschen kann er mehr sehen. O, mein Dirnerl, das ist zu arg, und wenn du denkst, daß ich jetzt fort muß in Krieg, wie leicht kann mir's grad so gehen im Kampf.“

„Geh, lieber Bua, hör auf!“ unterbrach ihn weinend sein Lieb. „Verlang alles von mir, so werd' ich's thun!“



Unmittelbar darauf krachte der zweite Schuß.

— aber erinnere mich nit an die Gefahren, die dir bevorstehen, Joseph, das drückt mir sonst 's Herz noch ab!"

Burgstaller zog sie zärtlich an sich und küßte ihr Wangen und Mund.

"Sei nit so traurig, Dirnerl!" tröstete er, "für untern liabn Kaiser, fürs schöne Vaterland zu streiten, ist Pflicht und eine Ehr!" und etwas heiterer fortfahrend und sie nochmals lieblosend, setzte er noch bei: "Und schau, herzig's Schaserl, a jede Kugel trifft ja nit gleich! Hast du es nit eben erlebt? — darum nit verzagt und wieder frisch, wie sich's für die fesehe Schenk-wirtin am grüana See'el gehört. Und komm ich heim, Urfschi, vom Feld, dann giebt's keine traurige Stunde nimmermehr; denn du mußt mein Weiberl, mußt Burgstaller-Bäuerin werden!"

Das Mädchen war durch diese Worte getröstet. Freude und Glück schaute ans den verweinten Augen und nun war sie es, welche die ersten Anstalten traf, um den Verwundeten zur Bergschente hinauf zu bringen.

"Niemand wird etwas inne!" wiederholte sie, "aber eins mußt du mir erlauben, Joseph! — daß ich den Armen pflegen und warten darf droben, bis er wieder so weit ist, daß man ihn hinunterführen kann zu seiner armeligen Hütten im Thal. Die Wart' ist eben recht, wenn ich jest allein und verlassen bin in der Schenk', und grad' durch den Lenz denk' ich dann immer an dich!"

"Einverstanden, du seelen-gutes Dirnerl!" antwortete

Burgstaller, und während nun Ursula zur Schente hinauf eilte, um ein paar Burschen zu bitten, dem Lenz Hilfe zu bringen und ihn heraufzutragen, wusch Burgstaller wiederholt dem so bitter Gestraften die Wunden mit frischem Wasser und machte ihm das Liegen so leicht als thunlich.

Lenz wachte auf; der Mond schien sanft auf ihn hernieder; die Landschaft war entzückend schön beleuchtet; Gottes Schöpfung ist herrlich auch bei Nacht auf den mondbeschieneenen Bergen. Aber um ihn her war es und blieb es Nacht, Nacht selbst am sonnenlachenden Tag. Er sah sie nicht mehr die guten, edlen Menschen, die er einst haßte, die ihm verziehen hatten und ihn pflegten; er kann nur danken, reumütig und ergeben dulden und leiden. Zwischen den beiden, die nun unter dem Kreuze versöhnt waren, wurde es ausgemacht, daß niemand von dem Verbrechen hören sollte. Man erzählte noch den scheidenden ins Kampfgewühl ziehenden Burschen in der Schente oben und später jedem, daß Lenz auf der Hochwildpirsch', beim Wildern verunglückt sei, was denn auch glaubwürdig schien und von niemanden angezweifelt wurde. Ursula hielt getreulich Wort. Sie pflegte den frühern Todfeind ihres Geliebten aufs beste. Rühlmooser war rascher hergestellt, als man es annehmen durfte; das Augenlicht aber war für immer erloschen und seine schwarze That sie blieb auf seinem Antlitz eingegraben. Das halberbrannte Pulver hatte

seine großen Körner tief in die Wangen geschlagen und einen schwarzen Brandfleck auf denselben zurückgelassen. Diesen Merkmal verdankt Rühlmooser seinen volkstümlichen Namen, und alles, groß und klein, nennt ihn eben nur den schwarzen Lenz.

Nachdem zu Nitolsburg der Friede geschlossen worden war, zogen die Söhne und Helden heimwärts ins Bergland. Freilich mancher blieb aus. Aber Burgstaller kehrte als Sieger zurück — er hatte bei Custozza gefochten — das Eichenlaub und den Vorbeer am Helm, die Brust mit der goldenen großen Medaille für Tapferkeit vor dem Feinde geschmückt, das Herz aber voll von Sehnsucht und Liebe nach dem schönen Heim und dem treuen Lieb auf der Höhe beim grünen See. Burgstaller und Urfschi sind nun längst Mann und Weib und der stattliche Burgstaller-Hof ihr Daheim. Ein herziges Kind vervollkommnet ihr Glück, während der schwarze Lenz, der blinde Wildschütz, ein Ruheplätzchen für Lebzeiten fand im Hause dieser zwei glücklichen Menschen.



Die Geschichte vom schwarzen Lenz wurde mir einmal von einem Weibchen in einer Bergschente erzählt. Ich brachte sie dem Leser wieder, nur Örtlichkeit und Namen verändert, um das indiscrete Ratschmierl, wie die Österreicher gerne sagen, nicht in Verlegenheit zu bringen.

Vorgebeugt.

Von Wilhelm Fischer.



s hatten drei Gefellen Ein fein Kollegium" — nämlich der lange Gerichts-schreiber Heubach, der neue Apotheker Dorn und der Kaufmann Meyer (mit einem harten Ey, wie er wohl scherzend bemerkte, um sich von seinem halben Namenbetter Meyer zu unterscheiden). Der Ort aber war das weinberühmte Rafino zu Namingen, und die Stunde elf Uhr post meridiem, an einem Mittwoch spät im November. Die andern Gäste hatten sich als wohlgezogene Ehemänner oder solche, die es werden wollten, längst verzogen, das Kleeblatt aber hielt noch stand, obgleich nur Dorn noch Junggefelle war.

"Es freiste so fröhlich der Becher In dem kleinen Kreise herum" — und jeder holte hervor aus dem Schatze seines Herzens

Altes und Neues, Ernstes und Scherzhaftes, doch begreiflich, des letztern mehr. Wie gewöhnlich aber zeichnete sich der lustige Heubach, unerschöpflich an Schmuiren und Schwänken, durch Wis und Laune aus. Aber der schönste Tag geht einmal zu Ende, und sogar der schönste Abend, und als Meyer endlich die Uhr zog und, sein herzliches Lachen plötzlich unterbrechend, fast erschrocken aufsprang, da erhoben sich auch seine Genossen, um miteinander heimzugehen. Das heißt, so weit es möglich war, nämlich bis zur Ecke an der Kirche. Dort nahmen sie Abschied, feierlich und schalkhaft zugleich.

„Gute Nacht, Herr Obergfarer!“ sprach Heubach laut mit salbungsvoller Stimme. „Schlafen Sie wohl, lieber Herr Bruder!“ antwortete Meyer in sonorem Kanzelbaß, so daß irgend eine schlaflose Seele, diese lautfallenden Grüße vernehmend, in den wadern Kumpanen die beiden Geistlichen des Städtchens hätte vermuten müssen. So verderbt ist die Welt, so sehr gerade der Frömmste allerlei Angriffen ausgesetzt. Darum richtet nicht vorschnell, sogar wenn ein glaubwürdiger Mann euch erzählt, er habe gegen Mitternacht den Herrn Dekanten oder den Herrn Rektor merklich angeheitert aus dem Wirtshause heimwanken sehen. Es giebt optische Täuschungen und akustische.

Dann trennten sich die drei. Einer wanderte rechts, nämlich Heubach, und die beiden andern links, vergnüglich miteinander plaudernd. Natürlich über den einen. Aber nicht gleich boshaft, er war ja kaum außer Hörweite. Im Gegenteil.

„Ein famoser Kerl, dieser Heubach!“ sagte Dorn begeistert. „Ein seltsames altes Haus voll sonderbarer Einfälle! Immer fidel und munter!“

„Freilich, aber —“
„Ein ausgezeichnete Gesellschafter! Nicht recht haberrisch, kein Spielverderber. Kann auch zuhören, so gut er selbst erzählt. Trinkt sein Glas, aber betrinkt sich nicht. Vergißt keinen Schwanz, den er je gehört und steckt selbst voll Mutterwis. Dabei bescheiden, wohlgezogen, höflich, wirklich ein liebenswürdiger Mensch!“

„Schon recht, wenn nur —“
„Was meinen Sie? Heraus damit! Er hört's nicht mehr.“ rief Dorn.

„Ich wollt', er wär' so reich an Goldstücken wie an Wissen. Aber er steckt ewig in Geldverlegenheit. Hat er Sie noch nicht angepumpt?“

Die Wirkung dieser paar Worte war großartig. Der Apotheker blieb stehen, vollständig ernüchtert. Sein eben noch so wonneseliges Gesicht war lang und ernst geworden, fast erschrocken starrte er beim matten Schein der Straßenlaterne zu seinem größern Begleiter auf. Nicht ganz so entsetzt, als wenn Heubach ein Mörder gewesen wäre, das nicht. Aber mehr bestürzt, als bei mancher andern Beschuldigung. Hatte es z. B. geheißen: „Heubach säuft im stillen, und zwar Schnaps!“ so würde der lustige Kurzbold erwidert haben: „das merkt man ihm nicht an.“ Oder: „Er geht Abwege, was sich nicht 'mal für einen jungen Mann schickt.“ — „Sieh da, der Heintücker,“ hätte Dorn gelacht — „nun, ein alter Fuhrmann klatscht auch noch 'mal gern mit der Peitsche!“ Oder: „Er prügelt seine Frau!“ — „Das ist nicht schön, geht uns aber eigentlich kaum etwas an,“ hätte der Apotheker gesagt und den Haustyrannen als guten Kameraden kaum minder hochgeschätzt. Aber: „Er pumpt seine Freunde an!“ das ist, noch so gelassen ausgesprochen, ein großes Wort, vor dem die fröhlichen Geister des edlen

Weines und der guten Laune alsbald in alle Lüfte zerfliegen.

Beachte dies, mein junger, noch bildsamer Leser, und zieh dir die nötige Lehre daraus. Sprich nie einen Freund um ein Darlehen an. Die reichsten Leute haben's nicht gern, und die sanftmütigsten ziehen ein schiefes Gesicht dazu. Mancher verschent lieber fünfzig Mark, als daß er hundert verleiht, wie schon der alte Martial irgendwo bemerkt und weise hinzusetzt: „Weil er lieber die Hälfte als das Ganze verliert.“

— „Hat er Sie noch nicht angepumpt?“ hatte der treue Edard Meyer gefragt, und alles, was Dorn zunächst darauf erwidern konnte (und er freute sich, daß er dies konnte!), war das einsilbige: „Nein!“

„Nun ja, Sie sind erst ein paar Monate hier.“
„Und selbst ein armer Teufel, nicht Eigentümer der Apotheke, sondern nur Pächter.“

„Das macht keinen Unterschied,“ sagte Meyer lächelnd. „Banknoten und Gold find ihm freilich am liebsten, aber er nimmt auch Silber.“

„Wo läßt er's denn? Er lebt doch mäßig, so viel ich beurteilen kann, und hat ein gutes Einkommen.“

„Das weiß der liebe Himmel, aber soviel steht fest, er steckt bis über die Ohren in Schulden. Er sückt ein Loch mit dem andern und kann den ersten des Monats, „Mariabild!“ wie er den Tag scherzhaft nennt, kaum erwarten. Ich würde schwerlich darüber reden, so viel Ursach' ich auch habe, aber es ist stadtbekannt. Und da wir schon den zwanzigsten haben und er heut abend so ganz besonders zuthunlich war, so glaub' ich, Ihnen den guten Rat geben zu dürfen: Werden Sie nicht zu vertraut mit ihm! — Gute Nacht!“

Sie waren nämlich inzwischen langsam weiter geschlendert und an ihren Wohnungen angekommen. „Gute Nacht, Herr Meyer!“ versetzte Dorn tiefinnig. Diesmal wurden von seiner Seite falsche Namen angewandt; dazu war die Stimmung zu gedrückt.

Es ist eine Verleumdung, daß ein Junggefell immer in Unordnung leben und allabendlich nach Licht und Feuerzeug suchen muß. Ein richtiger Neumundneuziger gar weiß noch ganz andere Dinge im Dunkeln zu finden. Bald war es hell in Dorns freundlichem Schlafzimmer, leider in seiner jungen Seele nicht. Meyers Warnung kam zu spät, wie so viele guten Ratschläge. Dorn war mit Heubach schon ziemlich vertraut. Er hatte ein Körbchen Apfel aus dem großen Garten des liebenswürdigen Mannes angenommen und diese Gabe alsbald durch eine Schachtel Morzellen erwidert. Sie liebten einander Bücher und Zeitschriften, gingen zusammen spazieren und sprachen im Vorbeigehen manchmal auf ein Weilschen der eine beim andern vor. Sie standen noch nicht gerade auf du und du, ließen aber doch bei der Anrede, wenn sie nicht absichtlich übertrieben feierlich gehalten wurde, das steife „Herr“ vor dem Namen gewöhnlich weg. Das ist schon ein erträglich guter Boden für ein Darlehensgeschäft.

„Was soll ich machen, wenn er's wirklich nächster Tage versucht?“ fragte sich der Schlauberger. „'s ist eigentlich ein guter Kerl. Auf der Liste für die Überschwemmten hatte er mehr gezeichnet als der reiche Justizrat selbst. Und erst gestern sah ich, wie er dem armen Besenbinder, der seine Ware so weit hergeschleppt und nicht los werden konnte, zwei Groschen gab. Wenn ich ihm aus der Patsche helfen könnte, mit einem Schläge, wahrhaftig ich glaub', ich thät's! Aber ich kann's nicht. Und ihm zehn, zwanzig Thaler leihen auf Nimmerwiedersehen, nein, dazu hab' ich's nicht. Ich

weiß selbst kaum, ob ich hier 'rum komme. Und doch kann man so schwer Nein sagen auf eine solche Bitte, wenn die Erfüllung nicht geradezu unmöglich ist. Gerade ihm, einem so liebenswürdigen Kerl — hundert andern gegenüber brächt' ich's ganz gut fertig, kaltlächelnd. Wie fang' ich's nur an?"

Ob er's gefunden oder ob die Schläffähigkeit der Jugend, von den Nachwirkungen des Weins unterstützt, diese und alle andern Sorgen besiegt hat — genug, kaum hatte der kleine Billendreher sein ambrosisches Haupt ins Kissen vergraben, als er die müden Augen schloß, und da er der Untugend frönte, durch den Mund zu atmen statt durch die Nase, alsbald zu schnarchen begann.

Den nächsten Morgen brachte er, während der Gehilfe die Dffizin besorgte, größtenteils in seinem Wohnzimmer am Schreibtisch zu, und als er gegen Mittag einmal von der Arbeit aufschaute, wer naht da mit großen Schritten quer über die breite Straße der Apotheke? wer anders, als

der lange Gerichtsschreiber? „So schreiet das Verhängnis!“ murmelte Dorn; „so vocht das Schicksal an die Thore!“ als bald darauf die Hausthür mit lauthallendem Geklingel aufging. Aber wie ein Mann trat der Kleine dem Unentrinnbaren entgegen, mit ausgebreiteten Armen sprang er auf den Eintretenden zu: „Heubach, Sie kommen wie gerufen — wie vom Himmel gefandt — ich war schon im Begriffe, Sie aufzusuchen, und trug doch wieder Bedenken —“

„Was ist denn los, lieber Dorn?“

„Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! Wie froh waren wir gestern abend noch beisammen! Das ist nun die Rehrseite des Daseins —“

„Doch kein Unglück passiert? kein plötzlicher Todesfall?“

„Nein, Gott sei Dank! nein! Aber da sit' ich und rechne und sim' und schreib' die Rechnung für die Knappschafft aus — die kriegt natürlich alles billiger, kriegte ich nur das bißchen Verdienst sogleich, aber der Himmel weiß, durch wie viel Hände das noch laufen und geprüft und bescheinigt werden muß, und die andern Kunden zahlen erst nach Neujahr, wenn sie's dann nur thun, und die bare Einnahme ist viel geringer, als ich mir vorgestellt hatte — aber ich soll blechen hier und blechen da, dem Droguisten, dem Gehilfen, dem Steuereinnahmer, die Haushaltung kostet auch viel Geld, so klein sie ist, ein Junggefelle wird eben überall über's Ohr gebauen, und was das Schlimmste ist, am ersten verlangt der Alte die Pacht fürs erste Quartal — ich hab' das Geschäft viel zu hoch übernommen —“

„Es ist etwas hoch!“ murmelte Heubach tiefsinnig. „Kurz, ich weiß nicht, woher nehmen und nicht fehlen. Heubach, Sie sind ein guter Kerl, vielleicht mein bester Freund hier, so kurz auch unsere Bekant-

schaft noch ist — nehmen Sie mir's nicht übel: können Sie mir hundert Thaler leihen?“

„Ich?“ rief der Lange mit einem melancholischen Lächeln, und die Betonung drückte mit der Verwunderung zugleich so deutlich wie nur wünschenswert die Unmöglichkeit aus.

„Wenn's auch nur fünfzig sind, ich schlag' mich am End' auch damit durch —“

„Keine fünfzig Mark — keine fünf Mark vor Maria-hilf! Die Wahrheit zu gestehen, Dorn, ich kam mit der Absicht her, Sie um eine Kleinigkeit anzupumpen.“

„Mich?“ rief der Kurzbold genau in demselben Tone, wie der Lange soeben „Ich?“ gesagt hatte. „Das ist köstlich! Ha, ha, ha!“ Heubach lachte auch. Ein Wit, ein drolliges Zusammentreffen war unter allen Umständen zu mächtig für ihn, ein wahrer Trost im Unglücke.

„Zu denken, daß Sie im gleichen Glend sind!“ fuhr Dorn kopfschüttelnd fort, „der lustigste Kamerad, allezeit aufgeräumt und heiter, voll Wit und Laune, als ob kein Wölkchen Ihren Himmel trübte, kein Kopfhänger und Sauertopf — doch Sie scherzen wohl nur?“

„Es ist mein blutiger Ernst. Ich fürchte, ich schulde mehr als Sie, und bezahl' es später. Aber was kann das schlechte Leben helfen? Wird mein Beutel straff, wenn ich meine Stirn in Falten ziehe?“

„Freilich nicht.“

„Kann ich die Krämer mit Seufzern bezahlen und die Metzger mit Thränen?“

„Die Münzen sind hier außer Kurs.“

„Werd' ich um ein Prozent reicher, wenn ich um hundert Prozent mürrischer werde? Nein, lieber Dorn! Lustig gelebt und selig gestorben! Wenn wir nicht immer auf die Stunde zahlen können, so laßt uns doch lachen, so lang es geht!“

„Recht, Heubach! Es ist die Welt und bleibt die Welt, und es ist all einerlei über hundert Jahr. Wart, wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit vor Tisch — nehmen Sie Platz! — nein! im Sofa! ich hab' noch ein paar gute Flaschen im Keller — da liegt die Rechnung, leider inaquittiert — ich hol' sogleich eine herauf!“

Diplomatisches Rezept.

Es war in der Zeit, da etwas wie Krieg in der Luft schwebte, wo es in allen vier Himmelsgegenden weiterleuchtete und der Friedensengel sich scheu unter Bismarck's Mantel flüchtete und ängstlich flehte: Großer Kanzler, hilf! Das war eine Zeit für die Diplomaten. Die klickerten sich in die Ohren, zuckten die Achseln und schnitten wichtige Gesichter, als hätten sie mit ihrem Kammerherrenschlüssel den Schlüssel zu allen diplomatischen Geheimnissen auf der Rückseite ihres goldgestickten Frades.

Um diese Zeit war es, da hat dem Sinkenden sein



„Können Sie mir hundert Thaler leihen?“

Freund, der Hauptmann, ein Geschichtlein erzählt, das ihm auf dem Balle beim sehen Gesandten passiert ist.

Es war nach dem Nachtessen, bei den Diplomaten nennt man's Souper, da bemerkte ich — so erzählte der Hauptmann — zwei junge Herren in goldgestickten Uniformen, die sich in eine Fenster niche zurückgezogen hatten und sich auf sehr geheimnisvolle Weise, aber mit großer Lebhaftigkeit unterhielten.

„Aha,“ — dachte ich — „zwei von der Gesandtschaft. Was mögen die Wichtiges zu verhandeln haben?“

Nun hatte ich aber kurz vorher für mehrere tausend Mark österreichische Papiere gekauft, und da auch mein Kriegsbarometer auf „Sturm“ stand, so war ich als Familienvater für meine Österreicher etwas besorgt, obgleich ich als Soldat berufsmäßig mich stets in einer kriegerischen Stimmung befand.

Wie ich nun die zwei Goldgestickten so eifrig gestikulieren sah, so fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn du ganz gewiß wüßtest, was England für Absichten hat, wo Bismarck hinaus will, ob etwas dran ist an der russisch-französischen Allianz, und ob Österreich seine Geduld verlieren und dreinschlagen wird, — wenn du dieses alles ganz genau wüßtest, so könntest du mit deinen Papieren eine kleine Spekulation machen.

Und so wandelte ich denn, wie in Gedanken vertieft, an den Diplomaten auf und ab, und so oft ich an ihnen vorüberkam, erwischte ich die eine oder die andere Redensart.

Eben sagte der eine: „Den rechten Moment nicht veräumen, wo sie steigen und dann . . .“

„Aha,“ dachte ich, „der spekuliert auch! Wenn sie steigen, so schlage ich meine Papiere los!“

„. In Berlin mögen sie darin tüchtig sein, ich gebe es zu,“ sagte der zweite, „aber in Wien versteht man das doch am besten, denn . . .“

„Bravo! der ist ein Österreicher! Jetzt aufgepaßt,“ und ich machte rechtsum.

„. Das Feuer darf aber nicht zu stark geschürt werden, sonst giebt es einen Auflauf,“ sagte der erstew ieder.

„Freilich, ohne Auflauf wird es nicht abgeben, wenn Österreich nicht Farbe bekennet,“ dachte ich und machte wieder links um.

„. Das Feuer muß aber geschürt werden, sonst fallen sie ja wieder!“ sagte jetzt der zweite im Tone der tiefsten Überzeugung, und legte die Hand auf den Degengriff.

„Der ist von der Kriegspartei! Aber ein schlechter Spekulant. Gerade, wenn das Feuer geschürt wird, müssen sie ja fallen! O weh! meine Papiere!“

Was der erste jetzt wieder sagte, konnte ich nicht verstehen, der zweite aber wurde immer heftiger und faßte den Gegner am Rockknopfe: „Ich sage Ihnen, mein Herr, auch von oben muß geheizt werden, von oben, von unten, von allen Seiten muß geheizt werden, und wenn Sie das Feuer dämpfen, so patzcht die ganze Geschichte in nichts zusammen und wird nie die echte schwarz-gelbe Farbe bekommen!“

„Das ist ein wütender Kerl,“ dachte ich, „Aber Farbe thut er bekennen! Ein echter Österreicher. Und recht hat er. Es gärt an allen Ecken und Enden! Jetzt kann das Feuer nicht mehr gedämpft werden, es muß zum Ausbruch kommen! Zum Teufel mit meinen Papieren, ich schnalle meinen Säbel um!“

Jetzt hatten die beiden Herren ihre diplomatische Unterhaltung beendet und kamen Arm in Arm aus der Nische heraus, dicht an mir vorüber. Der erste sagte: „Bei uns nennt man sie Sträuble oder Pfüttele.“

„Und hierzuland Dampfnudeln,“ sagte der zweite.

Der erste lachte: „Dampfnudeln? Kurioser Name! Ha, ha, ha!“ und beide verloren sich im Gewühle.

Ich war starr, gleich der alttestamentlichen Salzsäule. Das also war das diplomatische Geheimnis, welches ich erlauscht? Sie hatten sich gegenseitig belehrt, wie man Dampfnudeln macht.

Erst auf ein Glas Punsch an dem Schanktische unseres gastfreundlichen Wirtes erholte ich mich wieder von meiner diplomatischen Entdeckungsreise.

Am andern Ende des Tisches standen die beiden goldgestickten Uniformen wieder und flüsterten sich wieder geheimnisvoll in die Ohren. Wahrscheinlich behandelten sie jetzt die Zubereitung der Leberknöpfe!



Und so wandelte ich denn, wie in Gedanken vertieft, an den Diplomaten auf und ab.

Fechtbruders Nachtlager.

Eine wahre Geschichte mit angehängten Randglossen
von Otto Wilfert.



Christ, wenn die Armen manchesmal
Vor deiner Thüre stehn,
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei, ungeschult!
Und wenn ihr matter Ruf so bang
Erschallt zu dir herein,
Horch auf, ob seiner Stimme Klang
Nicht möchte druntersein ?!"

Ein wohlbekanntes Lied! So einfach es ist, ich hab' mich schon oft dran erbaut und oft darüber nachgedacht. Auch die Melodie paßt so prächtig zum Inhalt und fällt mit ihrem rhythmischen Schwung und ihrem anprechenden Tongefüge gar leicht ins Ohr. Ich hab' sie erstmals in einem Gottesdienst kennen gelernt und seitdem taucht das Lied in meiner Erinnerung immer in Verbindung mit Glorienklang und Orgelschall auf und zaubert mir ein Knäblein vor die Augen, das in einem Winkel der alten Garnisonkirche der Residenz auf der Treppe zur Empore saß und gar andächtig zuhörte. Das Büblein war ich. Heut aber nimmt das alte Lied einen neuen Weg zu meinem Herzen: es kommt nämlich direkt vom Tanzboden.

Und das ist so zugegangen: In ein hohenlohisches Dörflein im Württembergischen, nicht weit vom Kocher, kam des Abends ziemlich spät ein Handwerksbursche. War ihm fröhlich zu Mute, denn das Dorf schien wohlhabend und ließ gute Beute hoffen. Er fing an zu fechten, wie's Brauch ist, von Haus zu Haus. Man gab ihm allerlei; in einem Haus griff die Frau nach dem Brotlaib, im andern schenkte der Bauer einen Schnaps ein, im Kaufladen gab's eine Liebescigarre, und so weiter. Aber nirgends Geld, und aus Gründen. Die Leute hatten nämlich selber keins. Als er eine Weile so gefochten hatte und satt war, fing er an, extra um Geld zu bitten, denn er hatte merkwürdigerweise auch keins, und wollte übernachten. Aber es wollte nicht gelingen; niemand gab ihm Geld. Er wurde dringender und bat immer angelegentlicher; es half immer nichts. Im Wirtshaus angelangt, bat er um ein Nachtquartier. Man antwortete: „Ja, um zwanzig Pfennig, anders nicht.“ — Also immer weitergefochten! Der Erfolg war: alles mögliche, aber kein Pfennig Geld. Und dabei wurde es allmählich stockfinster.

Nun war guter Rat teuer, denn die Strafe ist eine harte Packerstatt, Nacht und Kälte sind schlechte Schlafkameraden und der Wind macht's nicht besser, sonderlich wenn er durch die Hofen pfeift. Traurigen Sinnes, enttäuscht und verbittert wollte unser Handwerksbursche schon den Staub von den Füßen schütteln und murmelte, um damit den Anfang zu machen, bereits etwas in seinen struppigen Bart hinein, das klang wie: „Schäbiges Rad, hol' Euch alleamt der Teufel!“ Da blitzte noch einmal ein Licht über den Weg, vom letzten Haus, wie es schien. Richtig, da war er noch nicht gewejen; nebenan noch ein Haus; aha, die Kirche! Also war das Haus mit dem Licht wohl das Pfarrhaus. Unser Handwerksbursche zog die Klingel und sagte sein Sprüchlein her: „Armer Reisender bittet um einen Zehrpennig.“ Hinter dem Fenster zeigte sich eine Gestalt. „Ach, Herr Pfarrer, ich kann nirgends unterkommen, niemand läßt mich ins Haus, bitte, haben Sie die Freundlichkeit und lassen Sie mich bei Ihnen übernachten, unser Heiland soll's Ihnen vergelten!“ Der Pfarrer, ein junger Mann, führte sonst ein scharfes Regiment in seinem Dorf, denn er war Soldat gewesen, und schon hatte er ein Wort des Tadels auf den Lippen, daß der Landstreicher gegen den Brauch so spät am Abend noch fechte. Aber eben als er ansprechen wollte, fiel ein Lichtschein auf die dürftige Gestalt da unten; zudem tönten ihm die letzten Worte des Fremden ins Ohr, und ein gar gutmütiger Mann war er auch, trotz seiner Vorliebe für das stramme Militär. Er bekam sich. Dann sagte er: „Ja, guter Freund, über Nacht kann ich Sie nicht behalten, dazu sind wir nicht eingerichtet. Aber gehen Sie doch ins Lamm, da muß man Sie ja behalten!“ — „Ja, ich habe aber kein Geld, und der Lammwirt will zwanzig Pfennig, anders thut er's nicht!“ replizierte der Handwerksbursche. „Nun,“ gab der Pfarrer zurück, „da soll's nicht fehlen, kommen Sie einmal herauf!“

Und richtig, oben bekam unser Handwerksbursche die begehrten zwanzig Pfennig.

Nun, soweit wäre alles ganz einfach verlaufen, denkt der geneigte Leser. Jawohl; aber jetzt kommt's. Der Handwerksbursche zog fröhlich ins Lamm. Er zeigte dort triumphierend seinen zwanziger und wurde nun zu Gnaden angenommen. „Sehen Sie,“ sagte der Lammwirt, „das habe ich ja gleich gesagt, um zwanzig Pfennig können Sie dableiben. Sie wären der erste, der hier keine zwanzig Pfennig zusammenbrächte!“ Die Lammwirtin aber schaute verwundert auf das Silberstück und sagte: „Siehst, Mann, er hat's an einem Stück; o, der hat schon vorher Geld genug gehabt, der hat bloß nimmer fechten mögen!“ Der Handwerksbursche dachte allerlei, sagte aber nichts, sondern bat nur, man möchte ihm ein Licht geben und ein Gesangbuch und ihm sein Bett anweisen. Das geschah auch, wenn gleich die Wirtleute etwas erstaunte Mienen dazu machten. Die Lammwirtin wußte nicht recht, wie ihr zu Mute ward; das war ihr noch nie vorgekommen, daß ein Handwerksbursche vor dem Bettgehen keinen Schnaps, sondern ein Gesangbuch verlangte. Kopfschüttelnd ging sie selbst mit dem Fremden die Stiege hinauf, um ihm seine Packerstatt anzuweisen. Und in was für einem noblen Ge-

made war dieselbe aufgeschlagen — nämlich im Tanzsaal!

Getanzt hat unser Handwerksbursche nun freilich nimmer, dazu war er zu müd. Im Gesangbuch muß er aber noch gelesen haben. Denn als die Wirtin am andern Morgen — sie wußte nicht warum, denn sonst that sie das niemals, heut aber war ihr, als sollte sie doch nach ihrem seltsamen Gaste sehen — also, als die Wirtin am andern Morgen hinaufging in den Tanzsaal, war das Licht fast ganz heruntergebrannt und das Gesangbuch aufgeschlagen. Auf dem Vers aber:

„Christ, wenn die Armen manchesmal
Vor deiner Thüre stehn,
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei, ungesehn“ —

auf diesem Vers lag das Zwanzigpfennigstück und die Sonne schien darauf, daß es glänzte. Der Handwerksbursche aber war verschwunden. —

So ist's gegangen. Die Geschichte ist nicht übel, namentlich auch, weil sie wahr ist. Zwar die Bauern in dem betreffenden Dorf lassen durch ihre Verwandten in der Umgegend allenthalben auspressen, es sei alles erlogen. Aber ich weiß es von einem, der's wissen muß.

Sodann giebt die Sache allerhand zu denken, und wenn's dem Leser nicht zu langweilig ist, will ich ihm zum Exempel einiges darüber vordenten. Nämlich ungefähr folgendes.

Wenn ich eine Geschichte gelesen habe, so lasse ich die Personen, die darin vorkamen, vor meinen Gedanken Revue passieren, und ich denke, andere Leute machen es auch so. Betrachten wir also zuvörderst den Fährnehmsten in der Historie, den Pfarrer und sein Verhalten. Freilich, gerade darüber, was der Pfarrer ist und sein soll, ob etwas „Fährnehmes“ oder nicht, sowie darüber, zu was die Leute meinen, daß er da sei, zu was er aber gar nicht da ist, ließe sich manches sagen. Davon vielleicht ein andermal. Heut wollen wir's kurz machen und bloß den Fall ins Auge fassen. Da fragt sich zum Beispiel: Hätte der Pfarrer den Handwerksburschen im Pfarrhaus über Nacht behalten sollen, oder nicht? War's recht, daß er dem Bettler überhaupt etwas gab, oder nicht? Und wenn, waren zwanzig Pfennig zu viel oder zu wenig? Was meint der Leser?

Ich meine dieses: Zwar, ein Pfarrer und ein Handwerksbursche sind beide Menschen, aber es ist ein Unterschied zwischen einem Pfarrer und einem Handwerksburschen und zwar je nachdem der letztere ist, ein

sehr großer. Denn der Schluß wäre falsch, wenn einer schließen wollte:

1. Handwerksburschen sind Menschen;
2. der Pfarrer ist ein Mensch; folglich
3. ist der Pfarrer ein Handwerksbursche.

Das wäre gerade so, als ob einer sagte: „Die Franzosen sind Menschen, Bismarck ist ein Mensch, also ist der Bismarck ein Franzos.“ Ein Kind sieht, wo der Fehler steckt. — Sodann ist die christliche Nächstenliebe gewiß eine schöne Sache, aber ein sauberes, frisch überzogenes Gastbett ist auch eine schöne Sache, dagegen ein fahrender Handwerksbursche nicht immer. Es kommt nämlich vor, daß ein solcher allerhand „Hausleute“ beherbergt, wie der Volkswitz sagt, nämlich größere und kleinere Tierlein, die zwar bei den



Auf diesem Vers lag das Zwanzigpfennigstück und die Sonne schien darauf, daß es glänzte.

Chinesen als Lederbissen gelten und aufs Butterbrot gestreut werden, bei uns aber nicht. Also, daß es da einer Pfarrerin manchmal doch ein wenig graust und daß sie sich solche Gäste ihres Eheherrn verbittet, dagegen kann man nicht viel sagen. Ferner: daß der Pfarrer dem Reisenden zwanzig Pfennig gab, war meines Erachtens genug. Er verschaffte ja damit einem wildfremden Menschen ein ordentliches Nachtquartier und half ihm aus erster Not. Es giebt Landorte, die täglich durchschnittlich von zwanzig Handwerksburschen heimgejucht, das heißt pünktlich abgebetelt werden, und der Pfarrer müßte ein reicher Mann sein, wollte er jedem zwanzig Pfennig geben. Wir wollen einmal annehmen, es kämen nicht zwanzig sondern nur zehn „fremde Reisende“ täg-

lich und der Pfarrer gäbe jedem zwei Pfennig, so würde das jährlich 73 Mark ausmachen, das heißt das dreifache der Staatssteuer vom Dienst Einkommen eines jungen Pfarrers. Giebt der Pfarrer zwanzig Pfennig pro Mann, so sind's jährlich 730 Mark — die reichen Pfarrer aber, die eine solche Last tragen können, mag's in England geben, bei uns zu Lande sind sie rar.

Zweitens: Die Wirtskleute. Gewiß, von dem Lammwirt war's nicht schön, so stramm auf seinem „Schein“ zu bestehen. Aber er verließ sich stolz auf die reichen Bauern im Ort und dachte: die sollen auch etwas thun. Und wer weiß, wäre der Reisende nach einer halben Stunde abermals bittend erschienen, er wäre vielleicht doch aufgenommen worden, auch ohne Geld. Die Lammwirtin meint, wie man sieht, daß Betteln sei eigentlich des Handwerksburschen Pflicht,

und wenn einer es daran fehlen lasse, müsse er extra dazu ermahnt werden. Auch eine Meinung! Doch, wir wollen nicht mit ihr streiten, das Frauenzimmer behält ja doch immer recht.

Drittens: Die Bauern. Wir wollen sagen, es waren hundert wohlhabende bäuerliche Haushaltungen. Durchschnittlich erhielt gewiß jeder fremde Reisende in jeder Haushaltung ein Geschenk im Wert von mindestens zwei Pfennig. Thut pro Jahr, bei zehn Durchreisenden täglich, einen Gemeindefchaden von hundert mal 73 Mark, das heißt zusammen 7300 Mark. Im ganzen Oberamt von, ich will sagen, zwanzig derartigen Dörfern gäbe das das schöne Budget von 146 000 Mark. Hei, das sind Summen, lieber Leser! Aber rechne sie nach und widerlege mich! Ich will nun zugeben, daß zehn „Reisende“ Tag für Tag etwas viel ist. Sagen wir fünf — so giebt's 73 000 Mark. Und dabei sind die massenhaft auftretenden Zigeuner, die oft in Bänden bis zu vierzig Köpfen die Dörfer überfallen, nicht gerechnet, und von dem moralischen Schaden, den diese schlimmen Gesellen (im Vergleich zu denen die Handwerksburschen, zumal es auch ordentliche darunter giebt, wahre Heilige sind) anrichten, wollen wir heute schweigen. Nein, nur die Fechtbrüder! Wenn nun diese Landstreicher, die notabene gar nichts arbeiten, ein Oberamt auf jährlich nur 20 000 Mark kommen sollten, so ist das doch schon kolossal viel Geld für einen solchen Zweck! Nicht? Aber soviel kosten die „fremden Reisenden“ ganz gewiß jeden Bezirk oder Kreis im deutschen Vaterland jährlich, und das Königreich Württemberg, in dessen Grenzen unsere Geschichte gespielt hat, giebt demnach mit seinen 64 Oberämtern für die Stromer jährlich mindestens netto eine Million Mark aus, Baden etwa 700 000 Mark, — und dieses Geld ist einfach zum Fenster hinausgeworfen! In Bremen ist jüngst ein Buch herausgekommen, betitelt: „Dunkle Bilder aus dem Wanderleben“, das von einem geretteten ehemaligen Handwerksburschen geschrieben ist. Der berechnet den Aufwand des Deutschen Reiches für die Stromer auf etliche 300 Millionen! Wer will nun auf die Bauern, die doch gewiß den größten Teil der Last tragen, einen Stein werfen?

Viertens: Der Handwerksbursche. Ja, das war schon ein geriebener Gefelle. Gewiß giebt es unter den Stromern auch solche, die brave Menschen sind und durch unverschuldetes Unglück in Not gerieten. Aber ob wir den unsern dazu rechnen dürfen, ist doch nicht sicher. Mir scheint, er wollte vor allem den Leuten einen Denktettel anhängen, und ich fürchte, dies war ihm wichtiger als die Religion und das Gesangbuch. Aber gewiß weiß ich's nicht, und der Leser auch nicht, wir wollen also nichts gesagt haben! In Wahrheit hat er jedenfalls so unrecht nicht gehabt. Es ist eben nicht recht von einem christlichen Volk, daß es die „Wanderer“ so verkommen läßt. Arme Leute muß es immer geben, ja, da ist nichts zu machen, aber Bettler brauchen wir nicht aufkommen zu lassen. Man Sorge dafür, daß diese jungen kräftigen Leute arbeiten müssen, und sie werden nicht auf der Strafe verderben.

Mit einem Wort: Der Staat, das Gesetz, muß diese Sache endlich in die Hand nehmen. Anders geht es nicht. Der Staat nehme das Reisengeld, das die Landstreicher ja doch so wie so kosten, und greife der christlichen freiwilligen und privaten Wohlthätigkeit mit Kraft unter die Arme. Denn die Anstalten der christlichen Liebe, die Rettungshäuser, die Herbergen zur Heimat und die Arbeiterkolonien (Wilhelmsdorf,

Dornahof, Anfenbuch und wie sie alle heißen), sind angesichts der furchtbaren Not bis dato nur ein Tropfen ins Meer.

Ja — sagt der Leser nachdenklich — man hat doch Berpflegungsstationen! Helfen denn die nichts? Antwort: Nein, sie helfen wenig. Namentlich, weil sie leider Gottes unbegreiflicherweise nicht über das ganze Reich ausgedehnt sind. Würden sie ein großes Netz bilden, es wäre schon eine große Hilfe, und die Erfinder dieser Einrichtung, der württembergische Defan Kemmler in Nagold und der Oberamtmann Huzel in Hall, verdienen den Dank aller Menschenfreunde. Aber so, wie es ist, nützt die Sache nicht viel. In des Verfassers Gegend waren auch eine Zeitlang solche Stationen eingerichtet. Die „Reisenden“ bettelten trotzdem nach wie vor die Ortschaften ab und so waren die Ausgaben doppelt. Die ländliche Polizei ist gegenüber diesen Wanderern, wie gegenüber den Zigeunern, völlig machtlos. Und wenn man je einmal in einem Ort die Fechtbrüder wirklich einsperrt, wie das papierene Gesetz befiehlt, so werden sie erstens hierdurch nicht gebessert und zweitens muß sie die Gemeinde dann gesetzmäßigerweise einen ganzen Tag verköstigen. Nein, nein, es hilft alles nichts, der Staat, das Gesetz, muß energisch, und nicht wie bisher bloß auf dem Papier, eingreifen.

Moral: Der Leser wähle das nächste Mal einen Abgeordneten, der dazu helfen will!

Ein Vesperstündchen.



er hatte ein Materialwarengeschäft in B. Wenn seine Gattin ihn auch noch außerdem einen „Materialisten“ nannte, so war dies eine willkürliche Auffassung der Frau Schwämmle; sie konnte darunter nur jene Richtung verstehen, deren Anhänger einen saftigen Kalbsbraten allen geistigen Genüssen vorziehen und deren Ideale einem Häßchen Bock so ähulich sehen, wie ein Ei dem andern. Herr Schwämmle war also ein zweifacher Materialist, aber — zu seiner Ehre sei es gesagt — ein dreifacher, auch ein Materialist in Glaubenssachen, war er nicht; im Gegenteil, er hielt sich für einen sehr guten und gläubigen Christen, wenn er auch am Sonntag morgen viel gewissenhafter auf den Besuch der Eismesse als auf den der kirchlichen Messe hielt. Von seinem Tagewerk war ihm das Vesperstündchen das allerliebste, und unter diesen Vesperstündchen standen die obenan, an denen ihm

enedikt
Schwämmle
war Mate-
rialist, d. h.

seine Frau ein paar Wiener Würstchen vorsetzte. Wenn diese nicht zu kalt oder zu hart und namentlich nicht zu kurz und nicht zu dünn waren, welcher Umstand ja zuweilen seiner Freude über diese Götterspeise einige Wermutstropfen beimengte, konnte er es beim Anblick der dampfenden Würste begreiflich finden, daß Esau sein Erstgeburtsrecht für ein Lieblingsgericht verkaufte. Und daß dieses Lieblingsgericht nicht bloß ein Linsengericht sein konnte, wie das alte Testament irrtümlich erzählt, sondern Linien mit Wiener Würsteln, nahm Herr Schwämmle für selbstverständlich an. Er wenigstens dankte seinem Schöpfer, daß er ihn als sechstes und nicht als erstes Kind seiner Eltern das Licht der Welt hatte erblicken lassen, denn in diesem Augenblick, in dem unsere Geschichte beginnt, fühlte er es mit aller Gewißheit, er wäre in stande gewesen, ein zweiter Esau zu werden und um ein paar Wiener Würsteln sein Erstgeburtsrecht fünfmal an alle fünf Geschwister zu verkaufen! Der Pater wird hieraus bereits erkannt haben, daß Herr Schwämmle gerade sein Vesperstündchen hält und daß sein Vesperbrot aus Wiener Würsteln bestand. Zu allem Ueberfluß stand noch ein Glas schäumendes Bier dabei — Schwämmle benedete die Götter nicht um ihr Nektar und Ambrosia — im Gegenteil, er war überzeugt, daß er ihren Neid herausgefordert haben würde, hätten sie eine Ahnung von seiner Mahlzeit gehabt. Eben hatte er die eine Wurst an die Gabel gespießt, um sie zum Munde zu führen — denn zerschnitten dürfen diese Würste beileibe nicht werden — da — zwischen Lipp' und Kelches Rand" — da nahte das Verhängnis in Gestalt der Frau Schwämmle. Wie ein Sturmwind kam sie ins Zimmer gestürzt, warf einen Rock von höchst verdächtigem Aussehen auf den Tisch, so daß der Krug desselben, der einen auffallend fettigen Spiegel zeigte, gerade auf Schwämmles Teller fiel. Im Vorüberfliegen wurde die Gabel samt der Wurst Herrn Schwämmle aus der Hand gerissen und weit ins Zimmer geschleudert, und star vor Schreck und mit offenem Munde blickte Schwämmle dem entrisseßen Lederbissen nach, der ihm im wahren Sinn des Wortes vom Munde hinweggeschnappt worden war. „Frau,“ rief er entsetzt, als er wieder eines Wortes fähig war, „wenn du mir die Würsteln nicht gönnt, dann stelle sie mir gar nicht erst vor; aber sie mir so recht appetitlich vor Augen zu stellen und mir dann die eine vom Munde wegzureißen und die andere durch einen so schmutzigen Rocktragen, wie dieser da ist, zu verkehlen — das ist perfide — das ist schändlich.“

„Jetzt komme du mir auch noch mit deinen Würsten,“ rief Frau Schwämmle erregt, „als ob ich nicht schon Arger genug hätte! Soll ich auch noch an deiner Ungeschicklichkeit schuldig sein?“ — „Frau, erlaube mir,“ erwiderte Herr Schwämmle etwas eingeschüchtert, „nicht ich, sondern du —“ — „Schweig, Schwämmle, und laß mich wenigstens ausreden. Auf der ganzen Welt giebt es keine Frau, die so viel Arger hat als ich; Magd, Mann, Kinder — alle gehen sie nur darauf aus, mir das Leben sauer zu machen.“

Schwämmle hatte keine Ahnung, was etwa Squers vorgefallen sein mochte; er vergaß den eigenen Arger über der Bemühung, zu erforschen, was seine Frau so in den Harnisch gebracht haben könne. Er überflog in aller Eile alle häuslichen und wirtschaftlichen Vorgänge des Jahres, Näherin, Putzerin, Maurer, Kaminkkehrer u. dgl. m. „Dast du denn schon wieder große Wäsche,“ fragte er endlich, „ich meine doch, du

hättest erst in der vorigen Woche ärgerliche Tage gehabt?“ — „Ach was Wäsche! es giebt tausenderlei Dinge, die dazu da sind, eine Hausfrau zu Tod zu ärgern, von denen ihr Männer gar keine Ahnung habt. Wer hätte das von der Kathrine gedacht!“ Jetzt hatte Herr Schwämmle doch endlich einen Anhaltspunkt — die Kathrine als Blitzableiter — und wußte, woher der Wind blies; ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, blies er gleich aus vollen Backen mit. „Ja die Kathrine, ich habe dir schon oft gesagt: schide sie fort. Sie versteht nichts vom Kochen — erst heute mittag hat sie die Linsen total ange —“ — „Du denkst an nichts als ans Essen,“ unterbrach Frau Schwämmle beftig ihren Gatten, „kochen kann sie gut genug, aber unordentlich ist sie wie keine. Wenn ich nicht dahinter gekommen wäre, unser Zimmerherr kündigte uns ganz gewiß bis zum ersten das Zimmer, wir kämen durch diese schlampige Person in Verzug und sänden sicher keinen ordentlichen Mieter mehr für das schöne Stübchen.“

„Lang genug hast du eigentlich jetzt geredet, aber tofschießen lasse ich mich, wenn ich weiß, wo du eigentlich hinaus willst,“ sagte der Hausherr fast ärgerlich. „Du warst immer schwer von Begriff, jedes Kind begreift, was ich meine, wenn es diesen Rock anfieht.“ Mit diesen Worten zog Frau Schwämmle das corpus delicti von dem Teller und hielt es ihrem Eheherrn vor Augen. Dieser warf einen stüchtigen Blick auf den Rock, einen langen, schmerzlichen auf das nun wieder bloßgelegte, jetzt nicht mehr dampfende Würstchen, und indem er sich niederbeugte, um den an der Gabel gespießten Kameraden aus dem Spucknapf, der den Verstohlenen freundlich aufgenommen hatte, hervorzuholen, flüsterte er seufzend: „Vernichtet, verdorben durch einen Augenblick.“ — „Was Augenblick? Nein, Benedikt, da irrst du dich. Das ist nicht mit einemmale geschehen, das ist eine monatelange Nachlässigkeit, die da zum Vorschein kommt. Wäre der Tapezier nicht in der Stube des Herrn Assistenten, um die Matrage auszupolstern, ich wäre vielleicht nie dahinter gekommen, wie seine Kleider herumliegen und wie sie aussehen. Denke dir nur, Schwämmle, sein Hut lag unter dem Stuhle — sein Rock auf dem Waschtisch und in diesem Zustande!“ — In diesem Augenblick kam der Blitzableiter Kathrine mit rotgeweiteten Augen ins Zimmer, ein sicheres Anzeichen für Schwämmle, daß die Aufregung seiner Gattin nur noch ein leiser Nachhall des Donnerwetters war, das sich bereits über Kathrines Haupt entladen hatte.

„Hier ist das Benzin und hier ist die Fleckenseife,“ sagte sie schluchzend, indem sie ein Fläschchen und ein Stückchen grüner Seife auf den Tisch legte. In jedem andern Falle hätte Herr Schwämmle Mitleid mit Kathrine gefühlt, aber heute betrachtete er ihren Schmerz mit einer Art Befriedigung; war sie doch die Ursache, daß ihm für heute, ja vielleicht für lange Zeit aller Appetit zu seinen Wiener Würsteln vergangen war. Es war nur gerechte Strafe. „So, jetzt hole auch noch den Hut, der im Zimmer des Herrn Assistenten liegt, der braucht auch eine gründliche Reinigung. Wenn der Tapezier weg ist, werde ich einmal den Kleiderschrank des Herrn Bengel mustern; wenn es da nicht besser aussieht, als wie es in der Stube ansah, dann kannst du dir aufs Ziel einen neuen Dienst suchen, das sage ich dir im voraus. Mit diesen Worten verschwand Frau Schwämmle samt dem Rock durch eine Seitenthüre und Kathrine folgte langsam mit Seife und Benzin. Eine halbe

Stunde lang hörte Schwämmle, wie seine Frau den Rock mit Bürste und Wasser und die Kathrine mit Scheltworten herumterpuzte. Als beide gründlich gewaschen waren, kehrte Frau Schwämmle etwas ruhiger mit dem feuchten Rock über dem Arm zu ihrem Manne zurück, der inzwischen seinen Hunger durch ein Stückchen trockenen Brotes und den „Tagesboten“, seinen Durst aber durch das etwas warm gewordene Bier gestillt hatte.

„Da schau,“ sagte Frau Schwämmle und hielt ihrem Gatten den nassen Rock unter die Nase, „mit solch einem abgerissenen Aufhenkel geht der Herr Assistent schon vielleicht seit Wochen herum. Was der nur von uns denken mag!“

„Hm,“ brummte Herr Schwämmle. Er hatte sich so in einen Artikel über Einfuhrsteuer vertieft, daß nur das Gefühl in ihm Platz griff, seine Ehehälfte könnte etwas gesagt haben, worauf sie Antwort erwarte. Frau Schwämmle setzte sich an ihren Nähtisch, um den Schaden auszubessern. Nachdem dies geschehen war, durchsuchte sie, wie dies stets ihre Gewohnheit gewesen, alle Rocktaschen, um sich zu überzeugen, daß dieselben nicht schadhast seien. Pöcher fand sie keine, dagegen fühlte sie in der Brusttasche etwas, das ein Brief sein konnte, und sofort sprang Frau Schwämmles Eifer und der Rest ihres Unwillens in die allernärrlichste, zwangloseste Neugierde um. Verstoßen schaute sie zu ihrem Manne hinüber, doch der war in seine Zeitung vertieft, der bemerkte es nicht, wenn sie den Brief, den sie bereits hervorgezogen hatte, ein klein wenig öffnete und ihn rasch durchslog. Es war — das fiel ihr gerade noch ein — eigentlich ihre Pflicht, dies zu thun. Sie hatte eine erwachsene Tochter und der Herr Assistent zeigte einiges Interesse für das Mädchen, und sie als Mutter sollte so leichtsinnig sein, eine so gute Gelegenheit unbenuzt vorübergehen zu lassen, einen Blick in die Privatangelegenheiten dieses Herrn zu werfen? Nein, das wäre nicht leichtsinnig, das wäre geradezu gewissenlos, und Frau Schwämmle war eine sehr gewissenhafte Mutter. Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer, nur hie und da unterbrochen durch ein leises Knittern, das bald von dem Zeitungsblatt des Herrn Schwämmle, bald von dem halb versteckt gehaltenen Briefe herrührte, den Frau Schwämmle mit vieler Mühe zu entziffern suchte. Allmählich wurde es lebhafter. Herr Schwämmle murmelte beifällig, Frau Schwämmle brummte mißfällig, bis sie mit einemmale losbrach: „I, das ist ja niederträchtig, das ist ja schändlich, nu warte nur, umsonst bin ich nicht hinter deine Schliche gekommen!“

Man kann es Herrn Schwämmle, der von dem Briefe keine Ahnung hatte, nicht verdenken, daß er diese Worte auf sich bezog und daß ihm dabei etwas

ängstlich zu Mute wurde; jetzt sollte wohl auch über ihn eines der Wetter hereinbrechen, die heute an dem Horizont seiner Gattin aufzogen. Auch wenn er sich seiner Schuld bewußt war, es unterlag keinem Zweifel, wenn seine Gattin ernstlich wollte, gelang es ihr mit leichter Mühe, aus allerhand Bröckelchen und Spänchen einen Scheiterhaufen aufzubauen, auf den sie ihn setzen und ihm gründlich die Hölle heiß machen konnte. Als er aufschaute, stand sie vor ihm mit einem Blatt Papier in der Hand und sie kam ihm vor wie ein Cherubim mit dem flammenden Schwert. Was mochte es nur sein, das sie erfahren hatte? Sollte sie hinter einige geschäftliche Schliche gekommen sein, die er sich hie und da ohne ihr Wissen erlaubte? War es nicht auch ihr Vorteil, wenn er dem Zimmer zuweisen etwas pulverisiertes Cedernholz zusetzte? War es nicht lobenswerte Sparsamkeit, wenn er auf diese Weise seine leeren Cigarrenstümpfen gut verwertete? Wäre der Pfeffer nicht zu heißend und der gestoßene Zucker nicht viel zu süß gewesen, wenn er erstern nicht mit Straßenstaub, letztern mit Kreide genießbarer gemacht hätte? —

„Da lies einmal diesen Brief,“ mit diesen Worten unterbrach Frau Schwämmle die treffliche Verteidigungsrede, die ihr Mann sich soeben selbst hielt, und indem er den Brief entfaltete, durchsuchte ihn noch der rettende Gedanke: „Nichts eingestehen, alles leugnen.“ Mit diesem lobenswerten Vorsatz las er den Brief bis zu Ende. „Der Brief ist ja gar nicht an mich,“ sagte er endlich erleichtert aufatmend, als er ihn seiner Gattin wieder zurückgab. „Nun, das fehlte mir noch, daß der Brief an dich wäre, begreifst du denn nicht, daß er dem Herrn Assistenten gehört, wenn ich ihn in dessen Rocktasche — ich meine,



Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer.

wenn er aus dessen Rocktasche herausgefallen ist?“

„Ach so,“ rief Schwämmle beruhigt, „da geht er uns ja gar nichts an, da steckst du ihn einfach wieder hinein, was kümmern uns dessen Briefe?“

„Er geht uns nichts an, sagst du, und willst ein pflichtgetreuer Vater sein? So viel liegt dir am Wohl und Weh deiner Kinder?! „Was kümmern uns dessen Briefe,“ schöner Vater das, das muß ich sagen. Pfui, schäme dich!“

Armer Schwämmle! so hatte dich deine Ahnung doch nicht betrogen, schon zappelst du auf dem Scheiterhaufen, ohne zu wissen, wie du hinaufgestorben, was du verbrochen hast.

„Was haben denn meine Vaterpflichten mit dem Briefe zu schaffen, den Frau Beugel an ihren Sohn schreibt?“ fragte Herr Schwämmle mit einem Armenfüßergesicht, denn der Gedanke erschreckte ihn, er könne doch etwas geboßt haben, was den Zorn seiner Gattin reizte.

„So, das weißt du nicht? Nun, da setze dich einmal hierher,“ sagte Frau Schwämmle und drückte

ihren Gatten in die linke Sofaecke, „ich werde dir das erklären.“ Gehorsam setzte sich Schwämmle nieder, um sich seine Vaterpflichten auseinanderzusetzen zu lassen; seine Gattin nahm ihm gegenüber Platz. Hätte sie sich statt dessen auf den Tisch gestellt, in der einen Hand eine Waage, in der andern ein Schwert haltend, und wäre ihr Gewand etwas antiker drapiert, ihr Aussehen etwas überirdischer gewesen — sie hätte der strahlenden Gerechtigkeit aufs Haar geglichen!

„Schwämmle,“ begann sie mit dumpfem Tone, „weißt du denn auch, daß du Töchter hast?“ — „Ja, ja — d. h. eigentlich hast du sie bekommen,“ stotterte Schwämmle im Tone der Entschuldigung. Er war sich noch ganz unklar, wo seine Gattin hinaus wollte, und hielt es für das geratenste, alles zu leugnen und nichts auf sich sitzen zu lassen. „Das ist jetzt ganz egal, wer sie bekommen hat, die Hauptsache ist, daß wir sie haben. Weißt du, wie alt unsere Älteste ist?“ — „Zwanzig Jahre,“ sagte Schwämmle im Tone eines Schuljungen, der von seinem Lehrer gefragt wird, wie lange es her ist, seit Deutschland ein Kaiserreich geworden.

„Nun und hast du schon daran gedacht, wie du dein Kind einmal standesgemäß versorgen willst?“

„Zu was soll das nützen? Wenn einmal einer kommt, der sie heiraten will, dann werde ich schon meine Schuldigkeit als Vater thun.“ Herr Schwämmle warf sich in die Brust; seiner Meinung nach hatte er sehr schön gesprochen. „Also wenn einer kommt, willst du daran denken, das ist recht brav von dir,“ höhnte Frau Schwämmle, „wenn aber keiner kommt?“

„Nun, da können wir auch nichts machen. Wir führen die Mädchen auf Bälle, kleiden sie nach der neuesten Mode, lassen sie tanzen, schwimmen, Französisch, Kochen, Klavier spielen und bügeln lernen — wir haben unsere Schuldigkeit gethan.“ — „Du vergißt, Schwämmle, daß ich sie das alles lernen ließ, du hast dabei nichts zu thun gehabt, als bloß das Geld dazu herzugeben.“ — Frau Schwämmle sagte das so wegwerfend, als ob das Geldhergeben für einen Hausvater das größte Vergnügen von der Welt wäre — „das reicht aber heutzutage nicht mehr aus, ein Mädchen an den Mann zu bringen. Du weißt gar nicht, wie zahllos die Neze sind, mit denen die jungen Männer jetzt von allen Seiten umgarnet werden, es ist eine wahre Kunst, einem so nahe zu kommen, daß man ihm die Augen über die Vorzüge der eigenen Töchter und über die Fehler der andern jungen Mädchen öffnen kann. Uns war das Glück günstig, wir hatten den Herrn Assistenten im Hause und ich habe in jeder Beziehung meine Schuldigkeit als sorgsame Mutter gethan — und nun ist alles vergeblich gewesen.“ Frau Schwämmle ließ wie gebrochen die Hände in den Schoß sinken und blickte mit feuchten Augen auf den Mörder ihrer Hoffnungen — auf den Brief nämlich. Von Mitleid bewegt, faßte Schwämmle ihre Hand: „Laß es gut sein, Venerel, wenn der Assistent nicht anbeißen will, so müssen wir uns halt trösten.“ —

„Wer spricht denn von nicht anbeißen wollen? Der Herr Assistent hat ja schon angebissen, er ist ja bis über die Ohren verliebt in unsere Mathilde? Aber es kann nun und nimmermehr etwas daraus werden.“

„Nun, das ist ja kein Unglück,“ meinte Herr Schwämmle schlichtern, „so ein Assistent muß erstens lang auf eine Anstellung warten, hat gewöhnlich kein Vermögen, bloß einen knappen Gehalt, oft auch noch Schulden, manchmal sogar noch Eltern, die er er-

halten muß, das ist doch gewiß kein so großes Glück für ein Mädchen, daß man sich darüber grämt, wenn nichts daraus wird. Herr Schwämmle hatte alles hervorgehoben, um den Verlust des Herrn Assistenten in den Augen seiner Frau zu einem Gewinn zu gestalten, aber dieser Trost schlug nicht an bei seiner Frau. „Meinst du, ich wäre so unüberlegt ans Werk gegangen? Ich hatte längst die Verhältnisse des Herrn Beugel ausgekundschaftet, und sie ließen nichts zu wünschlichen übrig. Als einziger Sohn einer Witwe — sein Vater war ein reicher Fabrikant, als Nefse eines Onkels, der im Ministerium eine Stelle bekleidet, und bei einer alten, kränklichen Tante, die er beerben wird, hatte er alle die Eigenschaften, die man sich an einem Schwieger-sohne wünscht.“ Mit einem schmerzlichen Seufzer brach Frau Schwämmle ab.

„Hat er denn diese schönen Eigenschaften nicht mehr?“ fragte jetzt Herr Schwämmle besorgt; die eben vernommenen Tugenden seines einstigen Schwiegersohnes fingen an, auch ihn für diese Sache zu erwärmen. „Jetzt sage mir nur einmal, zu was du den Brief gelesen hast? Du scheinst ja rein gar nichts von dem zu wissen, was darin steht?“ Frau Schwämmle wurde schon wieder gereizt und Schwämmle beeilte sich, sie durch Milde zu besänftigen. „Liebe Frau, bedenke doch, ich war ja gar nicht vorbereitet, als ich den Brief las, wie konnte ich ihn denn verstehen.“

„Also da lies ihn jetzt einmal laut vor, ich will dir die Augen öffnen, im Fall sie dir nicht von selbst aufgehen.“ Herr Schwämmle las:

„Lieber Sohn!

Gegen Deinen Vorsatz, Dich verheiraten zu wollen, haben wir zwar nichts einzuwenden, aber Dein Vater meint, Du hättest schon noch ein Weibchen warten können, bis Du Dir noch etwas gespart hast.“ —

„Nun,“ unterbrach Herr Schwämmle sich selbst im Vorlesen, „absolut scheinen ja die Alten nicht gegen die Heirat zu sein, ihre Sohn soll nur noch ein Weibchen warten, unsere Mathilde ist ja auch noch jung.“ — „Aber Schwämmle, du Blindschleiche, habe ich dir denn nicht eben erzählt, daß Herr Beugel gar keinen Vater mehr hat, d. h. daß er mir das vorgeschwindelt. Sohn einer reichen Witwe — das sieht mir gerade darnach aus!“

„Nun, nun, er hat sich halt geirrt, das kann jedem passieren; reich können seine Eltern deshalb doch sein.“

„Nies weiter,“ befahl Frau Schwämmle kurz.

„Eine große Aussteuer können wir Dir nicht geben, das weißt Du, aber ein Bett, einen Schrank, zwölf Paar Socken und ein halbes Duzend Hemden denke ich doch zusammen zu bekommen.“ —

„Behauptest du vielleicht noch, daß Herrn Beugels Eltern reiche Leute sind?“ rief jetzt Frau Schwämmle dazwischen. „Das hätte ich nicht gedacht von dem Herrn Assistenten, das ist doch gar nicht recht von ihm,“ murmelte Herr Schwämmle kopfschüttelnd, ohne jedoch zu erklären, was von dem Herrn Assistenten nicht recht sei, ob der Umstand zu tabeln sei, daß er keine andern Eltern habe, oder die Thatsache, daß er sich mit andern Eltern gebrüftet habe. Mißgestimmt nahm er den Brief wieder auf.

„Deinem Vater geht es gut, ab und zu scheidet er noch Schuhe für seine alte Kundschaft, mit neuen Arbeiten kann er sich nicht mehr befassen, er wird halt schon recht alt.“

„Für was für einen Fabrikanten hältst du diesen Vater, der eigentlich, nach Herrn Beugels Aussagen, schon zehn Jahre tot sein müßte?“ fragte Frau Schwämmle

ihren Mann in einem höhniſchen Tone, als ob nicht ſie, ſondern er Herrn Veugel als Mann für ſeine Tochter auszuereifen gehabt hätte.

„Für einen Schuftermeiſter,“ ſagte Schwämmle beſinnert.

„Nun gottlob, daß du das endlich begreiſt! Nun biſt du mit dem Briefe fertig, weil du ihn zuſammenlegſt?“

„Es ſteht nichts mehr von Belang da, weiter nichts als Grüße von den Geſchwiftern.“

„So, das heißt du weiter nichts, ich habe dir doch eben geſagt, Herr Veugel gäbe vor, der einzige Sohn zu ſein.“

„Er hat vielleicht noch eine oder zwei Schweiſtern, da bleibt er doch der einzige Sohn.“

„Du mußt doch immer ſtreiten; lies doch einmal die Namen der Geſchwiftern.“

„Deine Geſchwiftern Michael, Johann, Peter und Margareth ſenden Dir auch Grüße.“

„Willſt du vielleicht noch behaupten, daß das ein oder zwei Schweiſtern ſeien?“

Schwämmle ſiel es nicht ein, überhaupt etwas behaupten zu wollen, er war ja unſchuldig wie ein neugeborenes Kind und fand es ſonderbar von ſeiner Frau, daß ſie ihn examinierte, als ob er die Schuld an allem trüge. Um nicht wieder etwas zu ſagen, was ſeiner Frau einen Vorwand geben könnte, ihren Unwillen auf ihn abzuladen, blickte er ſchweigend auf den Brief, wendete gedankenlos das Blatt um und entdeckte dabei noch eine Nachſchrift; daß er ſo unvorſichtig war, auch dieſe vorzuleſen, das war allerdings jetzt ſeine Schuld. Unglückſeliger Schwämmle, nun mußt'ſt du doch noch den Zunder in das Pulverfaß werfen!

„Da finde ich noch eine Nachſchrift,“ ſagte er ahnungslos und nur von dem Eifer beſeelt, Licht in dieſe myſteriöſe Angelegenheit zu bringen, „ſoll ich ſie auch noch vorleſen?“ — „Natürlich.“

„Wenn Deine Hauswirtin ſo unordentlich iſt, wie Du ſchreibſt, ſo bin ich nicht recht damit einverſtanden, daß Du eine ihrer Töchter heiraten willſt, wie Du vor haſt. Was hilft es dir, wenn ſie etwas Vermögen haben? Ein armes Mädchen, das reinlich und fleißig iſt, iſt mehr wert als ein reiches, wenn es nicht zu Fleiß und Ordnung erzogen iſt. Ich bitte Dich, Dir das ja noch einmal zu überlegen.“

Frau Schwämmle war aufgeſprungen und riß jetzt ihrem Manne den Brief mit großem Ungeſtüm aus der Hand. Nachdem ſie dieſe inhaltſchwere Nachricht noch einmal durchflogen hatte, lief ſie händeringend im Zimmer auf und ab. „Marie und Joſeph! das muß ich erleben!“ jammerte ſie, „Schwämmle, das kaunſt du mit ſolchem Gleichmut vorleſen, und nun ſitzt der Unglücksmenſch da, als ob ihn das nichts angeinge? Schwämmle,“ — mit dieſen Worten ſchüttelte ſie ihn heftig am Arme, um ihn auf die Höhe der Situation zu bringen. — „Schwämmle, merkſt du denn nicht, daß von deiner Frau und deinen Töchtern die Rede iſt? O, dieſe Blamage bringt mich unter die Erde!“

„So beruhige dich doch, Venerl,“ begütigte Schwämmle die Aufgeregte, „der Herr Aſſiſtent wäre ja gar keine Partie für unſere Mathilde, davon haben wir uns ja ſoeben überzeugt.“

„Das iſt jetzt Nebensache, davon iſt ja ſchon lange nicht mehr die Rede! Aber in welchen Ruf bringt dieſer Menſch unſere Familie, die ganze Zukunft unſerer Mädchen iſt durch dieſe Verleumdung vernichtet! O die armen Kinder!“

„Ja, wie kommt der Herr Veugel eigentlich dazu,

ſolche Dinge über euch auszuſagen, er hat doch gar keine Urſache dazu?“ Das war ein Wort zu guter Stunde. Es rief Frau Schwämmle den ſchmutzigen Rock mit dem zerriffenen Aufhenkel ins Gedächtnis zurück. „Das ſind die Folgen von Kathrinens Schlampererei,“ rief ſie mit vor Zorn zitternder Stimme — „aber warte, nun ſoll ſie mir ſofort aus dem Dienſt, keinen Tag dulde ich ſie länger im Hauſe.“

„Laß ſie doch wenigſtens noch da, bis wir jemand anders —“ das übrige konnte ſich Schwämmle ſparen, ſeine Frau war bereits verſchwunden und die haſtig ins Schloß fallende Thüre war ſchon die Introdution zu dem Marſch, der Kathrinen in der Küche von neuem geblaſen wurde und wohon hie und da eine ſchmetternde Fanfare bis zu dem ängſtlich lauſchenden Ehegatten drang.

„Guten Tag, Herr Schwämmle,“ ertönte auf einmal aus einer ganz andern Tonart ein freundlicher Gruß von der andern Thüre her. Herr Schwämmle ſprang erfreut auf, wurde aber dann immer verlegener, bis er endlich ganz außer Faſſung hervorſtorterte: „Guten Tag, Herr Aſſiſtent, was wünſchen Sie?“

„Nichts, gar nichts; ich wollte nur ſo frei ſein, mich ein wenig zu Ihnen zu flüchten. In meinem Zimmer hantiert ein langbeinigtes, ſchwarzgelocktes, mit Hammer und Nadel ausgerüſtetes Individuum. Ich ziehe Ihre Geſellſchaft vor.“ Mit dieſen Worten nahm der Herr Aſſiſtent ſeine Zeitung aus der Taſche und ſetzte ſich Herrn Schwämmle gegenüber. Das hatte Herr Veugel ſchon oft gethan, daran war nichts Auffälliges, aber Herr Schwämmle war dennoch ſo außer Faſſung gekommen, daß er kaum ein „Sehr angenehm“ zwiſchen ſeinen feſtgeſchloſſenen Lippen hervorquetſchen konnte; er gedachte nur mit Entſetzen des Augenblicks, wenn ſeine Gattin zurückkehren würde. „Herr Aſſiſtent,“ ſagte er endlich, angſtvolle Blicke nach der Seitenthüre werfend, „wäre es Ihnen nicht vielleicht angenehm, in unſere gute Stube zu gehen? Die Luſt iſt ein wenig ſchwül hier.“ — „Ach bitte, machen Sie nicht ſo viele Umſtände mit mir, es iſt mir durchaus nicht zu warm hier.“

„Aber meine Frau muß gleich kommen, ich fürchte, die wird Sie beim Zeitungsleſen am Ende ſtören.“

„Ach, Frau Schwämmle iſt zu Hauſe? Nun da plaudern wir halt zuſammen, die Zeitungen preſſieren durchaus nicht.“

Herr Schwämmle ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirn: „Ich glaube, Sie thun doch beſſer, in die gute Stube — d. h. in unſern ſogenannten Salon zu gehen. Meine Frau iſt nämlich heute nicht in der Verfaſſung, daß eine gemüthliche Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen wäre. Sie iſt nämlich mit — mit Ausgehen beſchäftigt und Sie wiſſen ja — nein, Sie können das vielmehr noch nicht wiſſen, daß man gut thut, in ſolchen Zeiten den Frauen ein wenig aus dem Wege zu gehen.“ Mit dieſen Worten complimentierte Schwämmle den verblüfften Aſſiſtenten nebt ſeinen Zeitungen gerade noch zur rechten Zeit zur Thüre hinaus, denn hochgerötet nahte von der andern Seite ſoeben ſeine Gattin. Herr Schwämmle hatte gehofft, daß, wenn ſich ſein Venerl bei Kathrinen ausgepölkert haben würde, er jetzt endlich einmal Ruhe bekäme — als wenn jemand ſich dadurch abkühlen könnte, daß er in Hitze gerät. Frau Schwämmles Kampfluſt war im höchſten Grade erregt und mit dem einen Opfer, der Kathrine nämlich, hatte ſie lange noch nicht genug, ſie lechzte nach einem zweiten: dem Herrn Aſſiſtenten. Sie konnte die Zeit kaum erwarten, dieſem ſeinen Standpunkt recht klar zu machen. Eine

Kündigung sollte den Schlusselfekt bilden und den andern Morgen sollte Mathilde in aller Frühe ein paar Wochen zu den Großeltern, damit sie den Assistenten nicht mehr sehen oder gar sprechen konnte. — Frau Schwämmle dankte Gott, daß es zwischen den jungen Leuten bis jetzt noch zu keiner Erklärung gekommen, es war zu hoffen, den Unwürdigen in kürzester Zeit aus Mathildens Herzen auszurotten.

Ein qualvolle halbe Stunde verstrich für Schwämmle — vielleicht die qualvollste seines Lebens. Seine Frau wandelte wie ein perpetuum mobile von einem Fenster zum andern, immer wieder den Brief durchlesend und des Augenblicks harrend, wo sie ihn dem Herrn Assistenten vor die Füße werfen konnte. Schwämmle, der das Opfer gerne der unvermeidlichen Katastrophe entzogen hätte, sah endlich die Unmöglichkeit ein, es länger zu verbergen — mit einem schweren Seufzer begann er dessen Auslieferung: „Liebe Frau,“ begann er so sanft als möglich, „Herr Bengel war vorhin da, ich habe ihn aus Schonung für dich gebeten, lieber in die „gute Stube“ zu gehen, ich dachte, es sei —“

„Wann hast du das gethan, Unglückseliger, wie lange ist er schon dort,“ kreischte Frau Schwämmle ihren Gatten an, daß dieser anfang zu fürchten, seine Frau habe vor Ärger und Aufregung den Verstand verloren. „Dreiviertel Stunden etwa mögen es her sein, daß —“ „Dreiviertel Stunden, Himmel und Erde! Wann, bist du toll? Mathilde ist ja in der guten Stube und du schickst den Assistenten zu ihr? Jetzt ist das Unglück fertig — was kann er ihr in den dreiviertel Stunden alles gestanden haben — kommt denn heute alles über mich?“

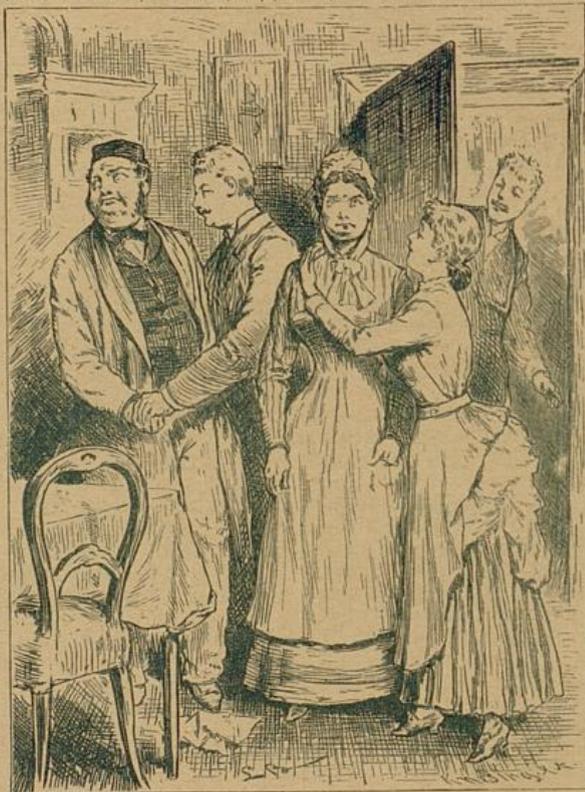
Händeringend lief Frau Schwämmle abermals im Zimmer auf und ab. Auch Schwämmle war betroffen über diese Eröffnung. „Wie konnte ich denn das wissen?“ sagte er endlich mit gebrochener Stimme. „Das hättest du dir denken müssen. Du weißt doch, daß in vier Wochen dein Geburtstag ist; du weißt doch, daß deine Hausniße alt und schäbig ist; du weißt doch, daß dir die Kinder gerne eine Überraschung bereiten; du weißt doch, daß man diese nicht in deiner Gegenwart machen kann; und nun behauptest du, daß du nicht wissen kannst, daß Mathilde in der guten Stube sitzt. Mit ein bißchen Nachdenken hätte dir dies alles einfallen müssen.“

Weiter kam Frau Schwämmle nicht, die Thüre flog

auf und ihr an den Hals Mathilde mit dem Ausruf: „Mutter, dein stiller Wunsch ist erfüllt, ich bin Alberts Braut!“

Auch um Herrn Schwämmle legten sich ein paar Arme und eine Stimme flehte um seinen väterlichen Segen, doch konnte er nicht sehen, wer es war, denn es war ihm ganz schwarz geworden vor den Augen und er klammerte sich an den Umarmenden an, um nicht umzusinken. Nun ist es aber immer so gewesen, so lange die Welt steht, daß in den weibvollsten Momenten des Lebens die Prosa mit kalter nüchterner Hand mitten hineingreift in die allgemeine Uberglückseligkeit und die Menschen von den im Fluge erreichten Höhen auf die Erde zurückbringt.

„Sie werden gütigst verzeihen,“ sagte eine weitere



„Sie werden gütigst verzeihen,“ sagte eine weitere Stimme, „ich bin mit dem Tapezieren fertig.“

Stimme, „ich bin mit dem Tapezieren fertig.“ Unter der Thüre stand ein Jüngling in Hemdärmeln, verständnisvolle Blicke auf die Doppelumarmung werfend. Nun fand Frau Schwämmle ihre Fassung wieder. Entriistet befreite sie sich endlich aus der Umarmung ihrer Tochter, während Herr Schwämmle sanft den Gegenstand beiseite schob, der an seinem Halshing und in dem er, wie er geahnt, richtig Herrn Bengel erkannte, der, blind und taub für alles, was um ihn vorging, Herrn Schwämmle gestand, daß ihm, als er den Salon betreten hatte, erst ein Licht aufgegangen sei, weshalb er gerade in dieses Zimmer gefolgt hatte. Sie sind ein Schelm,“ fügte er noch mit dem Finger drohend hinzu, „und hatten mir's längst angesehen, was ich auf dem Herzen hatte.“

„Machen Sie doch, daß Sie fortkommen,“ rief Frau Schwämmle empört, es war nicht allen klar, wer damit gemeint sei. „Ja, ich wäre schon so frei gewesen,“ sagte der Tapezier, der außer Zweifel war, daß ihm diese Aufforderung galt, „aber ich kann meinen Rock nirgends finden, in Hemdärmeln werde ich doch nicht wohl fortgehen können.“

„So suchen Sie sich Ihren Rock!“

„Ich suchte schon eine halbe Stunde darnach, ich meine, d. h. Ihre Köchin meint — daß Sie ihn vielleicht mitgenommen hätten.“

„Ich Ihren Rock mitgenommen, sind Sie bei Sinnen? Was soll ich denn mit Ihrem Rock anfangen?“

„Ihre Köchin meint, Sie hätten ihn vielleicht ausgebürstet — er war ein wenig staubig — ich meine, er liegt dort auf Ihrem Stuhl — er ist ja beinahe nicht wieder zu erkennen — ach Madame, es ist zu freundlich von Ihnen, sich soviel Mühe meinethalben

zu geben — haben Sie vielleicht auch meinen Hut gleich mit ausgebürstet, er ist nämlich auch nicht zu finden.“

„Was fällt Ihnen denn ein? Dieser Rock gehört dem Herrn Assistenten.“ Obgleich das verhängnisvolle Kleidungsstück ein ziemlich anständiges Aussehen bekommen hatte durch all die Mühe und Seife, die daran gewendet worden waren, so weigerte sich der Herr Assistent doch ganz entschieden, diesen Rock als den seinigen anzuerkennen, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn dem Tapezier auszuhändigen. Als dieser merkte, daß auch ein neuer Aufhenkel angenäht worden war, brach seine Dankbarkeit von neuem los. „I, wo denken Sie hin,“ sagte Frau Schwämmle empört, „ich werde Ihre Kleider ausputzen und stiden. Das hat die Kathrine gethan, das einfältige Ding. Wo wir selbst Arbeit genug haben, kümmert sie sich auch noch um Dinge, die sie gar nichts angehen. Warten Sie einen Augenblick, ich will sie gleich einmal vornehmen, ob sie nicht am Ende auch Ihren Hut ausgebürstet hat.“ Frau Schwämmle eilte hinaus und kam nach einer Weile mit dem Hute zurück, der auch „wie neu“ aussah, wenigstens wie der Tapezier freudestrahlend erklärte.

Frau Schwämmle war froh, sich noch so glücklich aus dieser Affaire gezogen zu haben, und sah sich jetzt nach ihrer Tochter um, die sich mit „ihrem Albert“, wie sie ihn ja bereits genannt hatte, in eine Fensternische zurückgezogen hatte. „Herr Assistent, ich hätte ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen,“ sagte sie so gefast als möglich. „Erlauben Sie mir noch eine Frage,“ sagte der Tapezier zwischen Thür und Angel stehend.

„Wie, sind Sie denn immer noch da?“ fragte Herr Schwämmle, um doch auch endlich einmal etwas zu sagen — es war die überflüssigste Frage, die er stellen konnte, denn jedermann konnte sehen, daß der Tapezier noch da war; doch dergleichen Fragen werden zu oft gestellt, um noch aufzufallen.

„Ich vermiße,“ sagte der junge Mann, alle Rocktaschen durchsuchend, „noch einen Brief, ich weiß gewiß, daß er in der Brusttasche steckt.“

„Nun, denken Sie am Ende, ich hätte auch Ihren Brief weggenommen?“ Frau Schwämmle sagte das sehr spitz und gedachte damit dem jungen Mann die Lust zu nehmen, weitere Fragen zu stellen. Doch Herrn Schwämmle, der sonst in seiner Auffassung stets etwas schwerfällig war, ging jetzt ein ungeheures Licht auf, und ohne auf die Blicke und Rippenstöße seiner Frau zu merken, rief er hocherfreut aus: „Ach Fenerl, das ist gewiß der Brief, den du mir vorhin vorgelesen — sagen Sie einmal, junger Mann, sind Sie vielleicht der Sohn eines Schuhmachers?“

„Jawohl, das bin ich.“

„Haben Sie vielleicht mehrere Geschwister?“

„Ja wohl, die habe ich.“ — Frau Schwämmle sah voraus, daß, wenn sie ihren Mann gewähren ließ, dieser noch den ganzen Brief abfrage, und sie bückte sich deshalb ganz harmlos nach einem Papier, das sie soeben heimlich unter den Tisch praktiziert hatte, und fragte unbefangen: „Ist dies Papier da vielleicht der von Ihnen vermißte Brief?“ — „Ja, ja, danke verbindlichst, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ und mit diesen Worten empfahl sich der Überflüssige endlich wirklich. Indes war aber Herrn Schwämmle noch ein Licht aufgegangen. „Ach, liebes Fenerl,“ rief er ganz glücklich aus, „nun kann alles noch gut werden, das waren also nicht die Eltern unseres Herrn —“

„So schweig doch nun, um Himmels willen, altes Blappermaul,“ klisterte Frau Schwämmle ihrem Gatten in aller Eile zu, nahm ohne weiteres die vorhin unterbrochene feierliche Situation wieder auf und umarmte ihre Mathilde mit den Worten: „Liebes Kind, wie freue ich mich über dein Glück,“ so daß auch Herr Schwämmle sich autorisiert fand, ihrem Beispiel zu folgen und Herrn Beugel den erlebten väterlichen Segen nicht mehr länger vorzuenthalten. — Titel Sonnenschein herrschte am Horizonte der Familie Schwämmle, der vor kurzem noch von so drohenden Wettern unzogen gewesen.

In der Küche spielte sich indes auch ein kleines Drama ab, das ebenfalls einer glücklichen Lösung harte.

Mit verweinten Augen stand Kathrine am Küchentisch und schälte Kartoffeln, als der Tapezier zu ihr trat, um ihr zu danken für ihre Mühe und ihr dabei zu erklären, was sie für ein ausgezeichnetes Mädchen sei. Kathrines Nummer brach von neuem los bei Erwähnung des unglückseligen Rockes. „Ach, Sie wegen Ihrer Sorgfalt ausgezankt,“ unterbrach sie der Tapezier. — „Den Rockhenkel selbst angenäht,“ hatte Kathrine sagen wollen. „Neden wir nicht mehr von der Sache,“ fuhr der Jüngling fort. „Sie haben Ihre schönen Augen schon viel zu rot gewent wegen dieser Geschichte, die doch Ihre Tugenden in so schönes Licht gesetzt,“ jetzt ergriff er Kathrines Hand — „schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen“ — Kathrine schob den Stürmischen von sich. „Ach, geben Sie doch, wenn jetzt die Madame käme, da ginge der Tanz von neuem los.“

„In welchem Brunnen holen Sie denn Abends Wasser, ich muß Sie sprechen.“



„Schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen.“

„Ich hab' ihn ja gar nicht“ — „erkannt“ unterbrach der junge Mann die Weinende; „ausgebürstet“ hatte Kathrine sagen wollen. „Und der Rockhenkel, wie schön haben Sie diesen angenäht — würden Sie alle Rockhenkel meines künftigen Lebens?“ — „Ach, Frau Schwämmle hat ja“ —

„Sie wegen Ihrer Sorgfalt ausgezankt,“ unterbrach sie der Tapezier. — „Den Rockhenkel selbst angenäht,“ hatte Kathrine sagen wollen. „Neden wir nicht mehr von der Sache,“ fuhr der Jüngling fort. „Sie haben Ihre schönen Augen schon viel zu rot gewent wegen dieser Geschichte, die doch Ihre Tugenden in so schönes Licht gesetzt,“ jetzt ergriff er Kathrines Hand — „schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen“ — Kathrine schob den Stürmischen von sich. „Ach, geben Sie doch, wenn jetzt die Madame käme, da ginge der Tanz von neuem los.“

„In welchem Brunnen holen Sie denn Abends Wasser, ich muß Sie sprechen.“

„Wir haben Wasserleitung im Hause, ich hole kein Wasser.“

„Bewünscht, wenn nur alle Wasserleitungen zum Kuckuck führen, jede Gelegenheit, mit einem weiblichen Wesen ein Gespräch anzuknüpfen, ist auf diese Weise mit abgeleitet; haben Sie denn abends gar nichts zu holen?“

Kathrine besann sich. „Es muß halt die Kage wieder einmal den Lampencylinder zerbrechen, sonst wüßte ich keinen Rat.“ — „Thun Sie das, liebe Kathrine, vielleicht ist die Kage so gefällig, gleich noch einige Töpfe und Gläser mitzuzerbrechen — von 8 Uhr an werde ich am Hause auf- und abgehen.“

An diesem Abend wurde freilich nichts aus Kathrinens Vorhaben. Es sollte Verlobung gefeiert werden, und Herr Schwämmle hatte sich ausgeben, daß er durch ein lukullisches Mahl für sein verunglücktes Vesperbrot entschädigt würde. Kathrine hatte kaum Zeit, den jungen Mann von diesen Zwischenfällen zu unterrichten. Der Cylinder durfte sich noch das Verlobungsfest mitansehen — doch am andern Abend ging er entzwei, und nach einigen Tagen wieder einer und der Milchtopf dazu, alles hatte die Kage verbraucht. Als alles endlich wieder ins alte Geleis zurückgekehrt war, dachte Frau Schwämmle daran, sich Kathrinens, die doch eigentlich, wie sie jetzt erkannte, ganz unschuldigerweise fortgeschickt werden sollte, wieder zu sichern. Frau Schwämmle that ein übriges und versprach ihr einen höhern Lohn, doch die Undankbare erklärte, nicht mehr länger zu bleiben, denn sie sei jetzt die Braut jenes Tapeziers, dessen Rock so viel Aufregung und so viel Freude ins Haus gebracht hatte.

Ein Socialdemokrat.



„Röhle“ zu Blumpsberg saßen der Oberförster, der Forstgehilfe, der Bürgermeister und einige Gemeinderäte

am runden Tisch, tranken ein Glas Wein und sprachen über mancherlei. — In Berlin war gerade der Landtag beieinander und vollzog das vom Heiligen Vater erlassene Todesurteil über die Maigesetze — da fehlte es nicht

an Stoff zum Kannegießern, und an dem runden Tische ging es lebhaft zu.

An einem Seitentische saß ein einzelner Gast hinter einem Glase Schnaps — rote Haare, Knebelbart, gewürfelte Hosen, gelbe Weste und grüner Frack.

Er sah etwas sonderbarlich und nicht sehr proper aus. Aber sein Mundwerk war geläufig, denn er schwatzte in alles hinein, was die Herren am andern Tische sprachen, und — als säße er im Reichstage, so machte er hämische Bemerkungen, brach in höhnisches Gelächter aus und benahm sich „nach berühmten Mustern“ sehr flegelhaft.

Der Oberförster warf einen finstern Blick hinüber: „Herr Bürgermeister, wer ist denn der unverkämte Mensch dort, der sein freches Maul in alles hängt? Sieht aus wie ein Schneider!“

„Ist auch einer,“ erwiderte der Bürgermeister. „Ein Fildschneider, slikt aber keine Faden mehr. Schneidert jetzt in der Politik und säuft Schnaps dazu.“

Der Bürgermeister hatte laut genug gesprochen, daß der Schneider es hören konnte.

„Was geht's Euch an, Bürgermeister?“ meckerte dieser. „Nehmt Euch macht, daß ich Euch nicht noch einmal etwas am Zeug flicke. Röhlewirt, noch einen, ich trinke meinen Schnaps als freier Mann!“

Der Oberförster lachte.

„Halt dein Maul, Schneider,“ rief der Ratschreiber. „Siehst du nicht, daß du in anständiger Gesellschaft bist?“

„Fürstendiener! Reaktionäre!“ tnrurte der Schneider, „von Euch laß' ich mir das Maul nicht verbieten!“

„Herr Heinrich,“ sagte der Oberförster zum Forstgehilfen, „Herr Heinrich, bitte, öffnen Sie das Fenster dort. Es wäre schade um die Scheiben.“

Der Schneider erhob sich und machte eine spöttische Verbeugung: „Frische Luft, Herr Oberförster! Wenn nur die armen Teufel auch davon hätten, die Sie heute wieder haben einsperren lassen von wegen dem bißel Forstfrevel. Hat nicht unser Herrgott das Holz wachsen lassen für alle Menschen? Aber in Ihrem Walde wächst auch Galgenholz, Herr Oberförster! Ha!“

Nach dieser Herzensergießung setzte sich der Demokrat mit dem stolzen Bewußtsein: „Dem hab' ich's einmal gesagt.“

„Herr Bürgermeister, bitte, machen Sie ein bißel Platz,“ sagte der Oberförster ganz ruhig, erhob sich und trat an den Tisch des „freien Mannes“. „Du hast ganz recht, Schneider, in meinem Walde wächst auch Galgenholz. Zum Galgenholz gehört aber auch ein Galgenstrick, und der bist du! Auch etwas frische Luft kann dir nicht schaden, darum . . .!“ mit diesen Worten packte der Oberförster den Schneider, zog den zappelnden Demokraten über den Tisch und warf ihn zum offenen Fenster hinaus, auf des Röhlewirts Rafenplatz. Die Gesellschaft stürzte lachend an das Fenster, um sich an dem ohnmächtigen Wüten des erbosten Schneiders zu ergötzen.

Aber ihre Erwartungen wurden getäuscht. Nachdem der Schneider sich auf dem Rafenplatze zweimal überschlagen hatte, sprang er wieder auf die Füße und starrte ganz verblüßt nach dem Fenster: „Donnerwetter! Ich bin doch schon oft hinausgeworfen worden, aber so ausgezeichnet noch nie! Respekt davor! Darf ich jetzt wieder hineinkommen?“

Eine Minute darauf trat der Schneider wieder in die Stube.

„Herr Oberförster, alle Hochachtung!“ und setzte sich wieder an seinen Tisch, als ob nichts vorgefallen wäre. „Röhlewirt, jetzt noch einen Extraschnaps! Herr Oberförster, auf Ihr Wohlsein!“

Über Erziehung zur Einfachheit. Eine Laienpredigt.



Der Hinkende will auch noch einmal eine Predigt halten. Aber auf die Kanzel steigt er deshalb nicht — das Stehen wird einem Stelzfuß sauer. Er setzt sich lieber aufs Bänklein unter den dicken Baum, ein

neben ihm Platz, ein Bübchen steht lauernd und horchend vor ihm — das kann man allenfalls zur selben Zeit, — die andern drängen sich mehr oder minder aufmerksam um ihn herum — und möchten ihrer nur recht viele kommen! mehr, als auf dem Bildchen angebracht sind.

Aber sollte sein Wort auch wie die Stimme eines Predigers in der Wüste sein — einerlei! er wenigstens thut seine Schuldigkeit und erleichtert im Sprechen sein Herz.

Den Text hat der Hinkende nach altem Brauch aus dem Griechischen genommen — kann er nicht bei Gelegenheit auch einmal gelehrt thun, so gut wie einer? Aber er verrät ihn noch nicht, sondern erst am Schluß, um die Aufmerksamsten zu belohnen.



Wie viel Vergnügen gewährt nicht schon manchem eine Prise!

Das Thema dagegen, der Hauptstoff und leitende Gedanke, steht groß und deutlich an der Spitze. Es verrät zum Glück auch noch nicht mehr, als es eben soll, denn das bequeme Wörtlein „Aber“ läßt eine mehrfache Vermutung zu. Oder weiß der scharfsinnige Leser bereits, ob der Hinkende für oder gegen die Erziehung zur Einfachheit reden will? Möglich wär's. Auf jeden Fall soll er's bald erfahren.

Einstweilen merk: Wenn der Herr Pfarrer auf der Kanzel steht, so darf man ihn nicht unterbrechen. Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Gönn einmal dem Hinkenden dieselbe Annehmlichkeit; laß ihn ruhig ausreden. Allzu'lang soll seine Feldpredigt nicht werden, und nachher läßt er ein freies Wort, ja, wenn's den Zuhörern beliebt, einen ganzen Redelampf darüber zu. Denn er hat sich bis heute noch nicht für unfehlbar erklärt, obgleich ihn manchenmal die Lust dazu anwandelt. — So, ho! rufft du unwirsch; Hand aufs Herz: bist du selbst nicht in demselben Falle? Gegen wir nicht samt und sonders durch eine weise Ein-

richtung der Natur die feste Überzeugung, unsere Ansichten und Meinungen seien die besten? Nicht in allen möglichen Dingen; bewahre! dazu sind wir zu bescheiden; aber doch in einigen, in den uns nahe liegenden, und merkwürdigerweise fast immer ohne allen Zweifel gerade in denjenigen, über welche eben verhandelt wird. Und nun zur Sache!

Alle Menschen streben nach Glückseligkeit, aber nicht alle auf demselben Wege. Unter den verschiedenen Meinungen über die Frage, auf welche Weise das Glück am sichersten zu erreichen sei, stehen zwei einander schroff gegenüber. Diese beiden wollen wir etwas näher ins Auge fassen.

Die erste Ansicht geht von dem Gedanken aus: Es giebt keine wahre Freude ohne ein wahres Bedürfnis. Wer sich noch nicht an den Tabak in irgend einer Gestalt gewöhnt hat, dem sind die besten Cigarren gleichgültig, ja widerlich; er kann erst recht nicht begreifen, warum man das braune, heizende Pulver in die reine Nase steckt, und ist in der Bezeichnung dieser Angewohnheit nicht eben wählerisch. Und doch, um bei diesen alltäglichen Beispielen stehen zu bleiben, wie viel Vergnügen gewährt nicht schon manchem eine bescheidene Prise! mit welchem Behagen zündet der Kenner seine Havanna oder den Kanaster in seinem Pfeifen an! Beide em; finden in diesem Augenblicke entschieden einen Genuß, der dem Nichtraucher und Nichtschmucker abgeht. So kommen denn viele zu dem Schluß: Der Mensch ist um so glücklicher, je mehr Bedürfnisse er hat, vorausgesetzt, daß er dieselben auf anständige Weise befriedigen kann.

Es läßt sich manches dafür sagen. Das Bedürfnis spornet zur Thätigkeit. Nicht nur die bittere Not ist die Mutter der Erfindungen: jede leise Wahrnehmung irgend eines Mangels kann dazu werden. Als sicherstes Mittel, die Neger in unsern Kolonien für Arbeit und Gesittung zu gewinnen, ist anempfohlen worden, ihnen die Erzeugnisse unseres Gewerbefleißes lieb und mit der Zeit unentbehrlich zu machen. Was Pfeifenhiebe nicht vermöchten, das bewirkt am Ende die Erwägung: „Wenn du so gut essen und trinken, so behaglich wohnen und so schöne Kleider tragen willst wie diese verwünscht klugen Weißhäute, so mußt du es verdienen und arbeiten!“

Die andere Ansicht geht von dem Gedanken aus: Bedürfnis und Mangel sind ziemlich gleichbedeutend. Die Stillung irgend eines Verlangens mag angenehm sein: die vorhergehende Empfindung ist jedenfalls unangenehm. Wer sich mutwillig in den Finger geschnitten hat, thut freilich wohl, ihn zu verbinden; besser aber noch ist's, keinen fremden Lappen nötig, sondern die schöne Haut heil zu haben. Je größer unser Genuß bei einer Mahlzeit ist, desto teurer haben wir ihn durch Hunger und Durst erkaufen müssen. Nun, Essen, Trinken und dergleichen können wir nicht abschaffen, wir müssen es mit seinen guten und bösen Seiten ge-



duldig hinnehmen. Aber wozu sollen wir uns künstlich noch mehr Bedürfnisse angewöhnen, anquälen, wie man bei Tabak und ähnlichem wohl sagt? Ist es weise, absichtlich Schmerz zu erregen, bloß um ihn lindern und heben zu können?

Nein, das hieße krank werden wollen, bloß um die Wonne der Genesung zu spüren. Besser, wir bleiben ganz gesund. Nichts bedürfen ist göttlich; wer also am wenigsten bedarf, der kommt in dieser Beziehung der Gottheit am nächsten.

Man sieht, ein schrofferer Gegensatz ist nicht denkbar. Um glücklich zu werden, muß man so viel oder so wenig Bedürfnisse haben als möglich.

Der Hinkende will hier diese schwierige Frage nicht entscheiden; er deutet nur im Vorbeigehen auf den großen Unterschied zwischen leiblichen und geistigen Genüssen hin. Aber von einem ist er fest überzeugt: der Jugend gegenüber verdient der zweite Grundsatz den Vorzug, so wenig Bedürfnisse wie möglich!

In früheren Zeiten war die Erziehung strenger. Eine Engländerin aus gutem Hause, die vor hundert Jahren jung war, hat ergötzliche und lehrreiche Beispiele davon erzählt. So wohnte ihre Mutter fast allen Unterrichtsstunden bei, und so lange diese zugegen war, durfte keines der Kinder sich setzen.

Hat nicht dem Hinkenden ein guter Freund, der erst 1884 gestorben ist, dasselbe berichtet? Er und seine Geschwister mußten bei den Mahlzeiten regelmäßig stehen. Um etwas zu bitten, war ihnen streng untersagt. Nun weiß man wohl, welchen Ausbruch Hündlein und junge (und alte!) Menschen in den bloßen Blick legen können, und auch jene Kleinen werden es daran nicht haben fehlen lassen. Aber wenn die Eltern dies stumme Flehen überhören, so mußten die Kinder nicht nur auf den Apfel oder das Stückchen Kuchen, sondern auf einen zweiten Pöffel Suppe oder ein Schnittlein Brot verzichten und halbgesättigt vom Tische gehen.

Der Spielsachen gab's früher wenige, der Unterhaltungsbücher erst recht, und diese waren auf graues Papier gedruckt und mit oft kaum erkennbaren Bildern versehen. Die Eltern wurden mit „Ihr“ oder „Sie“ angeredet und übten scharfe Zucht. Selbst harmlose Freuden, wie Schwimmen und Schlittschuhlaufen, blieben manchem Knaben versagt. In den oft engen und dumpfen Schulstuben herrschte der Stab Wehe, und daheim die unerbittliche Hausordnung, die dunkle Kammer zum Einsperren, die Rute. Doch genug! Der junge Leser mag sich's von seinem Großvater oder einem andern alten Menschen näher schildern lassen. Es war nicht in allen Gegenden einerlei, aber in den meisten viel einfacher und härter als heutigestags.

Jetzt sind wir milder geworden. Die Kinder sagen „Du“ zu Vater und Mutter, zu Onkel und Tante, und das ganze Verhältnis gewinnt dadurch einen wärmeren Ton. Die neuen Schulhäuser sind wahre

Baläste, und Bänke und Tische und alle Vorrichtungen so bequem und zweckmäßig wie möglich. Der Stock ist fast ganz außer Gebrauch, und auch dabei steckt die Rute nicht mehr hinter dem Spiegel. Erzieher und Lehrer überbieten sich in Versuchen, der Jugend das Lernen leicht und angenehm zu machen; und viele lösen die schwere Aufgabe, selbst in einfachen Dorfschulen, wie die kenntnisreichen und wohlgesitteten Schüler beweisen. Gewerbetreibende und Kaufleute werfen immer neue Spiele und Geräte, Puppenküchen und Baukästen auf den Markt; es giebt eine Menge Bücher und Bilderwerke für die Jugend „vom sechsten bis zum sechzehnten Jahr“; ja, es giebt besondere Blätter, Zeitungen und Kalender für sie; will der Junge Briefmarken sammeln, so kann man ihm ein prächtiges Album für zwanzig Mark zum Einkleben kaufen; jedenfalls bekommt er Schlittschuhe, „echte Halifax“, und vielleicht einen gestickten Beutel, nur um sie und nichts anderes hinein zu stecken, dazu, und wenn's Glück will, so trägt am End' ein stattlicher Diener die Schlittschuhe in diesem Behälter dem jungen Herrn zur Eisfläche hin und befestigt sie ihm dort knieend an den Füßen.

Wir haben als Kinder unsere ausgeschnittenen Bildchen auf die Dedel alter Hefte gepappt; wir hatten keinen besondern „Bleistiftspitzer“, sondern ein „Messer für alles“; wir brachten die bescheidenen Schlittschuhe ohne Beutel und Diener zum Weiber und zogen die dünnen Nimmern höchst eigenhändig so stark an, daß sie Striemen in die armen Füße schnitten — und doch sind wir, Gott sei Dank! so vergnügt gewesen, wie die Bewöhnten heutzutage nur immer sein können.

Merkt wohl, ich bin durchaus nicht gegen den rechten Fortschritt.

Vieles von jenen Neuerungen ist gewiß schön und gut. Aber hüten wir uns vor dem Übermaß!

Bei der Wohnung ist dasselbe freilich für die meisten von uns nicht zu fürchten; vielen wäre eine noch bessere zu gönnen; insbesondere können auch die Schlafzimmer kaum zu groß und lustig sein und dürfen sogar im strengen Winter etwas geheizt werden.

Auch bei der Kleidung hat der Hinkende wenig zu erinnern, obgleich er z. B. viel später seinen ersten Überzieher bekommen hat, als jetzt die jungen Herrchen solche erhalten. Er gönnt von Herzen den lieben Mädchen ein wenig Putz und dem wildesten Bublen einen schönen Sonntagsanzug. Das wirkt oft auf den ganzen Menschen.

Aber nun kommen wir zum Essen. Natürlich sollen die Speisen zur Sättigung und Ernährung der wachsenden Kleinen vollom men hinreichen und so gut und schmackhaft sein, wie die Verhältnisse es erlauben. Nur keine Überfülle! Es ist schon ein böses Zeichen, wenn ein gesundes Kind sehr wäckerlich wird; es ist empörend, wenn es die edlen Gottesgaben verschmäht und angebißene Früchte und halbversehrte, dick mit Butter bestrichene Brotstücke in Ecken und Winkeln



Wenn's Glück will, so trägt am End' ein stattlicher Diener die Schlittschuhe in diesem Behälter zur Eisfläche hin.

verderben läßt. Gewisse Eltern werden wohl von bösen Jungen verleumdeter, als ob sie ihren armen Kleinen nicht satt zu essen gäben, während sie doch nur weise Maß und Ziel halten. Wie widrig ist ein Vielfraß, ein hochmütiges Ledermaul, ein überfättigter lust- und liebloser Wanst! Ein gesundes Kind soll allezeit nicht gerade hungrig, aber eßfähig und für jeden Apfel, jede Semmel empfänglich und dankbar sein. Dann darf dergleichen auch einmal außer der Zeit kommen, obgleich im allgemeinen die Regel für die Mahlzeiten bleibt: mäßig und regelmäßig! Vor einem Irrtum, aus gutem Herzen entspringen, warnt der Hinkende noch ausdrücklich: daß alle, die an demselben Tische sitzen, auch dasselbe genießen, von allem etwas abbekommen müßten. Für Erwachsene mag das allenfalls gelten, obgleich dem Hausvater und Ernährer, oder der viel-plagten Mutter, oder einem Schwachen und Leidenden auch einmal ein besonderer Bissen zu gönnen ist; dem armen Vetter, dem abhängigen jungen Manne biete großmütig vom Besten an und vertraue seiner Bescheidenheit, ärgere dich auch nicht zu sehr, wenn er dir einmal die beiden letzten Spargelstangen vor dem Munde wegnimmt; Kinder aber sollen nicht nur auf Soja und Paprika, auf Pfeffer und Senfgurken, sondern gelegentlich auch auf ein Häppchen Gänseleber oder ein harmloses Stück Kuchen mit heiterem Antlitze verzichten lernen — sehen wir Alten doch auch wohl auf Reisen andere Leute Nebbühner essen, während wir uns aus guten Gründen mit einem Hammelsrippchen begnügen, und sind doch nicht nur so gut, sondern auch so vergnügt wie die Schlemmer. — Aber nun aufgepaßt! wir gehen zu einem Hauptteile über, zum Trinken. Eltern und Erziehende, die ihr die Kinder lieb habt, seid vorsichtig und verleitet sie nicht! Frisches Wasser und gute Milch, das bleibt für die Jugend das beste Getränk. Doch wollen wir Kaffee und Thee nicht engherzig ganz verbannen; nur dünn! und lieber ein Klümpchen Zucker und recht viel Milch dazu. Wein und Bier aber werde ihnen nicht regelmäßig geboten, sondern nur an hohen Festtagen, und das nur einmal zu füllende Becherelein sei winzig, und das Menschlein nippe oft daran wie ein Vögeln und blinzle mit den Angeln bei dem ungewohnten Genuß. Und vollends alles, was mit dem gemeinen deutschen Namen Schnaps heißt, mag es sich ein so vornehmer Mäntelchen umbängen, wie es will, und sich Cognat oder Curacao, Benediktiner oder Maraschino nennen, alles dies bleibe der Jugend streng ver sagt! Es ist keine Lüge und kaum eine Ubertreibung, wenn man es ihr als „Gift“ bezeichnet. Wie viel mehr Gesundheit und Glück, wie viel weniger Glend und Verbrechen würde auf der Welt sein ohne den unseligen Mißbrauch des Alkohols! Es müßte zur Ehrensache werden, wenigstens bis zur Großjährigkeit keinen Tropfen Branntwein über die Lippen zu bringen. Und wer auch späterhin ganz darauf verzichtet und sich mit mäßigem Wein- und Biergenuß begnügen kann,

der danke seinem Schöpfer. Doch auch ein Säufer wird, so lange er nicht ganz vertiert ist, ein betrunkenes Kind nur mit Behnnt und Eitel ansehen.

Ein harmloseres Reiz- und Genußmittel ist der Tabak, auch leichter zu vermeiden, da seine ersten Wirkungen selten erfreulich sind. Warum greift denn doch manch dummer Junge so vorzeitig darnach? warum heißt es mit Recht in dem schönen Liede:

„Der Bursch, zum Rauchen noch nicht reif,
Stiehlt seinem Alten Tabak und Pfeif’,
Und freut sich sehr
An der Stadtmann
Bei einer Pfeif’ Tabak?“

Es ist der blinde Nachahmungstrieb, der thörichte Wunsch, bald groß zu sein oder doch zu scheinen, der die unverständige Jugend zu dem Wagnis treibt. O ihr unschuldigen Quasimodogeniti, seht euch doch nicht so rasch aus der schönsten Lebenszeit weg! ihr werdet früh genug groß und alt, und wünscht dann wohl vergebens, mit heißen Thränen oder in dumpfem

Schmerze, wieder klein und rein und jung und frisch zu sein. Und ihr Eltern! haltet die Gelüste eurer Knaben in Schranken! Haben sie Tabak oder Wein nötig? Die Jugend ist an und für sich ein Rausch — gießt nicht Öl ins Feuer; laßt die Glücklichen recht lange jung bleiben. Nur keine Verfrühung, die naturgemäß zum raschen Welken führt! Aber wenn das träge Alter heranschleicht, die Säfte stocken, die Sinne sich abstumpfen, die Glieder steif und die Freuden seltener werden, dann gönnt der Hinkende sich selbst und andern den spärlichen Trost der Ablenkung und halben Betäubung, den kühlen Trunk hinterm Ofen oder unterm schattigen Baume:

„Der Wein ist die Milch der Greise!“ —
den Duft des Tabaks und die blauen Ringlein:
„Rauch ist alles ird’sche Wesen!“



„Der Bursch, zum Rauchen noch nicht reif.“

— die höchste Freude bringt es freilich nicht; der halb satte Bettelbub, der barfuß einem Kameraden oder einem Eichhörchen nachsetzt, genießt sein Leben dreimal gründlicher als wir arme Schlucker auf dem Altenteil. Oh, si jeunesse savait!

Der Spielsachen sollten wenige und diese einfach sein. Wenn sie nicht dem Kinde selbst etwas zu ändern, zu erfinden, zu arbeiten übrig lassen, so ist ihr Reiz bald dahin. Sogar Dinge und Geräte zum ersten Gebrauch macht mancher wackere Junge sich lieber eigenhändig zurecht, wenn er nur die nötigen Werkzeuge hat. Doch darf der Hinkende sich hier kurz fassen, da auch durch Uebermaß nicht gar viel zu verderben ist. Der gesunde Sinn der Jugend verwirrt oder zertrümmert das Ueberflüssige; so hat am Ende der Herr Vater nur ein paar Groschen unnütz ausgegeben, und die armen Gewerbetreibenden wollen doch auch leben.

Nun aber die Feste — wer kann sie zählen? Kirch hier und Messe dort; Bettrennen heut und Ausstellung morgen; Schützen-, Turn- und Sängerverste! Da zukt

es in den jungen Gliedern, da blitzen die hellen Augen, da heißt es, heiß und schmeichelnd: „Papa, nimm mich mit!“ „Mama, laß mich gehen!“ Ja, nehmet die lieben Kleinen mit, wenn sich's paßt; laßt sie gehen und leitet sie zur Selbständigkeit an, indem ihr ihnen ein paar Groschen zur eigenen Verwendung anvertraut und nachher von jedem Pfennig Rechenschaft fordert. Aber mit Maß und Ziel! Je seltener die Feste, desto schöner. Und zeitig wieder daheim! Man soll aufhören zu genießen, wenn's am besten schmeckt! Dagegen überrascht sie einmal, wenn ihr über Land müßt, durch die unverhoffte Aufforderung: „Surtig, nimm Stoc und Hut!“ laßt sie in den Ferien irgend einen guten Onkel oder Vetter aufsuchen und allein hinausziehen in die schöne Gotteswelt, über Berg und Thal! Reisen ist herrlich, und zu Fuß wandern die Krone des Reisens. Unvergeßlich wird solch ein Freudentag noch im hohen Alter vor ihrer Seele stehen.

Der Knabe wächst zum Jünglinge heran, und die Lockungen mehren sich, Wirtshäuser, Vereine, Bälle. Dabei kann man denn leider um mehr kommen als um sein bißchen Geld. Doch wer verständig zur Selbstbeherrschung erzogen und an Einfachheit gewöhnt ist, der trotzt jetzt der Versuchung aus eigener Kraft. Und das thut not. Denn der treueste Vater kann ihn nicht immer behüten, der strengste darf nicht alle Mittel mehr anwenden. Die Selbsterziehung, die freilich nie zu früh beginnt, tritt immer mehr in den Vordergrund. Schon ein Kind kann man nicht unter eine Glasglocke setzen und vor jeder schädlichen Einwirkung bewahren. Nur in freier Luft, in Regen und Sonnenhitze gedeiht das Beste, mag auch der Schwache zu Grunde gehen. Schwimmlehrer und Jögling wünschen beide sehnlich, daß der letztere bald, von Stange und Leine befreit, sich munter im offenen Wasser tummeln könne, und so fucht jede vernünftige Erziehung zur rechten Freiheit hinzuführen. Deshalb wendet sich der Hinfende zum Schluß noch einmal an die wackern Jungen selbst, die ihn mit offenen Ohren und großen Augen tiefstinnig anstarren — der wildeste Knabe kann zuweilen merkwürdig ernst und gedankenvoll sein und hat, weiß Gott! allen Grund dazu. So werden sie nach allem Vorhergegangenen den Prediger hoffentlich verstehen, wenn er ihnen eindringlich zuruft: „Sorgt bei Zeiten für euch selbst! Macht nicht affenmäßig alles nach, schwimmt nicht immer träge mit dem großen Strome, sondern wag eine eigene Meinung zu haben! Verzärtelt und verwöhnt euch nicht! Schont eure Empfänglichkeit für Sinnenreize, eure Fähigkeit zu genießen, in der schönen Jugend, rettet sie weise ins freudärmeren Alter hinüber, dann öffnen sich euch einst, gerade wenn ihr sie am nötigsten habt, neue frische Quellen des Trostes und Gemüthes, die für die Verfrähten und Abgestumpften längst verstiegt oder abgestanden sind. Auf die Gefahr hin, sich zu wiederholen, stellt der Hinfende folgende Sätze auf:

1. Alles hat seine Zeit. Was dem Mann und Greise gut und erlaubt ist, paßt darum noch nicht für den Jüngling und Knaben.
2. Wer noch nicht einmal das Notwendige selbst verdienen kann, hat sicherlich keinen Anspruch auf Ueberflüssiges.
3. Aber auch wer schon erwirbt, und gar mehr, als er braucht, soll nicht plöselich mit der einfachen Vergangenheit brechen, sondern an die unsichere Zukunft denken.
4. Leicht gewöhnt man sich jederzeit an eine äußerlich bessere, schwer an eine ärmlichere Lebensweise.

5. Geld erspart, ist schon viel gewonnen; Frische bewahrt, noch unendlich mehr.

6. Wer einfach lebt, behält Geld und Kraft für geistige Genüsse, für höhere Zwecke übrig.

7. Er macht sich verhältnismäßig frei von der Laune der Menschen und der Tücke des Geschicks und steht auf eigenen Füßen zufrieden und unabhängig da.

Das aber schien, um endlich auf unsern Text zu kommen, schon dem alten Weisen Aristoteles, dem Lehrer Alexanders des Großen, eine Hauptfache zu sein, denn er meint: *Ἡ εὐδαιμονία τῶν ἀνθρώπων ἐστίν, „das Glück wird denen, die sich selbst genug sind, den Zufriedenen, zuteil,“* und ein anderer alter Grieche sagt: „Mir genügt ein schlechtes Kleid,“ *οὐδὲ ῥαγκῆς ἀνδρῶν, „auch werde ich nicht den Tischen dienen, des Bauches Knecht sein,“ οὐδὲ ναυὸν ὀργῶν ὀργῶν, „noch einem launischen Herrn nach den Augen sehen,“ οὐδὲ δούλην δαυτὸς ἐκείνου, „ich kenne die edle Freiheit dessen, der sich an einer einfachen Mahlzeit genügen läßt.“* — Denkst du nicht ebenso, deutscher Knabe? Lieber eine flinke Gemse auf den Bergen als ein wohlgenährtes Kind im Stall.

Der Hinfende hat vor vielen Jahren einmal eine Geschichte gelesen, deren Titel er nicht mehr weiß, deren Verfasser er nicht mehr mit Sicherheit zu nennen vermag (Bischoffe?) und deren Inhalt fast gänzlich aus seinem Gedächtnisse entschwinden ist. Aber eins daraus bleibt ihm unvergeßlich: Ein junger Mann, fast allein in der Welt stehend, hätte gern große Reisen gemacht — wer reiste nicht gern? Aber er war arm. Da ging er in sich, bedachte, wie wenig der Mensch eigentlich zum Leben bedarf, und beschränkte sich mit eiserner Willenskraft fortan auf das Notwendige. Er mietete ein Dachkammerlein, begnügte sich morgens und abends mit Wasser und Brot und mittags mit billigem Essen, gab auch wenig für Kleidung aus, für Vergnügungen nichts und gebrauchte so von den drei Mark, die er täglich verdiente und bisher ohne besondere Mühe losgeworden war, nur etwa eine. Schon nach einem halben Jahre hatte er hundert Thaler in der Tasche und zog fröhlich in die schöne Welt hinaus und kam bei seinen bescheidenen Ansprüchen recht weit.

Das giebt zu denken und kann zur Nachahmung reizen. Freilich nicht jeder hat einen so starken Lieblichkeitswunsch. Aber alle hoffen, alt zu werden. Und das Alter hat viele Bedürfnisse. Wohl dem, der dann imstande ist, sie zu befriedigen.

Junges Blut,
Spar dein Gut!
Darben im Alter wehe thut.

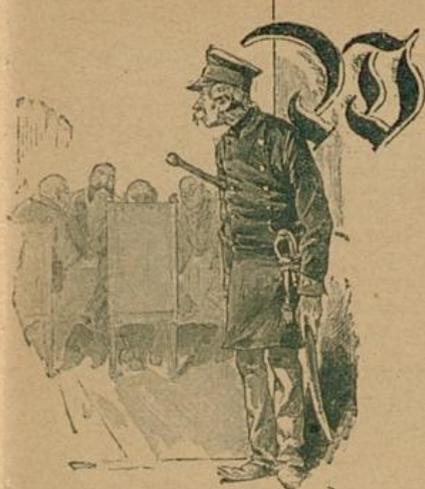
Doppelt wohl dem, der dann nicht ganz welf und stumpf, sondern noch frisch und genußfähig ist, ja:

Dreimal selig, wer die Jahre
Seiner Jugend so genießt,
Daß ihm noch im Silberhaare
Lebenswonne übrig ist.

Der Weg zur Selbständigkeit führt durch Selbstverleugnung; zum Genuß durch Entsaugung; zum glücklichen Alter durch eine weise benutzte Jugend. Amen!

Sinnspruch.

Verschiedenes zu Verschiedenem sucht der Sammlerfleiß, Verschiedenes in Gleichartigem der Scharfsinn, Gleichartiges in Verschiedenem der Witz, Gleichartiges zu Gleichartigem die Poesie.



Wer sich selbst erniedrigt,
der muß erhöht
werden!

Eine lehrreiche Historie.

Im Ratskeller zu Frag-
hausen sahen an einem schönen
Sommernorgen mehrere der
angesehensten Bürger behag-
lich beim Frühschoppen und
führten allerlei weise Ge-
spräche über dies und das,
über das Wetter und die
Ernte, über Rußland und
die Türkei, über Gott, Tu-
gend und Unsterblichkeit. Und
wenn trotz dieser lieblichen
Fülle das Gespräch einmal
zu stocken drohte, so griffen

großes Maul, Ihr Stadträte; aber
droben in der Sitzung da schnappt
Ihr gehorjam: Ja! Er steckt Euch
all in die Tasche, der Gestränge. Er
zieht uns das Fell über die Ohren.
Hat er nicht auch die neue Wasser-
leitung durchgesetzt, he?

„Wasser mußten wir haben,“
brummte ein Billigdenkender.

„Auch dem Förster einen besondern
Brunnen in den Hof bauen, für
unser Geld, he? Kommt' das nicht
die Regierung thun? Oder kann
er nicht die paar Schritte weiter
gehen? Nein, der Grütkrod muß
einen Laufbrunnen haben für seinen
eigenen Kopf, dicht vor seiner Nase
— kann kosten, was es will! Nach
oben hin ist er geschmeidig genug,
unser Gewalthaber; da kann er
scharwenzeln und Bücklinge machen
und so schnappen, wie Ihr vor ihm
— die Forstpartie winkt nur, und
er verbeugt sich lächelnd — kann
kosten, was es will!“

„Dafür haben wir denn auch die
Quelle im herrschaftlichen Wald fassen dürfen.“

„Stuß! Hatten obnehin Wasser genug. Die Augen
werden Euch überlaufen, wenn's ans Bezahlen geht.“

„Nun, Ihr werdet noch nicht mager, wenn man
Euch auch ein bißchen mehr zu Ader läßt.“

„Ach?“ seufzte Knispel, und sein bisher grimmes
Gesicht nahm plötzlich einen schier wehmütigen Aus-
druck an. „Ich! Guter Freund, ich werde bedeutend
überschätzt. Weil mir das bißchen Essen gedeiht —
er faltete die fleischigen Hände schwermütig über dem
dicken Bauche und blickte gedankenvoll zur Stuben-
decke empor — „ich lasse mir nichts abgehen, das ist
wahr, ich setz' Metzger und Bäcker in Nahrung und
gönne' mir und den andern, denn ein Arbeiter ist
seines Lohnes wert — aber darum soll ich mein Ge-
wicht in Gold wert sein, nicht wahr? noch erhöht
werden bei diesen schlechten Zeiten? ich bezahl' jetzt
schon genug und übrig genug, wahrhaftig, so wahr
ich hier sitz! — nein, zu viel! ich gehö' zu den Höchst-
besteuerten —“

„Dafür seid Ihr auch einer der reichsten Leute in
der Stadt.“

„Das sagt Ihr so, Nachbar — meine vier Jungen
helfen mir auch redlich davon, bedenk' das! Nein, es
giebt andere, die ich nicht zu nennen brauche, magere
Kerle, die es dick hinter den Ohren haben —“

Diese Worte waren auf den auffallend hagern und
geizigen Destillateur Wassermann gemünzt, der soeben,
von der Unterhaltung nicht besonders erbaut und von
Neugier getrieben, es gewagt hatte, sich unter irgend
einem Vorwand in die Nähe der beiden Fremden zu
schleichen, aber vor einem ruhigen Blicke des jüngern
alsbald zurückgeprallt war, eine Entschuldigung ge-
stottert, ein auf der Bank liegendes Zeitungsblatt von
der vorigen Woche ergriffen hatte und nun mit rotem
Gesichte gerade im rechten Augenblick auf seinen frühern
Platz zurückkehrte, um den Stich seines alten Wider-
sachers Knispel zu empfangen. „Meinen Sie mich?“
fragte er undvorsichtig in seiner Aufregung.

„Ich hab' keinen Namen genannt,“ antwortete Knispel
und lachte mit dem ganzen dicken Gesicht, „nur so im
allgemeinen von Leuten gesprochen, die viel mehr be-“

sie munter auf einen ebenso naheliegenden als
zurück: sie räsionierten über ihr würdiges, eben nicht amwesendes Stadt-
oberhaupt. Dazu hat bekanntlich jeder Deutsche ein
angestammtes und verbrieftes Recht, zumal wenn er
seine Steuern richtig zahlt und alle Anordnungen der
hohen Obrigkeit pünktlich befolgt.

Plötzlich wurden ihre wichtigen Verhandlungen
unterbrochen und dafür ihre Neugierde lebhaft angeregt.
Ein hübscher offener Wagen, von zwei saubern
Pferden gezogen, rollte vor und ihm entstiegen zwei
Herren, die offenbar keine Geschäftsreisende waren, ein
älterer behäbiger mit schon stark ergrautem Haar und
ein jüngerer mit dunkeln Augen und braunem Voll-
bart. Sie traten ins Haus und schienen zunächst die
Amtsstube aufzusuchen, kehrten von dort aber alsbald
zurück und beehrten die Gesellschaft, welche schweigend
und mit angehaltenem Aem auf ihre Schritte gelauscht
hatte, mit ihrer Gegenwart.

Ein rechter Wirt hat ein gutes Auge für die
Schätzung der Fremden, und der Pächter des Rats-
kellers sprang den beiden neuen Gästen so flink ent-
gegen, wie seine 93 Kilo nur erlaubten, und nötigte
sie schmunzelnd und nickend zu dem freien Tisch im
Hintergrunde des tiefen Gemachs. Sie nahmen Platz
und bestellten eine gute Flasche und einen Imbiß, zu-
gleich das Nötige wegen des Kutschers und der Pferde
anordnend. So weit war alles vernehmlich und kein
Wörtlein ging den gespannt Lauschenden verloren. Aber
darnach sprachen die beiden Fremden leider nicht viel
mehr und dies Wenige so rasch und leise, daß auch
die längsten Ohren der in ziemlicher Entfernung sitzen-
den Bürger beim besten Willen nichts mehr aufzu-
schnappen vermochten.

Ungelich darüber nahmen die würdigen Eingeborenen
allmählich das unterbrochene Gespräch wieder auf und
zwar mit verdoppeltem Nachdruck. Ihre Verstimmung
mußte sich eben nach eigner Richtung hin Luft machen.

„Wie gesagt, zu breitspurig ist er, unser Bürger-
meister!“

„Zu selbstherrlich, zu hochfahrend!“
„Nun, er kann noch einmal an den Unrechten kommen.“
„Stuß!“ rief der dicke Knispel, ein früherer Land-
wirt und jetziger „Geschäftsmann“ („Krawattenmacher“
hinter seinem Rücken genannt) — „hier habt Ihr ein

sigen, als sie versteuern — wen's jußt, der kratze sich!"

Die andern Bürger schmunzelten, Wassermann aber rief, zu ihnen gewandt, mit der Miene der gekränkten Unschuld: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Ich bin wirklich überbürdet. Ich würde rückwärts haufen, wenn ich nicht so sparsam wär' —“

„Ja, daran fehlt's nicht,“ höhnte Knispel, und sein Nachbar sprach: „Nun, nun, Herr Wassermann, seit der fetten Erbschaft —“

„Das war ja im vorletzten Jahr — das hat mich schon wieder um einige Stufen höher geschraubt —“

„Ihr blühendes Geschäft —“

„Und die Ausstände, die schlechten Zahler, die Verluste!“

„Ihr übriges Vermögen —“

„Das bißchen, was ich durch saure Arbeit und strenge Ordnung vor mich gebracht habe —! Aber einen Trost hab' ich freilich: es ist ehrlich erworben!“

„Meinen Sie mich, Herr?“ fuhr jetzt Knispel auf, der wohl Ursache hatte, eine Anspielung auf den Erwerb seines Vermögens zu wittern; „galt das mir?“

„Nein, Herr Knispel,“ erwiderte Wassermann äußerst sanft, „ich sprach von mir und meinem Besitz; Sie hab' ich durchaus nicht gemeint.“

Die andern lachten wieder, und diesmal über den armen Knispel, der sich ärgerlich die glänzende Stirn trocknete und zu spät einsah, daß er die thörichte Frage besser unterwegs gelassen hätte. Umsonst suchte er nach einer passenden, d. h. recht boshaften Entgegnung, da rettete ihn sein gutmütiger Nachbar, der alle Leute mit „Ihr“ anredete, aus der Verlegenheit, indem er sagte: „Ich weiß nicht, wie's kommt, wir bezahlen alle jedes Jahr etwas mehr. Ich wollt' auch, der Herr Bürgermeister ginge nicht so gewaltig ins Zeug.“

So war das Gespräch glücklich wieder auf den Abwesenden gelenkt, und alle konnten an einem Strange ziehen.

„Ja freilich, er fährt zu rasch.“

„Er kennt weder Maß noch Ziel.“

„Er will immer so klug sein, und haut doch oft ganz gewaltig daneben.“

„Ja freilich. Hat er sich nicht im Frühling, als der alte Amtsdienner starb, den Dirrast aufhalsen lassen, ohne nach Alter und Rüstigkeit zu fragen?“

„Sich? Uns hat er die Vogelscheuche aufgehals't; wir müssen den Kerl totfüttern, wenn er abständig wird, und das dauert nimmer lange.“

So war der Angriff jetzt vom Bürgermeister glück-

lich auf seinen Untergebenen, den neuen — und doch schon so alten — Amtsdienner abgelenkt, der keinem besonders zu gefallen schien.

„Ein Schleich'er, und tückisch wie ein magerer Kettenhund!“

„Er schnüffelt überall herum.“

„Er hat seine wahre Freude daran, einem wegen einer Kleinigkeit ein Protokoll zu machen.“

„Ja wohl,“ rief Knispel, „so neulich erst mir — die Magd soll die StraÙe nicht ordentlich gefegt haben, Stup! Aber ich hab's ihm gegeben! und wir sind noch nicht wett — wart' nur!“

„Wir erfrechte er sich von Hundesteuer zu sprechen,“ sagte Wassermann, „obgleich ich die Tiere zur Bewachung nötig habe und immer an der Kette halte.“

Das war nun zwar durchaus nicht der Fall: die armen Bierfüßler des Geizhalses mußten ihr meißtes Futter selbst bei fremden Leuten suchen, wie Bäcker und Metzger sowie die meisten Anwesenden recht gut wußten; allein um dem verhassten Dirrast noch eins anzuhängen, ließ man auch diese Bemerkung ohne Widerspruch hingehen.

„Einen Schnurrbart hat der Mensch, so schäbig, so struppig wie eine alte Schubbürste.“

„Der ganze Kerl sieht aus wie ein ausgedörrter Hering.“

„Ein Hungerleider — und stolz dabei!“

„Er will nächstens um Gehaltsaufbesserung einkommen,“ schob einer der anwesenden Väter der Stadt ein.

„Was? Wenn Ihr das thut — wenn das bewilligt wird — das fehlt gerade noch! — keinen roten Heller!“ scholl's wirt durcheinander.

„Nun freilich, allzuviel hat der arme Teufel nicht mit Weib und Kind,“ meinte endlich der billig



Er nötigte sie zu dem freien Tisch im Hintergrunde.

denkende Bürger.

„Weil er ein Esel ist!“ schnaubte Knispel. „Wir haben ihn nun einmal an die Krippe gebunden; warum frist er nicht? Bei jedem Amtchen fällt etwas nebenbei ab, bei dem seinigen erst recht. Aber er ist hartköpfig und eigensinnig wie ein Maultier.“

„Das muß wahr sein,“ mischte sich der Ratskellerwirt in die Unterhaltung.

„Sein Vorgänger war ein anderer Mann: leben und leben lassen! Wie manches Schöpplein hat er bei mir getrunken, ohne daß ich jeweils die Farbe seines Geldes gesehen hätte! Na, ich wußte warum; eine Hand wäscht die andere. Solche Leute können einem auch einmal einen Gefallen thun. Aber dieser steife Dirrast! Er kommt selten und verzehrt fast nichts, und wenn's je geschieht, so bezahlt er bar!“

„Was? Wie? Wenn Ihr recht deutlich fordert, nicht wahr?“

„Und wenn ich mich sträube und nichts nehmen will, er zwingt's mir auf!“

„Sonderbar! — der Narr! — Unglaublich!“

„Wir können's vielleicht gleich probieren, er tritt eben ins Haus — richtig!“

Die Thür ging auf und die hagere Gestalt des seltsamen Amtsdieners zeigte sich. Er grüßte tiefenst, warf einen raschen Blick auf die Fremden und wandte sich schon wieder zum Gehen, als der Wirt ihm mit einem schäumenden Glase Bier entgegen sprang. „Wohl bekomm's, Herr Dürrast!“

„Ich habe nichts bestellt.“

„Dafür soll's auch nichts kosten. Es macht heut recht warm.“

„Wenn ich Durst habe, so bezahl' ich mein Getränk.“

Der Wirt blinzelte den verwunderten Bürgern zu: „Hab' ich's nicht gesagt?“ In diesem Augenblicke erscholl aus dem Hintergrunde vernehmlich die Stimme des jüngern der beiden Fremden, die alles mit Aufmerksamkeit angehört und angesehen hatten: „Herr Amtsdieners, auf ein Wort!“

„Zu Befehl, Herr Baurat!“ antwortete Dürrast, schritt tapfer hin und pflanzte sich keuzengerad vor den Herren auf.

„Kennen Sie mich?“

„Ich vermute —“

„Und zwar richtig. Aber sagen Sie mir einmal, haben Sie denn wirklich gar keinen Durst?“

Dürrast lächelte wehmütig.

„Wenn wir Sie nun zu einem Glase Wein einladen, der Herr Oberregierungsrat und ich?“ Und ehe der freudig Überraschte seinen Dank hervorstoßern konnte, hatte der Baurat ein frisches Glas gefüllt und ihm in die Hand gegeben; beide Herren stießen mit ihm an, daß es hell erklang: „Auf Ihr Wohlsein, Herr Dürrast! Auf's Wohl aller ehrenwerten Beamten, hoch oder niedrig!“

Die Spießbürger glotzten verwundert; so was war ihnen lange nicht vorgekommen.

„Sie können uns vielleicht sagen, wo der Herr Bürgermeister ist,“ sprach der Baurat zu Dürrast.

„Draußen in der Freudenwies bei der Wasserleitung, mit dem Baumeister und den Arbeitern. Er hat mich geschickt, um zu sehen, ob die Herren angekommen seien. Ich hol' ihn sofort her.“

„Nicht so eilig,“ sprach der Oberregierungsrat lächelnd. „Wie weit ist es bis dahin?“

„Sechs, sieben Minuten.“

„Bei dem schönen Wetter hätte ich Lust, mich nach dem langen Sitzen ein wenig zu vertreten, was meinen Sie, Herr Kollege? Was wir sonst mit ihm zu verhandeln haben, hat bis nach Mittag Zeit, aber die Überraschung würde ihm recht passend gerade im Angesichte seiner Schöpfung zuteil. Und Herr Dürrast kann uns führen.“

Der Baurat war natürlich einverstanden, und so machten sich die drei nach kurzer Vorbereitung auf den Weg.

Aber einmütig hatten sich auch die übrigen Gäste zum Aufbruch gerüstet und ihre Reigen ausgegessen oder gar stehen lassen, denn Befriedigung der Neugier lockt noch mehr als Wein. In ehrerbietiger Entfernung schritten sie den Vorangehenden nach, sie ja nicht aus den Augen lassend.

Der Herr Oberregierungsrat ging in der Mitte; ihm zur linken, bescheiden einen halben Schritt zurück,

der plötzlich zu Ehren gekommene Dürrast, mit dem er sich angelegentlich unterhielt.

In der Freudenwies aber kam der Herr Bürgermeister, den Hut in der Hand, den Nahenden erstaunt entgegen, der Baumeister folgte, die Arbeiter benutzten den Anlaß zu einer willkommenen Pause und lehnten sich erwartungsvoll auf Hade oder Spaten, auf der andern Seite schlossen die Bürger den Kreis und nun entwickelte sich unter freiem Himmel ein die meisten Zuschauer überraschendes Schauspiel.

Der Herr Oberregierungsrat warf sich in die rechte Stellung, stemmte den linken Arm auf die Hüfte, fuchtelte mit dem andern nach Bedarf in der Luft herum und hielt eine wohlgelegte Anrede, in welcher er den vielen Verdiensten des vielgeplagten Stadtoberhauptes, seinem Eifer und Fleiße, seiner Umsicht und Thatkraft volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und überreichte ihm schließlich, ein zieliches, mit Sammet und Seide ausgepolstertes Kästchen öffnend, als Zeichen der Anerkennung von höchster Seite das glänzende Ritterkreuz des landesherlichen Ordens.

Der würdige Herr Bürgermeister war sonst auch nicht aufs Maul gefallen, sondern konnte bei Gelegenheit recht vernehmlich alle Register ziehen, vom launigen Trinkspruch an bis zur längern Festrede, aber diese ganz unverhoffte Auszeichnung übermannte ihn; er wurde rot und heiß, er stammelte ein paar unzusammenhängende Worte und drückte den Herren um so kräftiger die Hand, während man in seinen ehrlichen Augen Freudenthränen glänzen sah. „Hoch! hoch! hoch!“ braunte es inzwischen mächtig aus allen Kehlen dem neuen Ritter und dem gnädigen Landesherrn.

Es kostete einige Mühe, den Orden auf der männlichen Brust zu befestigen, aber der Baurat ließ nicht nach und endlich war das breite schwere Seidenband glücklich ins Knopfloch gezwängt. Nachdem die Herren noch rasch die angefangene Arbeit besichtigt hatten, begaben sie sich langsam ins Städtlein zurück. Die Bürger folgten, unter ihnen wandelte auch der wackere Dürrast in gehobener Stimmung; Klang ihm doch zu allem übrigen Erfreulichen noch die beiläufige Bemerkung des Oberregierungsrats in den Ohren: „Sie haben einen tüchtigen Amtsdieners, Herr Bürgermeister,“ worauf der Baurat gesprochen hatte: „Wie der Herr, so das Geschier.“ Doch das verhinderte den allzeit Wachsamem nicht, auf das Gespräch zu horchen, das sich natürlich um das soeben Erlebte drehte.

„Wer's auch einmal so weit brächte!“ meinte ein Mitglied des Stadtrats. „Auf Ihrer Brust wär' auch ein schöner Platz, Herr Knispel.“

Der Angeredete blickte betrübt auf sein leeres Knopfloch und seufzte. Jawohl, ein Orden verdeckt, wie ein Heiligenschein, in den Augen vieler Leute der Sünden Menge. „Herr J. K. Knispel, Ritter x. x.“, das klang vortrefflich — besser als „Krawattenmacher“.

„Ich gab' —“ begann er, verstummte dann aber plötzlich.

Mit spöttischem Lächeln wandte sich der böse Stadtrat an Wassermann: „Sie gönnen gewiß unserm verehrten Herrn Bürgermeister aus voller Seele sein Glück. Sie brauchen nicht neidisch zu sein. Haben Sie doch auch schon eine Preismedaille für Ihren berühmten Magenbitter!“

„Aber die darf er nicht tragen!“ rief ein offenherziger Bürger, „nur auf Schilbern und Briefen und Rechnungen anbringen, und das thut er redlich.“

„Den Orden trägt man denn freilich auch nicht alle Tage,“ sprach Wassermann mit erzwungener Fassung. „Es ist das Bewußtsein, die Ehre — —. Ich strebe

nicht nach dergleichen. Ich lege mich nicht an den Laden —“

„Das fehlte auch noch,“ murmelte Knispel ingrimmig, und einige lachten.

„Sonst,“ fuhr Wassermann mit lauter Stimme fort, „es wäre noch die Frage, wer eher eine Auszeichnung verdient, ein Gewerbetreibender — ich spreche nicht von mir, bewahre! nur so im allgemeinen — ein Mann, der viele Hände beschäftigt, Geld von fernher in den Ort bringt, seine schweren Steuern und Abgaben pünktlich zahlt, oder einer, der sich auf anderer Leute Kosten lieb Kind macht — doch ich will nichts gesagt haben, ich spreche nur so im allgemeinen — was liegt mir daran?“

„Der Bauch thut ihm weh vor Neid,“ flüsterte Knispel, „wenn man bei dem wandelnden Gerippe von Bauch reden kann.“

Man sieht: ungeteilt Freude hatte auch dieser Gnadenbeweis nicht erregt, obgleich die Mehrzahl der Bürger damit wohl zufrieden war und sich in ihrem Oberhaupt geehrt fühlte.

Die beiden fremden Herren benutzten den Nachmittag gründlich, studierten Akten und Pläne, wohnten einer kurzen, aber erregten Sitzung des Stadtrates bei, besichtigten die öffentlichen Gebäude und fuhren erst gegen Abend wieder ab, um den letzten Zug zu erreichen, der sie wieder in die Hauptstadt führen sollte.

Fraghausen sank nach diesem aufregenden Zwischenfall allmählich wieder in seine gewohnte ruhige Geschäftigkeit zurück. Selbst Lob und Orden sind kein Schild gegen alle Angriffe. Nach wie vor wurde über den neuen Ritter geschimpft, wenn er nicht zugegen war, und über den alten Dürrast sogar in seiner Gegenwart, so weit sich dies nur mit den Bestimmungen über Beleidigung von Beamten im Dienst eben vertrug. Er sagte wenig dazu, sah seine Gegner nur zuweilen mit einem sonderbaren, halb verächtlichen, halb drohenden Blick an, vor dem sie dann wohl verstummten. Das Gesuch um Gehaltsaufbesserung war ihm in Ungnade abge schlagen worden, trotz der warmen Befürwortung vonseiten des Herrn Bürgermeisters. Auch diese Enttäuschung trug er schweigend. Aber wer weiß, ob er nicht im stillen zuweilen dachte: „Wer ist der Narr, ich mit meiner Pflichttreue und Unbestechlichkeit, oder das Pat von Knispel, Wassermann und Konforten, die im Geld sitzen bis über die Ohren und einen ehrlichen Beamten darben lassen, dagegen das doppelte seines Gehalts gern einem Schubiack zustecken, der nach ihrer Pfeife tanzt?“ Es wird manch armen Teufel recht sauer gemacht, ehrlich zu bleiben.

So gingen mehrere Monate hin, und das letzte Viertel des Jahres kam wieder einmal ins Land.

Dann beginnt regelmäßig die sogenannte Weihnachtsarbeit, und viele Hände rühren sich in größerem Fleiße, oft verstoßen und mit listiger Benutzung von Zeit und Gelegenheit, denn es ist ja auf Überraschungen abgesehen. Und ist die Arbeit langwierig, und die Mühe groß, sie wird versüßt durch den Gedanken an ihre Wirkung, an die frohen Gesichter und dankbaren Herzen der glücklichen Empfänger all der schönen und nützlichen Geschenke.

Um eben dieselbe Zeit aber arbeiten auch andere Leute „von Amtes wegen“ oft gar angestrengt und mühsam, ohne sich mit den Gefühlen trösten zu können, welche durch ihre Leistungen hervorgebracht werden; wir meinen die Mitglieder der „Steuereinschätzungskommission“.

So saßen sie denn auch in Fraghausen wieder auf

dem Rathaussaale beisammen und krauten sich oft bedenklich hinter den Ohren, denn die Aufgabe war diesmal besonders schwer. Doch endlich hatte man sie nach heftigem Kreuzfeuer der Meinungen so ziemlich erledigt; nur um zwei der reichsten Einwohner handelte es sich noch.

„Meine Herren,“ nahm ein neues Mitglied, der Kaufmann Scharf, das Wort, „was den Knispel und den Wassermann anbetrifft, so dürfen sie keinesfalls auf dem bisherigen Steuersatz verbleiben. Er ist entschieden viel zu niedrig. Sollen wir Aufrichtigen denn allein die Last tragen, und die Beamten, deren Einkommen man auf Heller und Pfening kennt? Ich weiß genau, daß Knispel schon vor etwa 20 Jahren ein Vermögen von mindestens 40000 Thalern besaß, und er ist seitdem schwerlich ärmer geworden.“

Ein beifälliges Gemurmel, aus dem ein gutes Ohr vielleicht „Wucherer“, „Halsabschneider“, „Blutsauger“ heraushören konnte, belohnte den Redner, und ermutigt fuhr er fort: „Hier dagegen finde ich den Herrn nur mit 25000 Thalern angelegt. Und Wassermann gar muß nach Hinzurechnung der Erbschaft unbestritten gegen 80000 Thaler im Vermögen haben, wir dagegen haben ihn nur mit der Hälfte eingeschätzt.“

„Ja, der könnt' mehr vertragen, so erbärmlich er immer thut — „der hat's hinter den Ohren“ — „der Neidfragen!“ — „Hundesteuer bezahlt er auch nicht!“ — so scholl's durcheinander.

Der Bürgermeister zuckte mißmutig die Achseln. „Beide haben schon diesmal reklamiert, freilich ohne Erfolg. Und jetzt haben sie mir wieder ganz bestimmt versichert —“

„Glauben Sie ihnen?“ fiel der eifrige Scharf vor-schnell ein. „Neue Befehle kehren gewöhnlich gut.“

„Was ich glaube und denke, darauf kommt's weniger an, den bestimmten Angaben gegenüber,“ erwiderte der Vater der Stadt gereizt.

„Die Sache ist nicht in Ordnung.“

„So zeigen Sie mir einen Weg, sie in Ordnung zu bringen!“

Scharf sah sich verlegen im Kreise seiner Genossen um, doch der Rat war wie er selber ratlos.

Da kam im rechten Augenblick Hilfe von einer Seite, von der man sie am wenigsten erwartet hätte. Dürrast hatte bisher an der Thüre des hohen Winkes geharrt, jetzt trat er in unterwürfiger Haltung näher, legte beide Arme vorschriftsmäßig an die Seiten und begann: „Hochweise Herren, wenn's erlaubt ist, ich werd's herausbringen.“

„Was? Sie? Ihr? Er?“ so riefen je nach ihrer Anredeweise die verschiedenen Ratsberren voll Erstaunen.

Dürrast drückte die sich sträubenden Schnurrbartborsten herab und fuhr fort: „Binnen drei Tagen werd' ich genau wissen, was die Herren Knispel und Wassermann in und außer dem Geldkasten besitzen!“

Noch starzte man den Alten ungläubig an, wie eine Geistererscheinung. Aber dem Bürgermeister schien allmählich eine blasse Ahnung aufzudämmern, er winkte dem Amtsdienner in eine Ecke und verhandelte dort eine Weile leise, aber eifrig mit ihm. Die andern verdrachten sich fast die Hälse, um ein Wörtlein zu erschnappen, es gelang ihnen nicht. Nachdem noch der Tag für die folgende Sitzung bestimmt worden war, gingen sie, aufs freundlichste entlassen, auseinander, d. h. der ganze Rat, nicht jeder einzelne für sich.

Am folgenden Morgen schritt Dürrast, wie ein Fiedelbogen anzuschauen, mit wichtiger Miene und langsamen Schritten auf Wassermanns Haus zu. Unter

dem Arme trug er ein langes Papier und einen mächtigen Gänsefuß hinter dem rechten Ohr.

Das Papier enthielt einseitigen nur Abteilungen mit den Überschriften: „Laufende Nummer, Name, Stand und Wohnort, Vermögen, Eigenhändige Unterschrift.“

Dürraft trat in den Hausflur und klopfte an.

„Herrrein!“

Er folgte dieser Einladung und stand dem dünnen Wassermann gegenüber, der zum Willkommen die Stirne runzelte. Wer sieht Exekutoren, Polizisten, Gerichtsboten und Amtsdienere gern? besonders wenn er schon Zahlbefehle oder Mahnungen durch dieselben erhalten hat. Etwas Ähnliches vermutete der magere Geizhals auch jetzt.

Dürraft, welcher diese Gedanken erriet, sagte schmunzelnd: „Diesmal nicht, Herr Wassermann, diesmal nicht!“

„Was denn sonst?“ rief Wassermann unwirsch. „Etwas Gutes schwerlich!“

Der Amtsdienere hielt ihm den aufgeschlagenen Bogen dicht vor die Nase. „Hier!“ flüsterte er, pfiffig blinzeln, „ein Federstrich von kluger Hand, und er sitzt im Knopfloch und baumelt unterm Loch!“

„Was baumelt unterm Loch?“ quetschte Wassermann mühsam hervor. Eine plötzliche Ahnung hatte ihn ergriffen.

„O weh! die Aufregung reizt mich hin!“ rief Dürraft und schlug sich mit der gehaltenen Hand vor die Stirn. „Muß ich Graubart noch aus der Schule schwatzen! Aber Sie werden einen alten Mann nicht in Angelegenheiten bringen, Herr Wassermann. Bitte, füllen Sie das Formular gefälligst aus. Einen weiteren Auftrag hab' ich nicht. Ich will nichts gesagt haben.“

„Sie haben so viel gesagt, Herr Amtsdienere.“ sprach Wassermann streng, „daß Ihnen nichts übrig bleibt, als mir nun auch alles zu sagen. Ein halbes Vertrauen ist immer schädlich. Ein ganzes werd' ich zu würdigen wissen. Ich bin immer Ihr Freund gewesen, hab' Ihnen die Stange gehalten, wenn ich's Ihnen auch nicht immer gezeigt — d. h. wenn Sie es auch nicht so gemerkt haben. Säß' ich im Stadtrat, Ihr Gehalt wäre längst erhöht. Nun seien Sie aber auch verständig. Heraus mit der wilden Katz! Sprechen Sie frei heraus!“

Dürraft zog ein rotgeblümtes Taschentuch hervor, schneuzte sich, strich die Borsten unter seiner Nase zu recht und sah wie unschlüssig ins Leere.

„Aber wir wollen die Sache nicht so trocken abmachen,“ fuhr Wassermann eifrig fort, „Sie frühstücken mit mir. Da plaudert sich 's besser.“ Und ungestüm riß er an dem Glockenzuge.

Es war Verleumdung, daß er nur von Wasser und Brot, oder gar von der Luft lebe. Diesmal wenigstens setzte er seinem Gaste eine feine Flasche vor, und Würst und Schinken waren auch nicht übel. Der magere Dürraft ließ sich nicht lange nötigen, sondern griff

tapfer zu. Sein Wirt, der seine Ungeduld kaum noch bezwingen konnte, war aus doppeltem Grunde froh, als er endlich Messer und Gabel befriedigt niederlegte. „So!“ rief er, „nun feuchten Sie Ihre Kehle noch mal an und dann schießen Sie los.“

„Aber Sie schweigen, Herr Wassermann?“

„Wie das Grab!“ beteuerte er und legte die Knochenhand auf die Stelle seines mit Leder überzogenen Gerippes, unter der bei gewöhnlichen Menschen das Herz zu sitzen pflegt.

„Nun denn, ich wag's! Sie entsinnen sich noch, daß im Sommer die beiden Herren aus der Hauptstadt hier waren?“

„Natürlich!“

„Und daß ich die unverdiente Ehre hatte, mit ihnen ein Glas zu trinken?“

„Wohlverdient, bester Herr Amtsdienere! Sie sind zu bescheiden. Auf Ihre Gesundheit!“

„Danke schön — der Wein ist wirklich ausgezeichnet. Und daß ich später mit ihnen nach der Freudenwies ging.“

„Weiter!“

„Nein, nicht weiter, aber der Weg war lang genug. Mindestens zehn, zwölf Minuten. Es war warm, und der Herr Oberregierungsrat sind nicht besonders gut zu Fuß.“

„Schön, schön!“

„Das wird er wohl nicht sagen, ha, ha, ha! Doch ich verstehe. Schön also. Unterwegs sprachen die Herren allerlei, sowohl zu mir, als miteinander.“

„Ganz recht, ganz recht, ich hab's aus der Ferne gesehen!“

„Ich hab's gehört, das ist in diesem Fall mehr wert. So erfuhr ich zuerst, daß der Herr Bürgermeister den Orden bekam.“

Wassermann seufzte.

Die Herren lobten ihn und seine Anhänger von wegen der Wasserleitung und des neuen Schulhauses, u. s. w. Sie meinten, für die kleine Stadt sei es aller Ehren wert. Auch unter den Bürgern müsse im allgemeinen ein guter Sinn herrschen, der Anerkennung verdiene.“

„Anerkennung!“ wiederholte Wassermann gedankenvoll, „das heißt wohl einen Orden?“

„Was denn sonst?“ rief Dürraft. „Die Herren sagten es auch grade heraus: ein Bürger, der sich durch Vaterlandsliebe und Gemeinnützigkeit, sei eines Ordens so würdig wie ein Ratsherr oder Bürgermeister.“

„Sehr richtig, sehr wahr!“

„Nur halte es schwer, den Richtigen herauszufinden.“

„Ja freilich,“ stimmte Wassermann atemlos zu.

„Den Reichsten dagegen könne man schon eher herausbringen. Und der Reichste müsse doch ohne Zweifel am meisten zu allen öffentlichen Lasten beitragen und sei also insofern der Würdigste.“

„Aha, schaut's da hinaus?“ rief Wassermann aufgeregt und versank in tiefes Sinnen. Am Gelde hing



Er folgte dieser Einladung.

er sehr, allein er wußte aus leidiger Erfahrung, daß man auch für Geld durchaus nicht alles kaufen kann. Hier bot sich die Gelegenheit zu einem glänzenden Geschäft. Er kämpfte einen schweren Kampf. „Ich brauche ja noch nicht alles anzugeben,“ dachte er und war schon halb entschlossen.

Dürrast, der ihn aufmerksam betrachtete, that einen tiefen Zug und fuhr dann fort: „Kurz und gut, der nächste Orden, der herkommt, fliegt nicht mir zu oder irgend einem andern armen Teufel, darauf können Sie Gift nehmen, Herr Wassermann, sondern einem Reichen, und wo möglich dem Reichsten! Das weiß außer uns bis jetzt nur noch der Herr Bürgermeister, und obgleich die Steuerlisten von diesem Jahr und die alten Angaben vorliegen, hat er doch — auf mein bescheidenes Anraten, darf ich wohl sagen — hat er doch gemeint, es könne vielleicht ein Fertum untergelaufen sein —“

Er lächelte schlau, aber Wassermann war zu erregt, um verständnisinnig wieder zu lächeln, toterntst saß er da.

„— und so sollt' ich noch einmal still zu ein paar Herren hingehen, zu Ihnen und zu Herrn Knispel —“

Der verhasste Name entschied. „Her mit dem Wisch!“ rief er, „mein muß der Orden werden, es koste, was es wolle!“

Die Feder fuhr knarrend über das Papier und Dürrast sah mit stiller Befriedigung 90000 Thaler aus der Tinte fließen.

Während die dicke Zahl trocknete, leerte er das letzte Glas und erhob sich dann.

„Was ich sagen wollte,“ fuhr Wassermann aus seinem Brüten auf — die hohe Selbsteinschätzung ging ihm doch nah — „eins müssen Sie mir noch versprechen, verehrter Herr. Sie legen mir die Liste noch einmal vor, damit ich mich überzeuge, daß keiner mehr gezeichnet hat.“ Er drückte dem Amtsdienner einen Kronenthaler in die Hand. „Jeder Gang zu mir trägt Ihnen ebensoviel ein, in dieser Angelegenheit.“

Dürrast säckelte das große Geldstück grinsend ein, dankte und verschwand. In tiefem Sinnen blickte Wassermann ihm eine geraume Weile nach oder vielmehr die Thür an, die sich hinter ihm geschlossen hatte. „Hätt' ich ihm nur gesagt, daß er bei dem verfluchten Knispel reinen Mund hält!“ fuhr er plötzlich auf. „Nun ist es zu spät.“

Jawohl, Dürrast schoß mit ungewohnter Schnelligkeit seinem nächsten Ziele zu. Guter Wein besüßelt.

Knispel stand breitspurig in der Hausthür und sah mit finstern Blicken den Amtsdienner nahen, der zum Gruße schon von weitem sein Papier schwenkte.

„Was soll's?“ fragte der Dicke mürrisch.

„Sollen's gleich erfahren — aber nicht hier, nicht auf offener Straße, das fehlte noch, ha, ha, ha! Führen Sie mich in Ihre Schreibstube und sorgen Sie, daß die Wände keine Ohren haben!“

Knispel gehorchte schweigend und verwundert; das selbstbewusste, lebhafteste Auftreten des sonst so ernsten und bescheidenen Amtsdienners machte Eindruck auf ihn.

Nun so größer war seine Enttäuschung, als er einen

Blick auf die Liste geworfen hatte. „Wozu die Schereerei?“ knurrte er grimmig. „Hab' ich etwa auch eine Erbschaft gemacht? Bin ich über Nacht reicher geworden? Hab' ich nicht dem Bürgermeister oft genug meine Verhältnisse dargelegt?“

„Sehen Sie doch einmal, was Herr Wassermann angegeben hat.“

„Der magerer Hund! — Waas! 90 000? Wie kommt der Narr dazu?“

„Er wird wohl seine Gründe haben.“

„Wie so?“

Dürrast zuckte die Achseln.

„Nun, was liegt mir dran?“ schrie Knispel verächtlich. „Ich laß' mich nicht fangen, nicht schrauben.“

„Ganz recht!“ sprach Dürrast äußerst sanft. „Ehrgeiz und Neid verbittern das Leben. Man trägt Gold und Silber besser in der Tasche als auf dem Rock.“

Knispel horchte aufmerksam.

„Schreiben Sie also, bitte schön, ganz nach Gutdünken — 25000 waren's bisher, nicht wahr? Es fällt freilich gegen 90000 bedeutend ab. — Hier, Herr Knispel!“

Er drückte ihm die eingetunkte Feder in die Hand, und wirklich füllte der vollgelegene Blutegel Namen, Stand und Wohnort schweigend aus. Dann aber, vor der entscheidenden Abtheilung, machte er Halt. „Dürrast,“ begann er, „Ihr wißt mehr, als Ihr sagt.“

„Dienstgeheimnis!“

„Stuß! Ihr könntet mir einen Wink geben, und kein Hahn kräht darnach.“

„Haben Sie's um mich verdient, Herr Knispel?“ fragte Dürrast erregt.

„Nun, nun, Ihr seid auch ein Hartkopf und da rennt man wohl einmal etwas scharf aneinander. Das kann sich ja bessern; seid nur geschick. Eine Hand wäscht die andere.“ Er wühlte lange unschlüssig in seiner Weintasche und zog endlich ein Fünfundstück hervor, das er dem Amtsdienner hinichob. „Und nun spricht! Wie kommt der Hungerleider, der elendige Geizhals dazu, sich selbst plötzlich so hoch einzuschätzen?“

So gelockt und gedrängt, fischte Dürrast mit biederer Miene, nachdem er sich unverbrüchliches Schweigen hatte geloben lassen, auch diesem Drückeberger sein schlaues erkommenes Märlein auf.

Die Wirkung war großartig. „Was?“ schrie Knispel, braunrot im ganzen Gesicht, „der Schubiak, der Hans Urian ein Ritter! Aber ich will's ihm verfallen! Her mit der Feder!“ Und mit wutzitternder Hand zeichnete er 100000 Thaler in die Liste.

„Wir wollen die Summe ründ machen, schon wegen des lumpigen Wassermann!“ schnaubte er hochmüthig. „Und wenn Ihr durchaus nochmals zu ihm hin müßt — die Bohnenstange wirft mich nicht! Erhalten Sie mich nur auf dem Laufenden, es soll Euer Schade nicht sein.“

Das war ein gewinnreicher Tag für den armen Dürrast, der wie ein langes Pendel zwischen den Häusern der beiden Nebenbuhler hin und her schwankte!

Wassermann las und seufzte; dann gab er seinem



Knispel stand breitspurig in der Hausthür.

Herzen einen Stoß, dem Amtsdieners den zweiten Kronenthaler, durchstich die erste Ausgabe dick und schrieb darüber 110 000.

Als Knüffel zehn Minuten später dies sah, stieß er einen gräßlichen Fluch aus, wiederholte darauf wütend: „Der Lump wirft mich nicht!“ und veränderte recht lesbar seine Zahl in 115 000.

„Das wird's thun,“ meinte er; „drüber hinaus geht der Geizknochen nicht; der Orden ist mein! — Hab' ich Euch weh gethan?“ fragte er aufblickend Dürkraft, denn dieser rieb sich das Ohr, welches Knüffel, im Begriff, die Feder wegzureißen, heftig gezupft hatte. „Nun, schickt nachher Eure Frau einmal her, ich hab' ein paar Meßen Kartoffeln und einen guten Schinken für Euch.“

Dürkraft dankte, wanderte aber noch nicht heim, sondern beschloß, erst den dritten Kronenthaler zu holen, den er auch richtig bekam. Wassermann fiel fast in Krämpfe, als er sich nochmals von dem dicken Bucherer übertrumpft sah. Er sprach kein Wort und kämpfte mit sich selbst. Dann verzog er sein mageres Gesicht zu einem kalten unheimlichen Grinsen und malte bedächtig 120 000 Thaler hin.

„Die Steuerkasse kann lachen! Eine wahre Schraube ohne Ende! Soll man sie noch stärker anziehen, das graulame Spiel noch weiter treiben? Nein! jedes Ding hat ein End,“ eine Wurst sogar zwei,“ dachte der ehrliche Dürkraft. „Man darf den besten Spaß nicht zu weit treiben. Wassermann ist nun einmal der Reichste, so mag er's denn bleiben! Für heut hab' ich genug verdient.“

So trabte er wohlbefriedigt heim, schickte jedoch seine Alte ohne Zeitverlust nach den verheißenen Gewaren aus. Ihrer magern Küche war diese unverhoffte Zugabe hoch willkommen.

Die drei Tage waren herum, die Herren von der Kommission einmal wieder beisammen, da trat Dürkraft mit gerechtem Selbstgefühl in ihre Mitte, schwenkte seine Liste wie eine Fahne über seinem Haupte und legte sie dann auf den Tisch des Hauses nieder.

Ihn begrüßte allgemeines Erstaunen, das sich noch steigerte, als man Einsicht nahm und die endgültig festgesetzten großen Zahlen sah.

Was? Knüffel bejaß 115 000, und der magere Wassermann gar 120 000 Thaler? Das hatte sogar Herr Scharf in seiner kühnsten Annahme nicht vermutet. Aber da stand es schwarz auf weiß von ihrer eigenen Hand durch die wohlbekannte Namensunterschrift bekräftigt! Und diese Heimtückler waren bisher nur auf ein Drittel, ein Viertel ihres wirklichen Vermögens eingeschätzt! Mächtig begütete Leute, ehrlicher, oder leichter zu beurteilen, fleißige Gewerbetreibende und sparame Beamte, ja arme Handwerker, Arbeiter und Dienstboten hatten bisher für den dicken Bucherer und den hageren Geizhals Steuer bezahlt! Das muß anders werden

und zwar sogleich! neu veranlagt, und das so hoch wie möglich! Denen wollen wir's schon besorgen!

Selten waren die hochweisen Herren so tugendhaft entrüstet und zugleich so einig gewesen.

„Wie habt Ihr's nur angefangen?“ fragten sie Dürkraft, „das grenzt wirklich an Zauberei — sagt einmal offen, wie habt Ihr das herausgebracht?“

Er schüttelte geheimnisvoll lächelnd den Kopf und freute sich im stillen seines bedeutend gestiegenen Ansehens.

„Wißt Ihr was?“ flüsterte ihm der Vater der Stadt vernehmlich zu, der wohl eine Ahnung des Zusammenhangs haben mochte: „reicht unverzüglich Eure Eingabe um Gehaltsaufbesserung wieder ein. Jetzt sind mehr Mittel vorhanden.“

Am 24. Dezember waren wieder nach alter Gewohnheit die Stammgäste im Ratsseller beim Frühstücken beisammen; auch die feindlichen Geldbrüder Knüffel und Wassermann fehlten nicht. Der umsichtige Dürkraft benutzte diese ihm gelegene Zeit, jedem seiner beiden Gönner ein großes amtliches Schreiben ins Haus zu bringen — eine persönliche Begegnung war ihm aus gewissen Gründen unerwünscht.

Wassermann blieb ziemlich gelassen, als er bei seiner Heimkehr die Versicherung vorfand, denn er erkannte Hand und Siegel und ahnte den Inhalt. „Das konnte nicht ausbleiben — darauf muß' ich gefaßt sein,“ murmelte er — „aber,“ fuhr er, von einer freudigen Ahnung erfaßt, fort, „vielleicht ist das Pflaster für die Wunde gleich dabei: die Ankündigung, daß ich zum Orden vorgeschlagen bin!“ Und hastig riß er den großen Umschlag auf — ach! das Böse, das er gewittert hatte, war da, ein voll, gerüttelt und geschüttelt Maß, von Trost aber keine Spur! Er knickte zusammen wie ein Taschenmesser. „Sollte der Schurke von Dürkraft — nein, es ist undenkbar, es klang alles so glaubhaft — aber sollte der Hund mich beschwindelt haben, mich?“

Anders nahm der heißblütige Knüffel die Sache auf. In seiner Ungeduld hatte er längst die Tage gezählt,



Das war ein gewinnreicher Tag für den armen Dürkraft.

dem Briefboten jedesmal erwartungsvoll entgegenzusehen — er wußte, ein Orden wird nicht immer durch zwei vornehme Räte überbracht, sondern kann auch in einem Patetchen, in einem starken Briefe kommen — da liegt endlich das große Biered aus derbem Papier, mit dem mächtigen Amtssiegel, hurra! hastig befüßt er es — nein! das ersahnte mit Sammet und Seide gepolsterte Kästchen kann nicht darin stecken — aber jedenfalls die Hauptsache, das Patent! Nun, es hat lange genug gedauert — aber endlich ist nicht ewig, hoch, hoch der neue Ritter! Aber die stolze Freude wollen wir mit aller Behaglichkeit genießen!

Er ließ sich in einem Polsterstuhl nieder, besah den Brief von allen Seiten, warf einen verklärten Blick aus den kleinen Schweinsaugen zur Zimmerdecke empor und schnitt dann ehrfurchtsvoll den Umschlag auf.

„Auch der wird aufbewahrt, für Kind und Kindeskind!“

Aber kaum hatte er zu lesen begonnen, da sank sein Haupt schlaff auf die Brust herab. Die Enttäuschung war zu entsetzlich. Statt mit einem Orden wurde er mit einer ganz ungeheuren Steuererhöhung bedacht!

„Ich ersticke! Uff! Ich halt's nimmer aus!“ stöhnte er. Dann gewann die Wut die Oberhand; er sprang auf und ballte die Faust: „O Dürrast, du Schuft, du Erzhalunke!“

Den verhängnisvollen Brief in der Hand, raste er fort zum Rathause. Ein Glück für den Amtsdienner, daß die Mittagsstunde vorüber und er selbst sicher daheim und dem Ergrimmten nicht im Wege war.

Der Bürgermeister, ebenfalls schon in seiner Wohnung angelangt, blickte dem ungebetenem Besuch befremdet entgegen. „Ist das eine Art?“ polterte Knispel; „das kann doch nicht Ernst sein — soll ich mit Gewalt zu Grunde gerichtet werden, auf einmal? Bei solchen Sprüngen bricht man Hals und Bein —“

Der Bürgermeister ließ ihn toben, ging schweigend an ein Bücherbrett, schlug ein vielbenutztes Handbuch nach und hielt dem Verblüfften kaltblütig das Steuergeket vor: „Hier ist Ihre Klasse, Herr Knispel! Überzeugen Sie sich gefälligst selbst. Und nach Ihrer eigenhändigen, übrigens sehr lobenswerten Erklärung —“

„Aber das war ja nur wegen —“

„Weswegen?“ Der Bürgermeister sprach so sanft und freundlich.

„Der verfluchte Dürrast hatte mir doch gesagt — — Erst die War' und dann das Geld, mein' ich — oder gleichzeitig — ist die Sache wenigstens im Gange, he? Können Sie mir das sagen? Sie müssen's ja wissen, Sie sind selbst Ritter und überhaupt der Nächste dazu — verstellen Sie sich nicht — Sie wissen's von Anfang bis zu Ende!“

Er trocknete sich nach dieser unzusammenhängenden Rede die glühende Stirn.

„Man muß nicht alles sagen, was man weiß,“ entgegnete der Vater der Stadt schlau lächelnd; „das ist meine Ansicht, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen wohlgemeinten Rat zu geben, Herr Knispel. Sie drücken sich nicht allzudeutlich aus, aber vielleicht merk' ich doch, wohin Sie zielen. Ich kann schweigen. Herr Wassermann, wie's scheint, auch, obgleich er noch mehr als Sie zahlen muß — davon beißt nun einmal kein Mäuslein mehr einen Faden ab. Und Dürrast ist im ganzen auch ein stiller Mensch. Ich gestehe, er hat mich selbst in Erstaunen gesetzt. Hoffentlich hält auch er das Maul, wenn er nicht gereizt wird. — Guten Appetit — es ist wohl Zeit zum Essen!“

Knispel starrte ihn finster an, würgte einen Fluch hinunter und trollte sich dann verwirrt heim.

Der Orden blieb auch im neuen Jahre aus, aber die hohe Steuer mußten beide Ritter in spe fortan ritterlich tragen. Dürrast ging ihnen soviel wie thunlich aus dem Wege, blieb auch still und ruhig wie zuvor.

Aber was vier Menschen ganz und alle Mitglieder einer Kommission halb wissen, kann das verborgen bleiben?

Ein dankbares Gemüt oder „Die famose Geschichte“.

Von Wilhelm Fischer.

Unsere Zeit ist verwöhnt und abgestumpft. Erzählt man eine ernste Geschichte, so gähnen die Zuhörer;

bringt man eine köstliche Schmirre vor, so rufen sie: „Meidinger!“, gefällt man sich in einem harmlosen Wortspiele, so schreien sie: „Au!“ und halten die Ohren zu. Da thut's einem ordentlich wohl, zuweilen einmal wieder auf ein kindliches Gemüt zu stoßen, das sich noch über eine Kleinigkeit herzlich freuen kann, und dies seltene Glück wurde mir vor kurzem auf einer Wanderung zuteil.

Ich war abends in einem Wirtshause eingekehrt, wo noch mehrere Gäste am mächtigen Tisch saßen, unter ihnen ein junger Mann, wohlgekleidet, auch ziemlich wohlbeleibt, blond, mit roten Wangen und einem überaus gutmütigen Gesichtsausdruck. Er war der einzige Fremde außer mir, und hielt ich bald im Laufe der Unterhaltung erfubr, und bielt sich Vergnügens halber einige Wochen in dem reizend gelegenen Städtlein auf. Gerade als ich hinter meinem Schöppchen Platz nahm, sagte sein Nachbar, ein Förster, zu ihm: „Morgen kann ich nicht, und übermorgen ist Feiertag, aber wenn Sie am Donnerstag kommen wollen, so zeig' ich Ihnen, wie man Fische gräbt. Den Weg können Sie nicht verfehlen: hier am Hause vorbei durch die Felder auf die Heide — am andern Ende sehen Sie das Forsthaus schon.“

„Sehr wohl! Sehr schön! Sehr gut! Und mir ist jeder Tag recht, ich bin ja jetzt sozusagen ein Freiherr, ha, ha, ha! so lange es dauert. Gewiß, dann komm' ich morgen — wollt' ich sagen übermorgen — das heißt, ich mein' Donnerstag.“

Schon diese Schärfe der Auffassung und des Ausdrucks erweckte ein günstiges Vorurteil in mir, das durch die folgenden Reden des geistvollen Jünglings glänzend bestätigt wurde: „Und da Sie von einer Heide sprechen, Herr Förster, da fällt mir eine famose Geschichte ein — ha, ha, ha! ich hab' schon oft darüber gelacht und muß immer wieder lachen, wenn ich daran denke — es war zu gut! wirklich, eine ganz famose Geschichte!“

Die Gäste rückten zusammen, obgleich für mehrere die gewohnte Stunde des Aufbruchs schon geschlagen hatte, der Förster horchte auf und ich lauschte gespannt, denn eine gute Geschichte ist ein wahrer Fund für mich.

„Ja, man sollt's kaum glauben,“ fuhr der edle Jüngling fort, „aber ich hab' die Geschichte selbst erlebt — es ist schon einige Jahre her — vielleicht vier Jahre — nein! so lang doch noch nicht — es mögen drei Jahre gewesen sein —“

„Kommt es so sehr auf die Zeit an?“ fragte ein würdiger Bürger. Ihm kam's augenblicklich sehr auf die Zeit an, denn nicht nur sein Abendessen, sondern auch seine Frau wartete auf ihn.

„Nicht im mindesten — die Geschichte bleibt ewig gut — aber jetzt weiß ich es genau: es war im vorigen Herbst vor zwei Jahren. Ganz recht, ganz recht, ja — wohl! Im nächsten Herbst werden's drei Jahre.“

Veruhigt im tiefsten Innern, daß er diese wichtige Frage endgültig entschieden hatte, stärkte er sich durch einen Trunk, zog mehrmals heftig an der Cigarre, die zu erlöschen drohte, und fuhr dann zu unserer Freude munter fort: „Nicht gar weit von unserm Gute liegt das meines Veters — Sie kennen doch meinen Vetter?“

„Nein!“ antwortete der Förster lakonisch.

„Was? Sie kennen meinen Vetter nicht? Den kennt ja jedes Kind. Das ist merkwürdig. Sehr merkwürdig und sonderbar!“

Er dachte einen Augenblick tiefsinzig über dieses Rätsel des Menschenlebens nach, bis ihm der Förster

die Lösung durch die Bemerkung erleichterte: „Bedenken Sie, das Landgut Ihres Herrn Vaters ist volle zehn Meilen von uns entfernt.“

„Da haben Sie wieder recht! Das ist auch wahr! Daran wird's liegen. Das macht freilich einen Unterschied. Ganz recht, ganz recht! Sonst — ich kann Ihnen versichern: bei uns ist mein Vetter eine recht bekannte Persönlichkeit. Ich vergesse zuweilen, daß ich nicht daheim bin — ein gutes Zeichen, daß ich mich hier recht wohl fühle, nicht wahr, ha, ha, ha! — Kurz und gut also: mein Vetter wohnt etwa eine halbe Stunde von uns. Das heißt, er ist eigentlich nicht mein rechter Vetter, sondern die Verwandtschaft hängt so zusammen: die zweite Frau seines Vaters — nein! die erste Frau, also seine Stiefmutter, wenn man so sagen soll, aber damals war er noch nicht auf der Welt, diese erste, jetzt längst verstorbene Frau seines Vaters war die Nichte meines Vaters, oder richtiger die Base oder Cousine — man nennt das bei uns alles Nichte. Und so haben wir beide einander Vetter genannt, so lang ich denken kann, und sind diese Freunde — er hat auch oft über die famose Geschichte gelacht.“

„Lassen Sie uns auch 'mal lachen!' bat ein Zuhörer.“

„Sehr gut, ha, ha, ha! Das war wirklich gut! Das war gut gegeben! Also, damit Sie's genau beareifen, sehen Sie gefälligst her.“ Er tunkte den Zeigefinger in den Wein und malte auf den Tisch: „Hier ist unser Haus — dort also wohnt mein Vetter — dazwischen liegt ein Berg, den kann ich nun weiter nicht malen, den müssen sich die Herren dazu denken. Es ist kein besonders hoher Berg, mehr ein Hügel, eine Anhöhe, oder wie man's nennen will. Der nächste Weg von einem Hofe zum andern führt natürlich über diesen Hügel oder Berg und ist nicht zu verschlen; er mag, wie gesagt, eine halbe Stunde weit sein — nun wart einmal! vielleicht sind's auch dreiviertel Stunden — nein! so viel ist es doch wohl nicht — merkwürdig, ich hab' ihn so manchmal gemacht, aber gerade dann achtet man nicht so genau darauf — ja ja, ein halbes Stündchen ist 'was knapp, und dreiviertel 'was viel.“

„Sagen wir vierzig Minuten,“ kam ihm der Förster zu Hilfe.

„Sehr gut! Darauf trinken Sie 'mal, Herr Förster! Sie haben mir, wie man so sagt, das Wort aus dem Munde genommen. Vierzig Minuten, das wird stimmen. Das heißt, um den Berg herum, der Landstraße nach, ist es natürlich viel weiter; das versteht sich von selbst, das liegt auf der Hand. Darum geh' ich auch nie da herum. Fahren, das ist was anderes, aber gehen —“

„Die Geschichte!“ drängte der sich verspätende Ehe-mann, der wie auf Kohlen saß.

„Ja, ganz recht! die müssen Sie noch hören, 's ist wirklich gar zu gut. Also, eines schönen Nachmittags im Herbst, d. h. es war nicht besonders schön, es nebelte stark, man sagt mir so —“

„Was geschah da?“

„Es war gerade Sonntag und ich wußte nicht recht, was ich anfangen sollte, da dacht' ich: Du willst 'mal zu deinem Vetter gehen! Und um das gleich hier einzuschleiben — erfahren hab' ich's natürlich erst später — genau um dieselbe Zeit hat mein Vetter den nämlichen Gedanken gehabt! ist das nicht merkwürdig?“

Da er es durchaus zu erwarten schien, so gaben wir ihm bereitwillig unser Erstaunen über dieses geheimnisvolle und unerklärliche Zusammentreffen zu erkennen, und sichtlich befriedigt fuhr er fort: „Gesagt, gethan! Oder vielmehr gedacht, gethan! Denn gesagt hab' ich's niemanden — halt! doch, meiner Mutter, als ich den Umverock anzog und sie mich fragte: „Wo willst du denn hin? Es ist ja ein Nebel draußen, daß man den Hut daran aufhängen könnte.“ — Ganz recht! Also gesagt, gethan! Durch den Baumhof, durch die Wiese — etwa so! — nun den Berg hinan, in den Wald — der Weg ist beim besten Willen nicht zu verfehlen — jetzt aus dem Wald heraus auf die Heide — wissen Sie, Herr Förster, dadurch bin ich ja an diese famose Geschichte erinnert worden, daß Sie von einer Heide

sprachen, so geht's! Das heißt, was ich jetzt einmal so nenne, das ist eigentlich keine Heide. Heidekraut wächst wenig da, überhaupt nicht viel. Schlechtes Land oben auf dem Berge, man geht und fährt da, wie man will, rechts und links, kreuz und quer — ich glaub', es gehört der Gemeinde — uns gehört es nicht, so viel weiß ich bestimmt —“

„Was ist Ihnen nun eigentlich da passiert?“ dränate einkluggeduldiger.

„Nichts, durchaus nichts! Nur ward der Nebel immer dichter. Aber ich kam glücklich über die Heide, ich kam an den Wald auf der

andern Seite, ich fand auch die Schneise und dachte an weiter gar nichts und ging gemächlich zum Hofe meines Veters hinab. Nun passen Sie auf! Er war nicht daheim. „Ist er dir nicht begegnet?“ fragte seine Frau. Er ist nämlich schon verheiratet. „Nein!“ sag' ich ganz erstaunt. „Sonderbar. Er wollte zu dir und ist schon eine gute Weile fort. Vielleicht hat er sich anders besonnen und ist ins Dorf gegangen.“ Nun gut, sie macht den Kaffee, und wir essen und trinken und schwätzen und verwundern uns, und eh' wir mit dem Kaffee fertig sind, wer tragt da munter wieder an? Mein Vetter! War er im Dorf gewesen? Nein! Hatte er den Umweg über die Landstraße gemacht? Nein! Recta via über den Berg zu mir und zurück. Und wie klärte sich die Sache schließlich auf? Ja, das raten Sie nicht — ich will's Ihnen nur sagen: Wir waren auf der Heide im Nebel aneinander vorbeigegangen! Du lieber Himmel, was haben wir gelacht! Den ganzen Abend — bei der vierten Flasche noch mehr als bei der ersten! Die Geschichte war wirklich zu famos. Ich muß noch lachen, so oft ich mir daran denke.“

Das that er denn glücklicherweise auch jetzt recht



„Die Geschichte war wirklich zu famos!“

herzlich, und merkte darüber die Undankbarkeit seiner Zuhörer kaum. Sie waren leider von dem äsennden und zersetzenden Zeitgeiste angefressen, der jeden Gemüth antränfelt, jede harmlose Freude alsbald verkümmern läßt und nur auf die schärfsten Reizmittel ein schwaches Lebenszeichen giebt. Nicht die sorgfältige Behandlung anscheinender Kleinigkeiten, nicht die liebevolle Ausmalung der feinsten Züge, nicht die Behutsamkeit in der Wahl und Berichtigung der Ausdrücke, nicht die strenge Gewissenhaftigkeit bei Zeit- und Raumbangaben, nicht die geschickte Steigerung und überraschende Lösung der Spannung hatte Eindruck auf die Stumpfen gemacht; alle Kunst der behaglich breiten Darstellung war bei ihnen verlorene Liebesmühe. Der Ehemann warf nach einem mürrischen „n Abend“ die Thür hinter sich zu; auch die andern zerstoben schleunigt und suchten Stock und Hut; sogar der Förster leerte, füllte und leerte sein Glas mit eiliger Geschwindigkeit und machte, sich erhebend, eine langsame Bewegung, als wolle er seinen Anteil an der Beche zahlen, was jedoch der freundliche Jüngling nicht zugab. Bald waren wir beide allein und mein leutselig strahlendes Gesicht löbte ihm soviel Vertrauen ein, daß er lächelnd zu mir sagte: „Nicht wahr, eine famose Geschichte!“ — „Ich habe seit Jahren keine ähnliche gehört!“ antwortete ich aufrichtig und belohnte ihn alsbald durch eine Schnurre, über die meine besten Freunde nicht mehr lachen wollen, die dies dankbare Gemüth aber so begierig einsog, wie empfängliche Gartenerde einen warmen Regen. Dennoch bleib' ich, wie ich wohl fühle, in seiner Schuld, und wenn wir einander je wieder treffen, so will ich ihm lieber zwei meiner ältesten Geschichten erzählen, eh' ich ihn wieder um eine der feinigern zu bitten wage.



Die Geschichte einer Schneeflocke.

Eine Weihnachts-erinnerung an das erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

Es war einmal eine Schneeflocke, die wohnte mit vielen ihrer Schwestern hoch oben am Himmelszelt.

Ihr Standort war dem Himmel so nahe, daß sie manches hörte, was drinnen geredet ward, und

sehen konnte, was dort geschah. Und was sie hörte und sah, gefiel ihr so über alle Maßen, daß sie gern für alle Zeiten dort geblieben wäre.

So war eines Abends, da es schon dämmerte und die vielen Himmelslichter hell flammten, unsere Schneeflocke in den Anblick der Herrlichkeiten des Himmels versunken. Da kam plötzlich auf den Fittichen des Sturmes für das ganze große Heer der Schneeflocken von Gott der Befehl zum Weiterziehen. Und ohne sich

lange zu besinnen und ohne zu fragen: „Wohin?“ setzte sich die ungeheure Menge in Bewegung. Zuerst ging es langsam abwärts, dann immer schneller, endlich ging es in so rasender Eile, daß unserer Schneeflocke Hören und Sehen verging.

Aber wie man sich im Leben an alles gewöhnt, so auch unsere Schneeflocke an die rasche Fahrt. Sie fuhr sich über die Augen und sah im Dunkel neben sich ein anderes Schwesterchen, das mit ihr gleichen Schritt und Tritt hielt. Das war viel erfahrener, hatte schon weite Reisen gemacht und wußte auch, wohin der Weg sie führen sollte. Da hörte denn unsere Schneeflocke, es ginge der Erde zu. Das sei ein großer, runder Ball, ein buckeliges Ding, auf dem Geschöpfe wohnten, die Menschen hießen. So sonderbare Wesen aber, wie die Menschen seien, gäbe es weit und breit nicht. Diese Menschen machten sich viele Mühe und Arbeit; hätten auch viel Zank und Streit; aber sie hätten ein Fest, auf das sie sich das ganze Jahr freuten und für das sie sich wochenlang vorher rüsteten. Das Fest hießen sie Weihnachten. Und wenn der Festtag käme, da läuteten sie mit allen Glocken, und ihre Wohnungen schmückten sie mit grünen Bäumen und erhellten sie mit ungezählten Lichtern. Es sei gar lieblich anzusehen, wie bei diesem Feste die harten Herzen der Menschen weich würden, wie lieb sich Eltern und Kinder hätten und wie freundlich die Reichen für die Armen sorgten. Ja; in den großen Versammlungen, welche in dieser Zeit die Menschen hielten, verkündeten Männer in langen, schwarzen Gewändern ein Wort, das Engel vom Himmel gebracht haben sollen, und das lautet: „Friede auf Erden!“

Gespannt hörte unsere Schneeflocke dieser Erzählung zu. Unterdessen aber waren sie der Erde näher gekommen. Unsere Schneeflocke sah tief unter sich eine große dunkle Masse. Lichter blitzten da und dort auf. Ein dumpfes Geräusch drang von unten herauf in die stille Höhe. Und wie unsere Schneeflocke näher kam, sah sie ein großes Haus unter sich; einsam war es gelegen, auf Bergeshöhe am Waldestrand, mit vielen Fenstern. Zeit zum Besinnen blieb nicht lange und so steuerte unsere Schneeflocke dem Hause zu und kurz besonnen ließ sie sich auf einem der vielen Fenster nieder. Jetzt erst fühlte sie, wie müde sie war; sie mochte sich gar nimmer erkundigen, wo sie eigentlich war. Sie schloß ihre Augen und bald schlief sie so sanft und ruhig wie die Schläfer alle im Hause drinnen.

Es war schon spät am Tage, als unsere Schneeflocke erwachte. Sie war nicht allein, viele ihrer Schwestern neben ihr. Sie machte jetzt weit die Augen auf und sah tief unten im Thal eine Stadt. Ihre Nachbarn sagten ihr, das sei Lahr, und das Haus, an dessen Fenstern sie saßen, wäre das Reichswaisenhaus. Jetzt erinnerte sich unsere Schneeflocke einer Geschichte, die ihr oben am Himmel passiert war. An ihr gingen nämlich einstens zwei Frauengestalten vorüber, die eifrig miteinander redeten und aus deren Zügen eine himmlische Freude strahlte. Unsere Schneeflocke hörte aus ihrer Rede, daß sie Mütter wären, die Gott früh von der Erde weggerufen hätte. Es wäre ihnen so schwer geworden, von ihren Kindern zu scheiden, und ihr Herz wäre ihnen gebrochen, als Gottes Engel sie abgerufen hätte, denn ihre Kinder wären mit ihrem Tode Waisen geworden. Sie hätten selbst ihrer Seligkeit im Himmel nicht froh werden können, weil sie nicht gewußt hätten, was aus ihren Kindern geworden wäre. Jetzt sei ihnen Kunde geworden, daß dieselben in das Reichswaisenhaus verbracht worden wären, wo sie sicher seien und wohl geborgen und wo ihnen das Schönste zuteil

würde, was es auf Erden gäbe: Vater- und Mutterliebe. Und nun seien sie auf dem Wege, um vor Gottes Thron Dank zu bringen, denn ihr einziger und höchster Wunsch sei erfüllt. An diese Geschichte mußte unsere Schneeflocke denken, als sie vom Reichswaisenhaus hörte.

Jetzt aber wollte unsere Schneeflocke erst recht sehen und hören. Neugierig wie sie war, streckte sie sich, so gut sie konnte, und sah durch die Fensterscheibe in das Zimmer hinein.

Klug wie die Schneeflocke war, merkte sie bald, daß da in dem großen Saale etwas Besonderes vorgehen müsse. Tische standen säuberlich gedeckt, mit Gaben reich beladen. Ein großer Baum stand in der Mitte mit Gold und Silber reich geschmückt. Menschen gingen geschäftig ein und aus: es war so, wie wenn man sich zu einem großen Feste rüstete.

Die Schneeflocke wäre um keinen Preis von ihrem Platze gewichen. Sie wollte sehen, was da vorgehen sollte. Endlich, wie der Mittag vorüber war, kamen Damen und Herren aus der Stadt. Sie traten in den Saal; ihr Angesicht war frisch gerötet von der Kälte, aber aus allen Zügen strahlte Freude. Zimmer größer ward ihre Zahl. Festordner eilten hin und her. Endlich schien alles still zu werden, aller Blicke richteten sich gegen die Thüre. Diese ging auf, und herein kamen paarweise Knaben, einer wie der andere gekleidet; der Zug wollte gar kein Ende nehmen. Die Schneeflocke sah es den Knaben gleich an, daß es Kinder waren von verschiedenen Eltern, und hörte aus leise geflüsterten Worten, daß sie aus allen Himmelsgegenden Deutschlands zusammengekommen waren; aber, was der Schneeflocke das liebste gewesen, sie sah, daß sie alle glücklich waren wie Kinder, die Vater und Mutter haben.

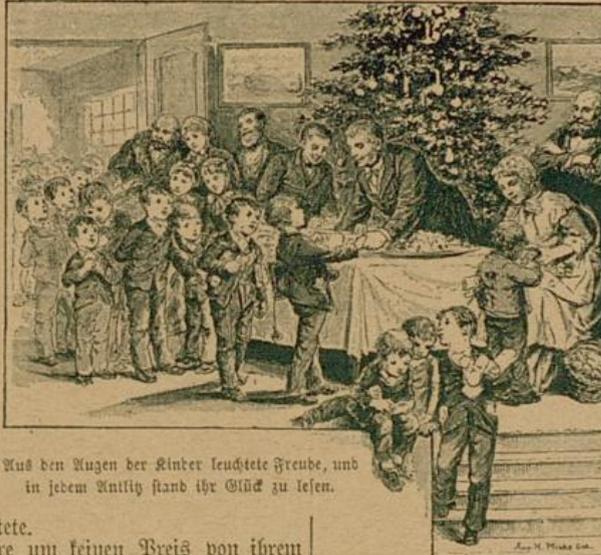
Und nun ward unserem Schneeflöckchen gar feierlich zu Mut. Es hörte, wie die Kinder sangen, und aus jedem Ton klang das Glück, und es hörte, wie Männer mit und ohne großem Vortrage redeten von Gottes- und Menschenliebe, und es vernahm, wie einer zu den Kindern redete, wie ein Vater zu seinen Kindern spricht. Und es sah, wie jedes der Kinder an den Tisch treten mußte und ward ihm sein Teil zugewiesen, und der war nicht klein. Und aus den Augen der Kinder leuchtete Freude, und in jedem Antlitze stand ihr Glück zu lesen, und über ihre Lippen brach es wie jubelnder Dank. Und unser Schneeflöckchen sah, wie dabei manchen der Erwachsenen warm ums Herz wurde, und wie da und dort eine Hand verstoßen eine Thräne aus dem Auge wischte, und doch brauchte sich niemand ihrer zu schämen. Da aber geschah etwas, was den Menschenaugen verborgen blieb, aber unser Schneeflöckchen hat es gesehen. Plötzlich ward es wie stille in dem großen Saale und über Gaben und Geber, über Große und Kleine ergoß sich's wie heller Schein. Und unser Schneeflöckchen sah, wie zu jedem der frohen Kinder

eine Frauengestalt trat. Von der Erde waren sie nicht, denn ihr wallendes Gewand leuchtete wie mildes Licht. Und jede der Frauen sah lange lange auf ihr Kind, und in ihren Zügen lag Behmut, gemischt mit seliger Freude, und auf jedes Kinderhaupt fiel leise eine Thräne.

Dann aber sah unsere Schneeflocke, wie die Frauen ihre Arme um die Kinder schlangen, als wollten sie Abschied nehmen, und wie jede leise den Mutterfuß hauchte auf der Kinder frohe Lippen. Mancher der Knaben aber schaute verwundert auf, als hörte er die Mutterstimme, als fühlte er die Mutterliebe.

Unserer Schneeflocke aber ward es so selig, wie sie es war so hoch da droben an der Himmelsthür, und sie lehnte sich nach dem Sonnenstrahl, der sie verwandelte, wie wir einmal verwandelt werden. Wenn aber der Sonnenstrahl auf

weichem, warmen Arme sie wieder zum Himmel trägt, dann will sie dort verkünden, daß von der Liebe, die Gott hat, ein Strahl auch auf die dunkle Erde gefallen ist, reich genug, um alle zu beglücken, die Großen und die Kleinen, die Kinder, sicher am Elternherzen, wie die Kinder, wohlgeborgen im Waisenhaus.



Aus den Augen der Kinder leuchtete Freude, und in jedem Antlitze stand ihr Glück zu lesen.

Das erste deutsche Reichswaisenhaus.

„Hinkender, wie steht's mit Euerem Reichswaisenhaus?“ So wird mancher geneigte Peter fragen.

Nun, die „Schneeflocke“ hat es euch ja erzählt!! Und als sie, von einem warmen Sonnenstrahl getragen, in die Himmelsräume verschwand, hat sie auch dem lieben Gott Bericht erstattet über all die Herrlichkeiten, die sie erspäht hat in der Christnacht, da sie an einem Fenster des Waisenhauses mit ihrem kristallhellen Auge in die festlich geschmückten Räume blickte. Gut steht's! 79 zumeist unglückliche, verwaiste junge Menschenkinder sind dem Schmutze und dem Elend entrissen und werden zu einem menschenwürdigen Dasein, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen. Unter der liebevollen Obhut ihres wackern Waisenvaters und ihrer sorgsamten Waisammutter bilden sie eine glückliche Familie. Der goldene Familienspruch: „Liebet euch untereinander!“ wird in die jungen Herzen gepflanzt. Und diesen goldenen Spruch werden sie mit in ihr künftiges Leben hinausstragen, und dazu ein gründliches Wissen, das sie in der Volksschule erworben, einen echt religiösen Sinn, den sie ihrem Religionslehrer verdanken, wahre Vaterlandsliebe und eine blühende Gesundheit, die prächtig gedeiht in der herrlichen Luft, bei einfacher, aber kräftiger Kost und bei der Arbeit in Feld und Garten.

79 Kinder aus allen Gauen Deutschlands und von allen Konfessionen! Ein armes 80. Kind ist einer tödlichen Krankheit erlegen und wird als Engel jetzt dem lieben Gott erzählen, wie es gemeint habe, da unten

auf dem Altvater sei schon der Himmel, freilich da oben im Himmel bei dem gütigen Allvater sei es doch noch schöner. — In der Schule zählen die Kinder zu den Braven in Fleiß, Fortschritt und sittigem Betragen, ja einige sogar zu den Besten. Zwei Knaben sind in diesem Frühjahr konfirmiert worden und werden demnächst zu tüchtigen Handwerksmeistern in die Lehre gegeben werden.

Bei der großen Gewerbeausstellung in Freiburg wurde die Waisenschar unserem allberehrteten durchlauchtigen Fürstenpaar vorgestellt. Ihre kleinen Trommler und Trompeter an der Spitze, marschierten die schmucken Jungen Mütterlein aus ganz Deutschland) im Paradeschritt — Augen rechts — an den hohen Herrschaften vorüber, die offenbar über diese Huldigung des „jungen Deutschland“ hoch erfreut waren und sich mit den Kindern und ihren Führern auf die huldvollste Weise unterhielten. Dieser Tag war ein glänzender Sonnenstrahl in dem Leben der Kinder.

Hat der Hinkende nicht recht, wenn er auf eure Frage antwortet: „Gut steht's!“ Freilich, „gut steht's“ auf der einen Seite der Medaille, aber — der liebe Gott und — der Verwaltungsrat wissen es, — die andere Seite der Medaille ist nicht so glänzend. Noch steht das Reichswaisenhaus nicht auf festen Füßen, noch reichen die Zinsen bei weitem nicht hin, die Betriebskosten zu decken, und die jährlichen Beiträge, anstatt mit ihnen das Grundkapital zu vermehren, müssen auf den Verrieb verwendet werden. Das ist noch kein gesunder Zustand. Und diese Beiträge werden auch von Jahr zu Jahr geringer und unsere braven Rechtsmeister haben eine harte Arbeit. Ist denn das möglich nach der Begeisterung, mit der die Eröffnung des ersten Reichswaisenhauses begrüßt und bejubelt wurde? Freilich ist es möglich, es ist eben menschlich. Der Reiz der Neuheit ist vorbei. „Viele Wenig machen ein Viel“ ist gewiß ein ganz schöner Spruch, aber — langweilig. Dieses ewige Sammeln von Cigarrenspitzen, Flaschenkapseln, Propfen und Handschuhen &c. &c.! Und wie viel muß man sammeln, bis man für ein paar Pfennige beieinander hat. Ei, wenn euch das Sammeln zu langweilig ist, so laßt es und opfert einen Pfennig. Wäre es denn etwas so Ungeheuerliches, wenn von den 48 Millionen Deutschen sich 1/2 Million für das Waisenhaus so weit begeistert, daß sie sich zu einem Jahresbeitrag von 10 J. aufschwinge, den sie sich allerdings einmal im Jahr die Mühe geben müßte, einem Rechtsmeister einzuliefern? Mit diesen jährlich 50000 M wäre das Waisenhaus in ein paar Jahren für alle Zeiten und trotz aller Stürme gesichert. Die Armut weiß am besten, wie die Armut thut, und der Hinkende muß es hier mit gerührtem Herzen sagen: von der Armut kommen die meisten Beiträge, freilich nicht dem Werte, sondern der Zahl nach. Mit Spitzen von Havannacigarren und Kapseln von Champagnerflaschen kann der Arme nicht aufwarten. Ein armer Schustergeselle in Schramberg im Württembergischen hat mehrmals jährlich seinen Wochenlohn einsendend, was für ihn soviel heißt, als wenn mancher Reiche Tausende geopfert hätte. Des Herrn Kanzleirats Kathrine — sie ist natürlich auch Rechtsmeisterin — kann als Beispiel dienen, wie man in diesen Kreisen sechten muß. Nach den Schilderungen ihres Herrn ist sie für das Waisenhaus begeistert, und ihren Freundinnen — das sind die Dienstmädchen ihrer eigenen und der benachbarten Straßen — hat sie so viel Herrliches von dem Waisenhaus erzählt, daß alle sich als Rechtschülerinnen eintragen ließen. Auch den Bäckerjungen, den Metzgerburschen, das Milchmädchen, die Butterfrau und

wer sonst noch die Küche des Herrn Kanzleirats betritt, hat sie für die gute Sache gewonnen. Jedes löst seine Fehchkarte für 30 J. Nur bei dem Kaminfeiger scheint die Kathrine auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die zu überwinden sie sich aber nicht scheut hat, das äußerste Mittel anzuwenden, wie ein schwarzer Fleck auf ihren Wangen bezeugen konnte. Auch der Kaminfeiger ist Rechtschüler geworden. Zehn Mark jährlich hat das Waisenhaus der braven Kathrine zu danken. —

Das sind die Scherlein der Armen. Aber der Hinkende will gerecht sein und freudig anerkennen, daß auch von den Glücklichen, die mit Reichtum gesegnet sind, manch reichliche Liebesgabe gesendet worden ist. Es ist ja auch nicht nötig, daß die Reichen stets reiche Gaben opfern, auch mit Kleinigkeiten können sie ihre Teilnahme an dem Gedeihen des Liebeswerkes bethätigen. Es ist ja eine kleine Mühe, wenn der gnädige Herr zu seinem Johann sagt: „Johann, die Flaschenkapseln, die abgelegten Handschuhe der gnädigen Frau &c. sammelst du in einem Kistchen, und wenn es voll ist, trage es in die Fehchkule!“ Und wenn der gnädige Herr dann und wann, so im Vorübergehen, ein Schmerle in das Kistchen fallen läßt, so . . . „Viele Wenig machen ein Viel“ und „Der Waisen Dank Gottes Dank!“

Vorwärts! Den Mut nicht sinken lassen, nicht kleinmütig werden, trotz der Feinde und Spötter unserer guten Sache. Der liebe Gott wird uns auch ferner gnädig sein. Mit einem Extra-Wolfszeng sendet er den Engel der Barmherzigkeit zu uns nieder, daß er unsere Herzen rühre!

„Lasset das deutsche Reichswaisenhaus nicht im Stich!“

Die Reichswaisenhausrechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt und entnehmen wir derjenigen für das Jahr 1887 folgendes:

Die Jahreseinnahmen weisen folgende Posten auf: M. 8256.90 Kapitalzins, M. 1713.77 Verpflegungsbeiträge, beim Hinkenden Boten eingegangene Beiträge M. 2020.96, von der Generalfehchkule geleistete Beiträge M. 19120. — Die Jahresausgaben bestehen im wesentlichen aus folgenden Posten: a. Laffen und Verwaltungskosten (Steuern, landw. Bewirtschaftung, Gerätschaften, Porti, Frachten &c.) M. 1795.05. b. Für eigentliche Anstaltszwecke: M. 25338.51, nämlich für Schulbedürfnisse, Lehrmittel, Gerätschaften und Material zur Hausbeschäftigung der Böglinge M. 303.72, für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal M. 3192.59, für Anstaltsgebäude (Neubau und Unterhaltung) sowie für Anlage der Wasserleitung M. 7722.88, für Hauseinrichtungsgegenstände M. 1247.68, für Bekleidung M. 2140.80, für Heizung und Beleuchtung M. 863.48, für Lebensmittel M. 8140.16, Aufwand für Haustiere M. 1469.22, Krankheitskosten M. 43.66, Beerdigungskosten M. 32.40, sonstiger Anstaltsaufwand M. 181.92.

Bis heute sind an zinstragenden Kapitalien angelegt:

a) In Wertpapieren bei der Reichshauptbank	M. 204958.91
b) Bei der Sparkasse Lahr	„ 10827.41
c) „ „ Lahrer Gewerbebank, G. G.	„ 2500.—
	Summa: M. 218286.32

Dieselben betragen am 30. Juni 1887 „ 214416.98

Mithin Vermehrung im letzten Jahre M. 3869.34

Lahr, 30. Juni 1888.

Die Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses.
Albert Guth.

Eine Arbeiterfamilie.

Humoreske von A. v. Winterfeld.

Herr von Hühnerfeld saß mit seiner Frau beim Morgentasse. Der Mann sah älter aus, als er es war, aber das liebte er, weil es ihm ganz in seinen Kram paßte. Schon beim Regiment hatte er sich als junger Offizier einen alten Rock gekauft, um nicht so blank und neu auszusehen, und als er nachher das väterliche Gut übernahm, vernachlässigte er sich erst recht. Die Nachbarn lachten darüber, aber seine Frau ärgerte sich. Manchmal ging es aber auch wirklich über die Grenze hinaus. Auf Hof und Feld, da mochte es ja noch hingehen, da trug er in der Regel ein Paar grobe Schuhe, Hosen von grauer Leinwand und ein kurzes schwarzes Fäckchen von dünnem Wollzeug; wenn es heiß war, natürlich weder Weste noch Halstuch. Wie erwähnt, zu Hause sagte Frau von Hühnerfeld nichts dazu; aber wenn über Land zum Besuch gefahren wurde, dann zürnte sie manchmal doch, wie er sich angekleidet hatte. Die einzige Veränderung bestand nämlich darin, daß er sich eine alte verwaschene Weste anzog und ein buntes Chemisette vorband. Zuweilen lehrte er es auch bloß um, wenn es ihm noch nicht schmutzig genug erschien. Dazu kamen dann ein Paar hohe, weiße Vatermöder, deren Bänder ihm hinten über den Nacken hingen.

„Aber, Adolschen!“ schalt dann die lebhafteste Pauline, indem sie überall an ihm herumzupfte, „wie siehst du denn wieder aus! Hier ist ein Fleck, und da ist ein Fleck!“ „Mein Kind!“ war dann die regelmäßige Antwort, „die Leute können ja denken, daß ich es unterwegs bekommen . . . bei 'nem alten Mann nimmt man das nicht mehr so genau!“

Und dabei war er jetzt fünfundvierzig Jahre und hätte gern für sechzig gegolten, und so sah er auch aus. Der ganze Mensch hatte etwas Müdes und Träges; alle Augenblick gähnte er, daß ihm der Kopf zitterte, und wenn er gerade nichts zu reden hatte, dann schlief er ein. Seine Frau war ganz das Gegenteil von ihm, lebhaft bei allem, was sie that, und voller Ungebuld bei der Seelenruhe ihres Mannes, den sie liebte, obgleich sie größtenteils gereizt über ihn war. Der übrige Teil der Familie bestand in einer Tochter, Namens Alice, und einem Sohn, der gewöhnlich der kleine Hugo genannt ward. Die Tochter war ein reizender Badschisch und der kleine Hugo ein ungezogener Junge, der sich fortwährend Semmel in den Mund stopfte und mit den Beinen baumelte. Herr von Hühnerfeld hatte sich schon die Pfeife angesteckt und las mit tiefem Ernst die Zeitung, wobei er nicht gestört werden durfte. Pauline, die den Kaffee bereits zu sich genommen, trommelte ungeduldig mit den weißen Fingern auf dem Tisch. Alice träumte und der kleine Hugo stieß seinen Vater mit dem Stiefel gegen 's Schienbein. Der wollte ihm eine Ohrfeige geben, aber er vergaß es gleich wieder, paßte ein paarmal aus der Pfeife auf, daß Pauline das Hüfteln bekam, und studierte dann mit demselben Eifer an seiner Zeitung wie vorhin.

„Die verfluchten Kerls werde ich mir kommen lassen!“ rief Herr von Hühnerfeld plötzlich mit einer Energie, die man sonst nicht an ihm gewohnt war. Dann rührte er mit dem Finger seinen Kaffee um, nahm einen hastigen Schluck und versuchte, in der Tischdecke einen Knoten zu machen.

„Aber, Adolschen!“ schalt die Frau, „was ist denn das? — Die neue Decke!“

Dabei gab sie ihm einen Klaps auf die linke Hand,

was aber Hühnerfeld nur wenig genierte, denn anstatt der Decke zerrte er jetzt sein rotgeblümtes Taschentuch aus dem alten verschossenen Schlafrock, machte sich einen Knoten darein und stopfte es dann wieder weg.

Das fiel weiter nicht auf, das kam öfter vor, daß er sich solche Zeichen machte, um irgend etwas nicht zu vergessen; denn wenn es nachher geschah, war er freuzunglücklich und peinigte sich und andere, bis er's wieder gefunden.

Nun war er fertig, legte die Zeitung weg, reckte die Arme empor und gähnte mit solcher Gewalt, daß ihm Thränen in die Augen kamen und er noch eine ganze Weile mit dem Kopf zitterte.

Da kam der Hauslehrer, Kandidat Simpel, um den kleinen Hugo zum Unterricht abzuholen. Er war ein verkommener Theologe, mager, gelb, mit kurzgeschnittenem schwarzen Haar, etwas zu langem schwarzen Frack, etwas zu kurzen, schwarzen Hosen und einem so weiten schwarzen Halstuch, daß es ihm bis über das Kinn reichte. Die Hände hielt er gefaltet, wie die meisten Theologen thun, und in die welfen Büge hatte er ein ängstlich verlegenes Lächeln gezwängt. Die armen Hauslehrer wurden damals noch recht schlecht behandelt, obgleich die Eltern ihnen das geistige Wohl ihrer Kinder anvertrauten.

Wenn nur der Lehrer gehalten ward, was die Kleinen lernten, war Nebensache; darum bekümmerte sich keine Menschenseele. Hühnerfeld machte noch eine rühmliche Ausnahme, indem er seinen Kandidaten wenigstens nicht geradezu beleidigte, sondern nur auf seine Art mit ihm scherzte, was allerdings auch gerade nicht vom Feinsten war.

„Na, Simplicissimus!“ redete er den Instruktor an, nachdem er ausgegähnt, „muß soll's wohl wieder 'rangingen an den jauern Hering? — Was wollen Sie ihm denn nun heute einfiltrieren? . . . Lateinisch . . . oder Englisch?“

Die gnädige Frau, die schon wußte, was nun wieder kommen würde, ermahnte den kleinen Hugo, daß er gehen solle; da der aber noch eine ganze Semmel zu verarbeiten hatte, lenkte sie wenigstens das Gespräch auf ein anderes Thema.

„Weshalb wolltest du dir denn die Leute kommen lassen, Adolschen?“ fragte sie freundlich.

„Welche Leute?“ gab der Herr Gemahl zurück.

„Na! . . . die verfluchten Kerls, wie du dich ausdrücktest.“

Hühnerfeld machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Welche verfluchten Kerls meinst du? Ich habe keine Ahnung davon.“

„Aber, Adolschen, du hast dir ja noch 'nen Knoten ins Taschentuch gemacht.“

Hühnerfeld holte das rote Ding hervor und betrachtete es mit tiefem Sinnen.

„Keine Ahnung!“ sagte er endlich mit innigster Überzeugung; dann blickte er jeden einzelnen fest an.

„Wißt ihr nicht, Kinder, weshalb ich mir den Knoten gemacht habe?“

Die Damen schüttelten den Kopf; der kleine Hugo hatte den Mund so voll Semmel, daß er nicht sprechen konnte.

„Sie auch nicht, Kandidat?“

Der arme Mensch wurde verlegen und zog die Schultern bis zu den Ohren hinauf.

„Sie wissen aber auch gar nichts! Nun muß ich die ganze Zeitung nochmal durchlesen.“

Das dauerte aber Pauline zu lange; sie brachte erst ihren Sohn mit dem Kandidaten auf den Weg und

dann nahm sie Alice mit in die Küche, damit sie lerne, was einer guten Hausfrau frommt. Die Mütter lehrten damals besser als die Väter.

Nachdem Hühnerfeld noch eine gute halbe Stunde in der Zeitung herumgesehen, sog er, zum Zeichen seiner Aufregung, an der längst ausgegangenen Pfeife und dann schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch. „Da habe ich's ja!“ rief er aus, „da steht ja die Anzeige: Eine Familie, die ausgezeichnet arbeiten kann und schon bei den größten Unternehmungen mitgewirkt hat, ist augenblicklich ohne Beschäftigung. Reflektanten belieben ihre Adresse poste restante unter X. Y. Z. niederzulegen. Es wird ihr Schade nicht sein.“

„Die verfluchten Kerls will ich mir kommen lassen!“ wiederholte Hühnerfeld, als er ausgelesen, mit derselben Energie wie vorher; „meine eigenen Leute bring ich an das Ding nicht ran, und ärgern thut's mich jeden Tag, den es mir unter die Augen kommt. An die Kerls will ich schreiben und das gleich, damit ich's nicht vergesse . . . aber erst gib mir noch 'ne Tasse Kaffee, Pauline, mir ist die Zunge so trocken geworden vom vielen Rauchen.“

Als er aufblickte, sah er, daß er allein war, und wunderte sich.

„Schon ausgerückt,“ sagte er, „na, dann wollen wir die Angelegenheit selbst besorgen.“ Damit stellte er die kalte Pfeife fort, setzte sich an sein Spind und schrieb: „Gut lohnende Arbeit findet sich sofort bei von Hühnerfeld in Muggenrow.“

So, da stand's! — nun Sand darauf, wieder abgeklopft, zusammengefaltet, mit der größten Umständlichkeit ein schiefes Couvert geschnitten, zugesiegelt und Adresse gezeichnet . . . zuletzt geklingelt.

Die Barbeliefe soll sich gleich anziehen und den Brief nach Schnüffelberg auf die Post tragen! hieß es zu dem eintretenden alten Diener, der sich dann mit freundlichen Blicken wieder entfernte.

„Das wäre gemacht!“ setzte Hühnerfeld, als er wieder allein war, hinzu, „nun wollen wir ein bißchen in die Wirtschaft gehen.“ Dann vertauschte er den Schlafrock mit dem kurzen Jäckchen von schwarzem Wollstoff, setzte den verbogenen Strohhut auf und holte sich den dicken Stock aus der Ecke, an dem unten ein kleiner Spaten war, wenn er untersuchen wollte, wie tief die Erde noch voll Feuchtigkeit sei.

Als Herr von Hühnerfeld die steinerne Treppe, die vom hohen Parterre nach unten führt, hinabgestiegen war, blieb er erst eine ganze Weile stehen und überlegte, wohin er sich zuerst wenden sollte. Da war's ihm plötzlich eingefallen, denn er machte ein vergnügtes Gesicht, wandte sich nach links, zog dem lahmen Putzbahn eins über, der kollernd hinter einer jungen Pute herlief, und verließ dann den Hof, um sich seine Kartoffeln zu ansehen, die kraus und üppig bis an den Schafstall reichten.

Als Herr von Hühnerfeld sich tüchtig müde gelaufen, ging er nach Hause und frühstückte; dann sah er noch ein bißchen aus dem Fenster oder schlug Fliegen tot, bis allmählich die Mittagszeit heranfam. Das war immer so. Da wurde gut gegessen und mit dem Kandidaten wurden fast immer dieselben Witze gemacht, und nachher aufs Ohr gelegt, bis der Kaffee gebracht ward. Später kam noch eine Promenade ins Freie und nachher setzte sich Hühnerfeld auf den Perron vor die Thür und sah Menschen und Vieh heimkommen. Das that ihm wohl, wenn alles zur Ruhe ging; die Knechte gingen abgearbeitet auf den Pferderücken, die Kühe gingen brummend an die Wasserleitung und die

Schafe blöckten und wirbelten einen schrecklichen Staub auf.

Nach dem Abendessen saß dann die ganze Familie noch um den runden Tisch herum; Hühnerfeld las einen alten Roman, die gnädige Frau unterhielt sich mit dem Kandidaten, Alice hörte zu und der kleine Hugo schlief. So war es auch heute wieder.

Da ließen sich schwere Tritte auf dem Korridor vernehmen, dann wurde die Thür ungeöffnet, aber mit unendlicher Vorsicht von draußen geöffnet und der alte Amtmann Löhse trat ein, um die Befehle des gnädigen Herrn für den nächsten Tag entgegenzunehmen.

Das war die feierlichste halbe Stunde des ganzen Tages, und sowie sie sich ankündigte, stockte sofort die Unterhaltung; die gnädige Frau wagte sogar nicht mehr zu striden, Alice senkte träumend die Augen, der kleine Hugo gab irgend einen unartikulierten Laut von sich, der Kandidat faltete die Hände, als wenn er beten wollte, und Hühnerfeld mußte erst darauf aufmerksam gemacht werden, daß Löhse da sei. Er schreckte dann leicht zusammen, rieb sich die Stirn, als wenn er seine Gedanken wecken wollte, und sah dann auf den granen Alten, der breitbeinig dastand, als wenn er versteinert wäre.

„Guten Abend, gnädigster Herr Lieutenant!“ sagte er dann mit einer Stimme, die sich anhörte, als wenn sie lange nicht gebraucht worden wäre.

„Guten Abend, Löhse!“ antwortete der andere wie ein Schauspieler, der sein Stichwort bekommen.

Nach dem Anfang trat eine ziemlich lange Pause ein, während welcher der Gutsherr gedankenlos seinen Amtmann anstarrte und der Amtmann seinerseits die Schultern emporzog und mit tiefem Ernst vor sich hin auf die Dielen blickte.

Endlich ermannte sich Hühnerfeld zur Fortsetzung. „Fertig ist ja doch wohl alles geworden?“ fragte er, indem er bei dem Gedanken erleichtert Luft holte.

„Zawohl, gnädigster Herr Lieutenant!“ entgegnete der Amtmann, aus seinem Simmen erwachend, „es ist ja alles wieder so sachte fertig geworden.“

„Na, das ist man gut, Löhse,“ sagte Herr von Hühnerfeld.

„Zawohl, gnädigster Herr Lieutenant!“
Wiederum längere Pause.

„Na, also morgen,“ begann endlich Hühnerfeld abermals, indem er ein nachdenkliches Gesicht machte.

Löhse richtete seine gedrungene Gestalt etwas höher auf, und in den verwitterten Zügen las man deutlich das energische Bemühen, die wichtigen Befehle aufzufassen, die ihm jetzt von seinem Gutsherrn zugehen würden.

„Das kommt allerdings wieder auf das Wetter an,“ fuhr Hühnerfeld mit einer gewissen Besorgnis fort, „ja, wenn das Wetter nicht wäre, Löhse —“

„Ja, dann wäre es allerdings anders, gnädigster Herr Lieutenant,“ meinte der Amtmann, zur Abwechslung einmal nach der Decke blickend.

Es entstand wieder eine Pause, diesmal aber eine kürzere.

„Wenn es regnet, dann ist es immer solche Sache, Löhse,“ setzte Hühnerfeld seine Betrachtung fort.

Der Amtmann legte die Hände auf den Rücken und schien sich den Fall reiflich zu durchdenken.

„Aber wenn es nicht regnet, dann kann Er's ja so machen, Löhse.“

„Ganz wohl, gnädigster Herr Lieutenant!“ antwortete der Amtmann, dem die Sache immer einleuchtender zu werden schien.

„Aber sei Er ja recht vorsichtig dabei, Pöbse,“ instruierte Hühnerfeld weiter, „Er weiß ja, daß ein kleines Versehen dabei oft großen Schaden anrichten kann.“

„Ja, ja, gnädigster Herr Lieutenant, das ist schon gewiß,“ entgegnete der Amtmann, die Stirn in tiefe Falten legend.

„Dann verlasse ich mich also auf Ihn, Pöbse.“

„Ja, das können der gnädigste Herr Lieutenant vollständig.“

„Na! . . . dann weiß Er ja von allem Bescheid, Pöbse, dann mache Er nur alles so, wie ich es Ihn gesagt habe —“

„Ganz wohl, gnädigster Herr Lieutenant!“

„Na, gute Nacht auch, Pöbse!“

„Na, gute Nacht auch, gnädigster Herr Lieutenant!“

Damit drehte sich der alte Mensch langsam und schwerfällig um und hatte schon die Thür aufgemacht, als Hühnerfeld ihn wieder zurückrief.

„Pöbse!“

„Gnädigster Herr Lieutenant!“

„Beinabe hätte ich vergessen . . . wenn die Leute morgen kommen sollten . . . Er weiß doch?“

„Ganz wohl, gnädigster Herr Lieutenant!“

„Dann gebe Er ihnen erst ordentlich was zu essen . . . von nichts ist nichts, Pöbse . . . und dann sollen sie gleich anfangen . . . mit der Geschichte will ich mich nun nicht länger aufhalten —“

„Nein, gnädigster Herr Lieutenant! das kann ich dem gnädigsten Herrn Lieutenant auch gar nicht verdenken.“

„Unsere bekommen wir ja nicht 'ran.“

„Nein, Unsere kriegen wir freilich nicht 'ran.“

„Na, gute Nacht, alter Pöbse!“

„Na, gute Nacht, gnädigster Herr Lieutenant!“

So wurde allabendlich die Uhr des Dienstes aufgezogen. Unordnungen kamen dabei niemals vor, denn am andern Morgen wußte der eine nicht mehr, was er befohlen hatte, und der andere nicht, was er vollbringen sollte.

Nach dem Abmachen des Dienstes ward gleich zu Bett gegangen; das griff an, und alles sehnte sich nach Ruhe. Man sagte sich Gute Nacht und die einen gingen dahin, die andern dorthin. Nach zehn Minuten waren alle Fenster schwarz in dem Herrenhause zu Muggerow.

Am andern Morgen sah man wieder um den Kaffeetisch herum, aber ein bißchen später als sonst, weil Sonntag war. Deshalb war auch der Kandidat dabei, und es gab eigengebathenen Strenghelluchen, auf den Frau Pauline stolz war. In die Kirche wurde heute nicht gegangen; die Herrschaft war erst vorigen Sonntag darin gewesen, und alle vierzehn Tage wäre genug, meinte Hühnerfeld; dabei könnte der Mensch auch selig werden.

Hühnerfeld hatte schon wieder die Zeitung vor der Nase und pufete den Tabaksnebel dagegen, als der alte Diener eintrat und ein ängstliches Gesicht machte.

„Ach Gott, der gnädigste Herr Lieutenant werden entschuldigen,“ begann er endlich.

Pauline mußte ihren Ehegatten erst anstoßen, damit er aufmerksam ward.

„August ist da, Adolfschen!“

„Was will Er? weshalb redet Er nicht? Er hat doch den Mund nicht bloß zum Essen.“

„Ach Gott, der gnädigste Herr Lieutenant werden entschuldigen,“ wiederholte der Diener mit noch größerer Befangenheit als das erste Mal; „aber die Leute wären nun gerade angekommen.“

„Welche Leute?“ fragte Hühnerfeld.

„X. Y. Z. . . an die der gnädige Herr Lieutenant geschrieben haben; die Barbeliese hat ja den Brief auf die Post getragen.“

Nun besann sich der Gutsherr und stand auf. Erst machte er Miene, hinauszugehen; dann zog er es aber vor, die Leute hereinkommen zu lassen. Der alte August ging kopfschüttelnd ab, sie zu rufen.

Sie mußten schon dicht vor der Thür gewartet haben; denn der Eintritt erfolgte sofort. Es waren drei: ein älterer Mann, ein junges Mädchen und ein Knabe. Der ältere Mann trug sehr enge Tricots, welche die Muskulatur seiner Beine deutlich hervortreten ließen, dazu Schuhe, einen schabigen schwarzen Frack, unsaubere weiße Weste und um den dünnen Hals ein brennend rotes Tuch geschlungen. Das Haar war ergraut und das Gesicht sehr gelb und sehr mager. Das dunkle Auge blickte beim Eintritt würdevoll und ernst. Das Mädchen mochte fünfzehn Jahre alt sein, trug kurze Röckchen, hatte nackte, braune Arme, ein hübsches braunes Gesicht mit brennenden schwarzen Augen und dichtes, blauschwarzes Haar, das hinten in starken Flechten bis über die Taille hing. Der Bursche war vielleicht zehn Jahre, ein feder, brauner Bengel, der sich frei und ungeniert umfah. Der ältere Mann stellte den muskulösen, rechten Fuß in die dritte Position, steckte die rechte Hand in die unsaubere, weiße Weste, warf den Kopf zurück und machte eine stolze Verbeugung; das Mädchen machte einen schelmischen Knix und der braune Bengel schlug mit dem Fuß hintenaus.

Hühnerfeld sah sich die Gesellschaft mit deutlich ausgedrücktem Staunen an.

„Sie sind die Arbeiterfamilie, die ich herbestellt habe?“ fragte er endlich.

Der ältere Mann nahm die Hand aus der Weste und tippte sich mit dem Finger auf die Brust.

„Giacomo Maggiorivoglio!“ begann die Vorstellung. Der Gutsherr rieb sich die Ohren, er wußte nicht, was er gehört hatte. Der andere hielt ihn aber für taub und schrie ihn an: „Giacomo Maggiorivoglio . . . Italiano . . . di Chioggia!“

„Ach so!“ meinte Hühnerfeld, obgleich er kein Wort verstanden, „na ja! . . . das ist ja hübsch.“

Der Italiener entschloß sich, doch lieber deutsch zu sprechen, so gut er konnte.

„Und das ist hier mein Doktor,“ setzte er die Vorstellung fort.

„I, Herrje!“ wiederholte der Gutsherr . . . „das ist Ihr Doktor?“

„Ritte dottore!“ schrie der andere . . . „Doktor!“ . . .

„Ich verstehe ja,“ sagte Hühnerfeld, einen Schritt zurücktretend . . . „ich bin ja nicht schwerhörig . . . Ihr Doktor! — Das ist doch aber ein Frauenzimmer . . . bei uns macht man doch ein Frauenzimmer nicht zum Doktor.“

Der Italiener bog sich in den Knien und machte einen Satz aus Nervosität.

„Meine Doktor!“ rief er noch lauter als vorhin.

„Adolfschen! er meinte: seine Tochter,“ erklärte Frau Pauline.

„Na, da soll der Teufel drauf kommen!“ lachte Hühnerfeld, „und der kleine Purzpichel ist wohl Ihr Sohn?“

„Ritte Purzpichel,“ corrigierte der Vater, „mio figliuolo Salvatore, artista superiore, nominato il miracolo del mondo!“

Hühnerfeld sah schon ganz verdutzt aus.

„Gott, was red't der Mensch zusammen!“ sagte er;

„so reden Sie doch wenigstens, daß man's verstehen kann, Herr . . . Herr . . . wie war doch der werthe Name?“

„Maggiorivoglio . . . Giacomo Maggiorivoglio . . . mia figliuola Beatrice e mio figliuolo Salvatore—“

Der Gutsherr trocknete sich den Schweiß ab.

„Schön!“ sagte er, „ist mir ein bißchen zu lang . . . wird auch wohl so geben . . . na! Sie wollen also bei mir arbeiten?“

„Si! . . . sehr gerne, Herr Direktor!“

„Und das Frauenzimmer auch?“

„Oh, si! Herr Direktor! . . . arbeiten ausgezeichnet, die Beatrice.“

„Na, na! . . . Und nun gar der Bub?“

„Das sein die Matadore! . . . miraculo! . . . auf den können Sie stolz sein, Herr Direktor!“

Hühnerfeld blickte fragend auf die andern, zuletzt mit besonderem Nachdruck auf den Kandidaten.

„Ich weiß gar nicht, weshalb er mich immer Direktor nennt,“ sagte er.

Die Anwesenden begriffen es auch nicht, der Kandidat ebenso wenig — den kleinen Hugo amüßierte es.

„Auf die Größe nir ankomm,“ fuhr der Italiener fort, „zum Beispiel, ich sein klein und mager, Herr Direktor sein groß und dicke, aber . . .“

Beidem Wort streckte er den linken Arm aus und schlug sich mit der scharfen Kante der rechten Hand darauf. Dann ließ er Hühnerfeld fühlen.

„Là!“ sagte er, als er die Muskel spielen fühlte.

Als das eine Weile gedauert, nahm er des Gutsherrn rechten Arm, zog ihn gerade, schlug ihm ebenfalls auf die Muskel und fühlte dann.

„Là!“ sagte er . . . „nir!“

„Au!“ schrie Hühnerfeld, „Donnerwetter! Was fällt Ihnen denn ein?“

Der kleine Hugo lachte und Giacomo freute sich über seinen Erfolg.

„Kleine Kerl, aber große Kraft,“ sagte er; dann ließ er sich blitzschnell auf ein Knie nieder, faßte einen Fuß des Stuhles, auf dem der Kandidat saß, hob ihn mit steifem Arm empor und richtete sich selbst dann ebenfalls wieder auf.

Der arme Sempel wurde leichenbläß, klammerte sich mit beiden Händen an den Sitz und machte die Augen zu, weil ihm schwindlig ward.

Der kleine Hugo brüllte vor Vergnügen, Hühnerfeld lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen,

und selbst die beiden Damen konnten sich der allgemeinen Fröhlichkeit nicht entziehen.

Der Italiener wurde dadurch immer dreister gemacht. Mit einem bestigen Ruck warf er den Kandidaten empor und fing ihn dann mit seinen Schultern wieder auf, daß er aussah wie ein großer Affe auf einem kleinen Kamel.

„Là!“ sagte Giacomo, und „là!“ wiederholte er, als er mit unnachahmlicher Grazie den kleinen Salvatore ergriffen und ihn derartig emporgeschleudert hatte, daß er oben auf Sempels Schultern zu sitzen kam. Der wollte nicht schreien, obgleich ihm sehr danach zu Mute war; aber blaß sah er aus wie eine Leiche und zittern that er wie Espenlaub. Erst als ihn Giacomo wieder heruntergelassen, gewann er einigermaßen seine Fassung wieder, zog

sich die hochgerutschten Hosen runter und setzte sich dann still wieder auf seinen Stuhl. Der Italiener verbeugte sich, als wenn ihm Beifall gespendet wäre, und legte die linke Hand auf das dankbar bewegte Herz.

„Nun, Beatrice!“ sagte er dann, „zeigen dich in deine Stärk!“

Das dunkeläugige Mädchen sah im Kreise umher, als sie aber ihren Blick auf dem Kandidaten ruhen ließ, stand der auf und stellte sich hinter den Stuhl der gnädigen Frau. Dort glaubte er sich am sichersten. Er dachte, daß er noch eine Vorstellung geben sollte.

Beatrice hatte aber keine Abhüchten auf ihn gehabt, sondern nahm die noch halbvolle Kaffeekanne und stellte sie sich auf die Nase. Die gnädige Frau stieß einen Schrei der Verjörgnis aus; aber das Mädchen lächelte, legte noch einen Teller auf

den Deckel der Kanne und versetzte ihn durch einfaches Verühren in eine rasende Drehung.

„Là!“ sagte sie mit ihrem wohlklingenden Stimmchen. Als es eine Weile gerasselt hatte, stellte sie Kanne und Teller wieder auf den Tisch und machte einen Knix. Der glückliche Vater verbeugte sich ebenfalls.

„Das war eine kleine Prob', ohne alle Vorbereitung,“ sagte er, „ich denk', der Herr Direktor werde sein zufried!“

Hühnerfeld schien gar nicht zu wissen, was er davon denken sollte, und blieb stumm. Der Italiener nahm das für einen Mangel an Zustimmung und fügte noch eine Kleinigkeit hinzu. Er trat nämlich zu dem dicken Gutsherrn heran und strich ihm leise über die Rippen fort. Hühnerfeld zuckte.

„D! — nicht figeln!“ sagte er.



Der arme Sempel wurde leichenbläß, klammerte sich mit beiden Händen an den Sitz und machte die Augen zu, weil ihm schwindlig ward.

Doch der Italiener strich noch einmal und brachte ein Ei zum Vorschein, das er Hühnerfeld lächelnd hinhielt.

„Là!“ sagte er.

Dann fuhr er mit beiden Händen an dem Armel hinter, als wenn man eine Wurst ausdrückt, und hatte wieder ein Ei zwischen den Fingern.

„Là!“ sagte er.

Der dicke Herr sah stillverwundert zu.

Giacomo holte ihm aus der Vordertasche zwei Eier, aus den Hintertaschen zwei Eier, aus den Pantoffeln zwei Eier und schließlich faßte er ihn an der Nase und brachte auch ein Ei heraus.

Hühnerfeld hätte beinahe geniest, so kribbelte es ihm. „Na, das ist aber merkwürdig!“ sagte er; „ich bin doch nicht im Hühnerstall gewesen.“

„Là!“ sagte der Italiener und machte seine Verbeugung, „wünsche vielleicht noch mehr?“

„Noch mehr Eier?“ rief Hühnerfeld, „nein, ich danke! — ich will Sie ja nicht in Unkosten stürzen; aber nehmen Sie es mir nicht übel, Herr . . . wie war doch der werthe Name?“

„Maggiorigoglio! . . . Giacomo Maggiorivoglio!“

„Na ja! nehmen Sie's mir aber nicht übel, Herr Matschvogel, ich begreife eigentlich nicht, was Sie von mir wollen . . . Sie haben sich als Arbeiter angekündigt —“

„Sinte wir mitte Arbeiter?“ unterbrach ihn der andere . . .

„Sinte wir mitte?“

„Na ja! das ist ja alles recht schön; aber ich fürchte nur, daß Sie meine Arbeit nicht werden machen können.“

„Mit werthe made könne?“ wiederholte entrüstet der Italiener; „zeigen uns, was wir solle made . . . führen Sie uns auf das Terrain, wo wir solle arbeite!“

„Na, meinewegen!“ sagte Hühnerfeld, dann setzte er sich den alten Strohhut auf, holte sich den dicken Stock aus dem Winkel und schritt voran zur Thür.

„Willst du dir nicht erst den Rock anziehen, Adolfschen?“ fragte die besorgte Frau.

„Ach, das ist ja ganz egal!“ meinte der dicke Gutsbesitzer, „hier auf meinem eigenen Hof werde ich mich doch nicht genieren.“

Damit ging er voran, die andern folgten und der kleine Hugo auch. Die Damen wollten nicht mit, Simpel auch nicht — der dachte, es könnte vielleicht noch schlimmer kommen.

Auf dem Hof wurden gerade die Dähsen an den Tränktrog gelassen.

Giacomo suchte sich den Bullen heraus, der viel gedrungener und gravitätischer aussah als all die andern. Dann nahm er einen Anlauf und sprang mit ganz leichtem Auflegen der Hände über das Tier hinweg. Gleich hinter ihm kam Beatrice mit bewunderungswürdiger Grazie und Decenz. Sie hatte nicht einmal die Hände aufgelegt, nur das leichte Kleidchen streifte flüchtig das starke Kreuz. Das Mädchen stand kaum wieder auf festem Grund, als etwas Buntess durch die Luft wirbelte. Es war der kleine Salvatore, der im hohen Bogen und sich dreimal überschlagend über den Bullen und die Schwester gleichzeitig hinwegsprang.

„Là! là! . . . e là!“ rief der beglückte Vater bei jeder der drei Leistungen; dann winkte er Hühnerfeld mit der Hand.

„Na! komme nach, Direktor,“ rief er ihm zu, „komme doch nach!“

„Ich werde den Teufel thun!“ brummte der dicke Herr; „fällt mir im Traum nicht ein.“



„Là! là! . . . e là!“ rief der beglückte Vater bei jeder der drei Leistungen.

Der Bulle, der etwas wie einen Luftzug auf seinem Kreuz gefühlt, sah sich mürrisch um, schlug mit dem Schweif nach der betreffenden Stelle und setzte dann brummend und gravitätisch seinen Weg fort.

Zwischen zwei mächtigen alten Linden führte ein kleines Mauerspörtchen in den Gemüsegarten, der von dem dunklen Grün des ansehnlichen Parkes umrahmt war.

Indem Häuschen dicht dabei

wohnte der alte Amtmann, mit dem Hühnerfeld gestern abend den Dienst abgemacht. Das fiel dem Gutsherrn nun wieder ein.

„Hat Euch denn der alte Böhsse ordentlich zu frühstücken gegeben?“ fragte er.

Bei dem Worte „Frühstücken“ zog es wie ein schmerzliches Gefühl über die braunen Gesichter der Familie. Die Erinnerung machte den Verlust nur noch empfindlicher. Der Vater beherrschte sich noch am besten, aber Beatrice hätte beinahe geweint und der kleine Salvatore zog sich den Ledergurt enger, den er um den Leib trug. Giacomo dachte auch an seine Frau, die zu Hause in der dunklen Kammer saß und darbt.

„Arme, alte Weib!“ dachte er, „sein schon ganze krumm vor Hunger.“

Dann wandte er sich an Hühnerfeld. „Frühstück?“ wiederholte er, „alte Böhs! — Wer sein alte Böhs? Niere gehabte Frühstück!“ —

Der Gutsherr hatte jetzt aber etwas anderes in die Gedanken bekommen und antwortete nicht darauf. Die

Augen geradaus ging er jetzt mit beschleunigten Schritten voran und die andern zottelten hinterher. Nochmal wollte Giacomo nicht auf den Hunger zurückkommen, dazu war er zu stolz. Das angebotene Frühstück würde er genommen haben; erbetteln wollte er's nicht.

So ging es den breiten Steig hinunter, zwischen allerlei Gemüse durch.

Der kleine Salvatore zog verstoßen eine Mohrrübe aus und biß die Hälfte ab. Die andere Hälfte gab er seiner Schwester. Dann kauten beide ganz heimlich, daß es niemand hören sollte.

Nun stand Hühnerfeld still und schmunzelte.

„Das ist das — wie drückten Sie sich doch aus? — das Terrain,“ sagte er, „wo Sie arbeiten sollen.“

Die Gesellschaft sah es schweigend an.

Ein längliches Bierdeck mit hohen Rändern und einer tiefer liegenden Fläche . . . ein gewesener Teich, der sich in dicken Schlamm verwandelt und allmählich mit grüner Enten- grüne überzogen hatte. Auf den Rändern schossen hartes Schilf und brennende Kesseln empor, durch die seit Jahren sich keines Menschen Fuß gewagt. Bei dem Herannahen der Menschen hüpfte ein dicker, ungeschickter Frosch vom Rasen, auf dem er sich gesonnt, ins sichere Dickicht.

„Eine Billard,“ meinte scherzend Giacomo, „wo sein die Kugel und die Stöck?“ Hühnerfeld hörte nicht darauf, sondern verfolgte seine Idee.

„Meine eigenen Leute kriege ich nicht ran,“ sagte er, „was die nicht kennen, damit befassen sie sich nicht, sie haben eine förmliche Furcht davor.“

„Fürkt davor?“ wiederholte der Italiener, „wer sich fürkte, esse seine ordentliche Arbeiter.“

Mit den Worten trat er mehrere Schritte zurück, nahm einen gewaltigen Anlauf und sprang über das Bassin fort. Gleich hinter ihm drein kamen Beatrice und Salvatore.

„Là! . . . là! . . . e là!“ sagte der Alte nach jedem Sprung. Dann verbeugte er sich, die Tochter machte einen Knix und der braune Bengel schlug hintenaus. Der dicke Gutsherr kratzte sich den Kopf.

„Das war ja sehr hübsch,“ sagte er; „aber rüber springen sollen Sie ja nicht . . . das kann mir doch nichts nützen.“

„Kann mir nütze,“ wiederholte der Italiener, „was kann denn nütze?“

„Oben bleiben und dann nach unten gehen.“

Giacomo schien sich den Fall zu überlegen.

„Stehe Kopf?“ fragte er dann; „mir leichter als das,“ setzte er gleich darauf hinzu, „soll gleiche sehn!“ Dann ohne eine Gegenäußerung abzuwarten, sprang er abermals über Schilf und Kesseln hinweg, war aber kaum auf der grünen Fläche zum Stehen gekommen, als er auch sofort langsam zu sinken begann. Im ersten Moment machte er ein bestürztes Gesicht, dann ging er aber sogleich an die Selbsthilfe!

„Bleibe da!“ rief er seinen Kindern zu, „komme schon wieder



Wo sie wie die Wölfe über das schon bereite Frühstück herfielen.

rause!“ Dann zerrte er erst den einen Fuß aus dem zähen Schlamm, dann den andern und fuhr mit großer Kraft und Geschicklichkeit so lange fort, bis er in die Nähe des Ufers kam. Hier konnte er sich aber nur

dadurch vor dem Tiefersinken retten, daß er sich auch auf die Hände niederließ und wie ein großer Affe weiterkroch. Zuletzt raschelte es in dem dichten Schilf und dann stand er wieder aufrecht da.

„Là!“ sagte er, „guck mir Kopf stehe — esse zu weich.“

Gleich darauf schlenkerte er mit den Händen in der Luft herum, als wenn sie ihm weh thäten.

„Haben mich verbrannt scheußliche in die Kessel,“ sagte er, „und haben verloren meine Schuh,“ fuhr er, an sich herunterschauend, fort, „meine neue Schuh — ist mir sehrschmerzliche.“

„Das thut mir herzlich leid,“ meinte Herr von Hühnerfeld; „aber ich glaube, wir mißverstehen uns: ich wollte Arbeiter haben, die mir den Teich ausgraben, und Sie scheinen mir Faxenmacher zu sein.“

„Faxenmade?“ unterbrach ihn entrüstet der Italiener, „erlaube Sie . . . wir sein Künstler und hielte Sie



Aber bei jedem Spatenstich, den er that, freute er sich, wie es seiner Frau schmecken würde.

für einen Direktor von eine ambulante Gesellschaft, der suchte einige ausgezeichnete Arbeiter in die Kunst . . . aber ausgrabe . . . nein! das ist für die Bauer — mitte für uns."

"Na, nichts für ungut, alter Matschvogel!" sagte Hühnerfeld, "das kann ja vorkommen; irren ist menschlich! Geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns wieder Freunde sein!"

Giacomo schlug ein; dann klebten sie aber beinahe aneinander fest.

"Oho!" rief der Gutsbesitzer, "das ist ja der reine Kleister."

Dann rissen sie sich Kohlblätter ab und reinigten die Hände von dem zähen Schlamm.

In dem Augenblick kam der alte Pöbse durch die Buchenhede, nahm die Mütze ab und blieb dann so stehen.

"Das sind wohl die Leute, die kommen sollten?" fragte er nach einer ganzen Weile.

"Jawohl, alter Pöbse, das sind sie," war die Antwort.

Bei dem Namen hatten sich sofort sechs Ohren freudig gespitzt.

"Iffe alte Pöbse . . . mit die Frühstück!" dachte Giacomo.

Die neu aufblühende Freude sollte aber nicht von langem Bestand sein.

"Sie arbeiten aber nicht," setzte Hühnerfeld nach einer Pause hinzu; "es ist ein Irrtum vorgefallen."

"Na, wenn sie nicht arbeiten, dann brauchen sie auch kein Frühstück!" dachte der Amtmann.

Hühnerfeld dachte überhaupt nicht mehr daran. Beatrice stieß einen leisen Seufzer aus und der kleine Salvatore zog sich den Gurt um ein Loch fester.

Der Vater hatte den Seufzer gehört und den Druck gefühlt . . . sie waren ihm beide ins Herz gedrungen. Die armen Kinder hungerten . . . und die Mutter zu Hause . . . das elende, alte Weib

In seiner Brust kämpften zwei starke Gefühle miteinander, aber das eine unterlag schnell.

"Gnädige Herr!" sagte er, nachdem der Sturm sich beruhigt, "ich will grabe aus die Morast . . ."

"Na, dann ist es ja gut," meinte Hühnerfeld, "ich werde es Ihnen anständig bezahlen."

Da kam wieder der Künstlerstolz über den Italiener.

"Aber bloß, um zu fute meine Schuh," setzte er hinzu, "ganze neue Schuh. . ."

"Na ja!" lachte der Gutsherr, "die werden wohl schon unten angekommen sein."

Giacomo stieß ihn vertraulich mit dem Ellenbogen an. "Aber nide spreche darüber zu die Feut," flüsterte er — "nide ruinier' meine Reputation."

"J, Gott bewahre nide!" sagte Hühnerfeld. Nun war der Pakt geschlossen; nun stand die Sache auf einem andern Fuß.

"Jetzt bringe Frühstücke, alte Pöbse!" rief der Italiener, "und dann geh' wir an die Arbeit!"

Der Amtmann führte die Familie in die Gesindestube, wo sie wie die Wölfe über das schon bereite Frühstück herfielen. Aber schon während des Essens hatte der Vater einen Topf unter die Bank gestellt und un-

bemerkt immer die besten Stücke hineingethan. Dann, als alles verzehrt war, band er den Topf in ein altes Tuch und gab es seinem Knaben.

"Salvatore!" flüsterte er ihm zu, "made dich auf und geh nach Haus . . . bring das alte Mutter . . . soll essen, daß ihr die Augen übergeh!"

Dann gingen sie ihm aber selbst über und er mußte einen Augenblick innehalten.

"Aber subito!" feste er hinzu. Im nächsten Augenblick war der Junge bereits verschwunden, ohne daß es jemand bemerkt.

"Wo ist denn der Burzpichel?" fragte Hühnerfeld, als er ihn vermißte.

Jetzt ging der Italiener auf den Scherz ein.

"Burzpichel komme gleich wieder," antwortete er, "isse gleife wieder da."

Dann ging's an die Arbeit; aber bei jedem Spatenstich, den er that, freute er sich, wie es seiner Frau schmecken würde . . . der arme alte Weib.

In vierzehn Tagen waren die Schuhe wieder an den Füßen und dreißig harte Thaler in der Tasche. Da ging die kleine Familie lustig von dannen . . . man muß auch einmal auf andere Art zu arbeiten verstehen. —

Cante Lorchchen.

Von Eleonore U. A. Kram.

"Gute Wiße wollen gemacht sein,
Und gute Geschichten wollen erdacht sein."



enn das Wort von Anfang bis zu Ende wahr ist, so wird meine einfache Erzählung sicher nicht zu den guten gezählt werden können, da sie den Inhalt eines Menschenlebens — und zwar des meinigen — wiedergibt.

Ich alte Mühme habe bislang nie daran gedacht, je die Feder zur Hand zu nehmen, um mit ihr eine Zeile für den Druck zu schreiben. Auch jetzt noch habe ich es lange nicht über mich zu bringen vermocht, den vielen Leserinnen unter dem großen Leserkreise des Dinfenden eine Generalbeichte abzulegen. Indessen hat es mir nicht unmöglich ers-

scheinen wollen, daß ich dieser oder jener meiner teuren Mitteilwestern einen Dienst erweise, indem ich sie durch Mitteilung meines Lebensganges davor bewahre, gleich mir vom rechten Wege abzuweichen, wofern ihr jemals dazu die Versuchung nahe treten sollte. In den Dienst der Menschheit den Rest meiner Erdenpilgerfahrt zu stellen, habe ich mir ja dereinst in ernster Stunde ge-

lobt; und diesem Gelübniße soll kein Opfer zu schwer fallen. —

Es gab eine Zeit, — wie lange sie doch hinter mir liegt! — in der ich ein ebenso lebensfrohes Mädchen war, wie du entweder noch eines bist, liebe Leserin, oder nur je eines gewesen sein kannst. In daseinsfreudigen Zügen genoß ich meine Jugendjahre, und auch nicht einmal bin ich mir damals des größten Mangels in meinem Kindesleben bewußt geworden: der leitenden Hand einer fürsorgenden Mutter von klein auf entbehrt zu haben. Großmütterlein war mir eine treue, wenn leider auch oftmals gar zu nachsichtige Führerin bis zu dem Zeitpunkte, da ein anderer, kräftigerer Arm mir Stütze für den fernern Lebensweg bot.

Ich weiß nicht, war in jener Stunde, in der ich Großmütterchen Lebewohl sagte, um ihm, dem theuren, so herzlich geliebten Manne als Hausfrau ins neue Heim zu folgen, die Trauer des Abschiedes oder die seltsame, stolze Freude größer, meinem Bruno nunmehr auf ewig angehören zu sollen. Aber das weiß ich, daß mir der Abschied vom Vater nicht allzu schwer gefallen ist.

Der gute Vater!

Für mich, und nur für mich hat er sein lebenslang geforgt und sich bemüht; meinetwegen hat er den verwaisten Platz meiner früh verstorbenen Mutter an seiner Seite leer gelassen bis zu seinem Tode. — Wenn er in Geschäften nach fernem großen Handelsplätze, wie das so oft vorkam, verreist gewesen war, so hatte er nie vergessen, „seinem Zierpüppchen“ irgend eine Gabe mitzubringen. Bald war's ein seidenes Tuch, bald ein prächtiges Kleid, bald ein schmuckes Häubchen, bald ein kostbarer Shawl — wie's der Zufall zu einem bunten Durcheinander eben zusammengewürfelte. Dem Vater machte es ersichtlich nicht weniger Vergnügen als seinem einzigen Kinde, wenn dieses mit dem neuen Schmucke vor dem großen Salonspiegel stand und sich selber Schmeicheleien sagte. Viel Zeit hat der Vielbeschäftigte mit seinem Liebsteine zwar niemals verändelt.

„Wenn's Geschäft soll vorwärts gehen,

Darf der Herr nicht müßig stehen!“

war eines der gereimten Lieblingsworte, deren mehrere er gern im Munde führte. War's nach dem Worte gegangen, so hätte die Firma „F. N. Aberle & Co.“ in steter Blüte bleiben müssen; denn Ruhe und Raft hat sich das Haupt derselben bis an sein Lebensende selten genug gegönnt. Und doch kam eine Zeit, — wie gut, daß er sie nur in ihren allerersten Anfängen erlebte! — in der sein sauer erworbenes Hab und Gut in alle vier Winde verklog. Ein Trost hätte es ihm sein müssen, daß sein Kind als Gattin eines gut besoldeten Staatsbeamten Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft besaß.

Hätte ich sie mir nur nicht selber zerstört, diese Zukunft!

Mein theurer Bruno that seit Anbeginn unserer Ehe alles, was er mir an den Augen absehen konnte. Wir lebten in der That wie im Paradiese; wenigstens hätte ich damals kaum anzugeben vermocht, was ein Engel außer seinen zwei Flügelein vor mir voraus haben könne.

Unsere Wohnung war aufs stattlichste eingerichtet. Es fehlte in ihr weder irgend ein größeres Möbel, noch die niedliche Stuhuhre oder das seidengestickte Fußbänkelein — alles war da; das Nützliche sowohl wie das Angenehme. Welch ein Vergnügen gewährte es mir aber erst, in diesem wohligen Heim musterhafteste, peinlichste Ordnung zu halten! —

Aber doch kannte ich noch ein größeres Vergnügen: mich selber zu putzen. Zwar machte es mich auch glücklich, wenn ich Bruno abends eine unserer frischge säuberten Stuben zeigte und er mir mein Tagwerk mit einem herzlichen Kusse lohnte. Doch stolz wie eine Königin war ich, sobald ich ein neues Kleid anproben und an Bruno die schelmische Frage richten konnte, wie ihm seine kleine Frau darin gefalle, und er mich dann in die Arme schloß mit der Versicherung: „Prächtig wie immer!“ Das „wie immer“ hätte ich freilich lieber nicht gehört, denn mir selber kam ich ungeputzt stets recht garstig vor. Was auch wußte ich zu jener Zeit davon, daß es ein anderer Schmutz ist, der Frauen und Mädchen weit mehr ziert, als aller äußerer Tand zusammengenommen!

So lange mein guter Vater lebte, konnte ich meinem Bruno die vermeintliche Freude oftmals bereiten, vor ihm unvermutet neugekleidet zu erscheinen. Als der Gute aber die Augen für immer geschlossen hatte und sein Vermögen fast gleichzeitig durch die Untreue seines Geschäftsteilhabers bis auf einen spärlichen Rest zusammengeschnitten war, da waren jene schönen Tage für immer vorüber.

Daß ich es damals nur eingesehen hätte!

Hätten wir doch mit den Überbleibseln des väterlichen Vermögens in unsern Kreisen noch als wohlhabend gelten können. Leider aber mangelte mir jeder Überblick über Geldverhältnisse, und Brunos Liebe zu mir ging so weit, daß er mir keine Bitte abzuschlagen vermochte. Nicht weniger oft, wie früher zum Vater, kam ich nun zu meinem Manne mit Bitten um neue Kleider, Hüte, Mäntel u. dgl. Wenn der Herzensgute in erster Zeit mir alle solche Wünsche erfüllte, so hat er sicherlich der Meinung gelebt, meine Freude am Putz, meine Putzsucht, werde sich nach und nach von selber verlieren. Vergebliches Hoffen! Wenn die Frau Rentamtmanne ein neues Kleid hatte, flugs mußte ich ein noch besseres bekommen; und wenn die Frau Rechnungsrat eine neue Haube zu tragen begann, wie hätte ich dann zurückstehen dürfen! Und so in allem. Wollte Bruno mir einmal etwas versagen, so wußte ich so lange zu bitten und zu betteln, bis er „seinem Schmeicheltäschen“ nicht mehr widerstehen konnte. Als das Mittel späterhin nicht mehr verlangen wollte, machte ich vom entgegengesetzten Gebrauch: ich begann, tagelang zu schmollen. Des lieben Friedens willen gab Bruno dann regelmäßig nach. Für Vorstellungen, daß meine Putzsucht unsern wirtschaftlichen Zusammenbruch herbeiführen müsse, hatte ich kein Ohr.

So waren zehn Jahre gekommen und vergangen.

Bruno war nicht mehr allerzeiten gleich zärtlich gegen mich, wie er es vordem gewesen. Mürrisch, unwirsch sah er manchen Abend in der Sofaecke und blickte gedankenlos über ein aufgeschlagenes Buch oder über ein Zeitungsblatt hinweg. Offenbar drückte ihn irgend ein geheimer Kummer; fragte ich ihn aber nach dem Grunde seiner Verstimmung, so wies er mich kurz ab.

Leider hatte ich's von Anfang unserer Ehe an verabsäumt, mich in allen Dingen zu seiner Vertrauten zu machen. Wenn er mir in jener Zeit von seinem Wollen und Können, von kleinen Widerwärtigkeiten oder erfreulichen Erfolgen im alltäglichen Leben berichtete, so hörte ich nur mit halbem Ohre auf ihn. Allerdings sprach er nicht selten von Dingen, die meinem Anschauungskreise fernere lagen; aber anstatt daß ich mich als seine Lebensgefährtin bemüht hätte, mich in seinen Wirkungskreis hineinzuleben, gähnte ich mitunter während seines Erzählens ganz ungeniert oder bat ihn gar,

mit mir lieber von Sachen zu sprechen, die ich als Frau verstände. So war es gekommen, daß mein Mann sich je länger, desto mehr in sich selber zurückzog, daß er mit sich abmache, was anderswo zwischen Ehegatten besprochen und beraten wird. — Wie also konnte ich jetzt mit einemmal Anspruch darauf erheben, Vertraute meines Mannes sein zu wollen! Und sicherlich würde ich's doch noch geworden sein, hätte ich ihm das Vertrauen nur abgeschmeichelt, wie zu andern Zeiten neue Kleider. Statt dessen lehrte ich vielmehr die Bekränkte gegen ihn heraus.

„Ich fühle es nur zu gut, wie du es mich entsetzt läßt, daß wir ohne Kinder bleiben!“ so klagte ich ihn ohne Grund an, obwohl er es mir unzählige Male versichert hatte, so gern er auch einen Sohn, eine Tochter sein nennen würde, so habe er mich nicht minder lieb, da ihm dieser Wunsch versagt bleibe.

Wieder hatte ich eines Abends meinem Manne diesen haltlosen Vorwurf gemacht.

„Wenn du's denn durchaus erfahren willst, was mich bedrückt, und erfahren mußt du es ja doch bald genug: wir haben Schulden, und zwar viele Schulden, so viele, daß ich für meine amtliche Stellung das Schlimmste zu befürchten habe,“ gab er endlich Auskunft.

„Schulden? Wir?“ fragte ich erstaunt, „wie ist das bei unserm einfachen Haushalte möglich?“

„Einfach nennst du unsern Haushalt!“ erwiderte mein Mann ernst und gemessen. „Denkst du auch an den großen Aufwand, den du für deine Person schon machst? Dort ist der hauptsächlichste Punkt, in dem wir zu sparen beginnen müssen. Vorchen, ich bitte dich herzlich, sei mir hierin endlich zu Willen,“ bat Bruno; „es ist der sicherste Weg, der uns allmählich in geordnete Verhältnisse führen kann.“

„Soll ich aber zurückstehen hinter meinen Jugendfreundinnen?“ entgegnete ich; „sieh sie doch an, die Frau Fabrikant Münch, die Frau Kommerzienrat Sang und alle die übrigen, wie oft sie neugekleidet sind! Werden sie den Umgang mit mir nicht abbrechen, wenn ich weniger als bislang auf mein Äußeres gebe?“

„Wir werden wenig verlieren an diesem Umgang, Vorchen; denn ein Beamter mit seinem verhältnismäßig geringen Einkommen hat in solchen Kreisen zumeist das Gefühl, als werde er darin wohlwollend geduldet, zumal Geld und Bildung, ich meine die wahre, die Herzensbildung, so sehr selten beieinander zu finden sind.“

„Ich bin's aber dem Andenken meines seligen Vaters schuldig, auch fernerhin in jenen Kreisen zu verkehren,“ gab ich Antwort.

„Du täuschst dich, Vorchen; dein Vater war viel zu viel Kaufmann, als daß er sich bei gleichen Kasserverhältnissen nicht auf meine Seite geschlagen hätte. Angenommen aber auch, du wärest im Rechte, dann bedenke, daß du mir, deinem Manne, das Gegenteil schuldig bist.“

„Auch der Mann hat gegen die Frau Pflichten,“ gegenredete ich. „Du sprichst nur von den Pflichten der Frau, denke statt dessen auch ein klein wenig an die deinigen, zu denen vor allem die gehört, deine Frau standesgemäß aufzutreten zu lassen.“

Auf solche Weise konnten wir unmöglich zur Übereinstimmung gelangen. Das sagte sich Bruno sicher auch, und darum wohl schwieg er.

Etwa vierzehn Tage später kam mein Mann mittags vom Amte, warf den Hut verdrießlich auf einen Stuhl, anstatt ihn seiner Gewohnheit gemäß hinzuhängen, und erzählte voll Erbitterung: „Dieser Monsalo ist der ab-

geheimste Verräther, der mir je vorgekommen. Ehe sich's nur jemand versehen konnte, hat er dem Direktor die auf unser Amt entfallende außerordentliche Zuwendung bereits abzuliebedienern verstanden. Unserem steckt tief in Schulden und geht leer aus, während der Schlauberger von Jahr zu Jahr Geld ausleiht, allwöchentlich bis zu drei Abenden mit dem Direktor im Wirtshause am Spieltische verbringt, und doch der Bevorzugte geworden ist.“

„Nun, da muß er neben den aufgezahlten Eigenschaften auch wohl Fleiß und Geschick zur Genüge besitzen, um seinen Dienst besser als seine Amtsgenossen verrichten zu können,“ bemerkte ich.

„Ja, das Geschick besitzt er freilich, dem Vorgesetzten eine gute Meinung von seinen Leistungen beizubringen, was zwar nicht allzuschwer hält, da des Direktors wegen das ganze Amt unbemerkt gestohlen werden könnte, weil er selten genug auf daselbe geht. Aber Treumann nennt jene außerordentlichen Zuwendungen recht bezeichnend „Charaktersalbe“, weil er behauptet, wer von unserem Amte ein einziges Mal damit behandelt worden sei, dem schwinde Charakterfestigkeit wie Schnee vor Frühlingssonnenstrahlen.“

„Zawohl,“ warf ich gereizt ein, denn ich konnte den von meinem Manne genannten Treumann nicht leiden, „und das Spiel mit dem Herrn Direktor an den zwei oder drei Wochenabenden nennt er den „Beförderungsbis“, weil zufällig drei von der Partie ins Hauptamt befördert worden sind.“

„Und da hat Treumann wieder recht,“ behauptete Bruno.

„Bei dir hat Treumann leider immer recht, und deine Frau hat ebenso oft unrecht.“

„Vorchen, du weißt, daß ich auf Treumann nichts kommen lasse,“ erwiderte mein Mann mit Nachdruck. „Er ist der tüchtigste Beamte unseres Bezirks und versteht zehnmal mehr als alle drei zusammengenommen, die ihm beim Aufsteigen vorgezogen worden sind. An seine Ehrenhaftigkeit hat überdies auch noch nicht einer von seinen ärgsten Feinden gezweifelt.“

„Ich aber mag den verbissenen Rechthaber nicht leiden, also, bitte, verschone mich mit ihm,“ fuhr ich ganz erregt dagegen auf. „Am vorigen Sonntag kam er lediglich deswegen mit seiner Frau zu uns, damit ich mich über deren neue Mantille ärgern sollte. Aber ich habe ihm und seiner langen Lotte den Gefallen nicht entfernt gethan.“

„Ist vor deiner bösen Zunge nicht einmal die herzensgute, stille Frau Treumann mehr sicher, Lore?“ gab mein Mann wider seine sonstige stille Weise etwas heftig Antwort.

Dadurch wurde ich erst recht gereizt, weil ich nur zu gut fühlte, wie sehr ich diese Zurechtweisung verdiente.

„Dir wäre besser,“ so sprudelten die Worte förmlich aus meinem Munde, „du hingest dich nicht an die Treumannsche Sippchaft, sondern trachtetest statt dessen dahin, dir mehr als bislang die Gunst des Herrn Direktors zu erwerben. Der Umgang mit Treumann kann dir dazu nur hinderlich sein. Wie gut hätten wir die fünfzig Thaler gerade jetzt gebrauchen können: denn wie sehr mir eine Mantille not thut, wirst du schon bemerkt haben, obwohl du für mich freilich keine Augen hast; und mein Wintermantel und mein Pelzschmuck sind auch abgetragen.“

Es sind sicher noch nicht alle die bösen Worte, welche ich in jenem Augenblicke vorbrachte. Aber daß ich nicht zu meinen Gunsten darunter ausgewählt habe, dessen bin ich mir bewußt. Ich will mich um kein Haar besser

darstellen, als ich gewesen bin, sondern ehrlich und offen bekennen, womit ich gesündigt.

Bruno schwieg auf meine lieblosen Anklagen; nicht, weil er sich schuldig wußte, das fühlte ich sehr gut, sondern weil er das Nutzlose des Streitens einlah. Treumann, der in unserm ehelichen Zwiste eine Rolle gespielt, war ein Jugendfreund meines Mannes.

In einem weltverlorenen atmärkischen Dörflein waren beide als Nachbarfinder aufgewachsen; der eine, Bruno, als Sohn des Lehrers, der andere als „unfultivierter Bauernjunge“, wie Treumann selber sich gern ausdrückte. Beide Knaben hatten dann das Gymnasium des nahen Landstädtchens besucht. Dieselbe Neigung hatte später beide denselben Berufe zugeführt, und mit Recht konnten sie sich scherzend die Unzertrennlichen nennen.

Treumann war ein pflichttreuer, kernnisreicher und umsichtiger Beamter, den man allseits als tüchtige Arbeitskraft schätzte. Die Besten der Beamtenschaft hatten ihn außerdem seines geraden, furchtlosen Wesens wegen gern, weimgleich sie manchmal lieber gesehen hätten, daß er im eigenen und aller Nutzen seine Zunge mehr gezügelt hätte. Er sagte, was er dachte, — um es mit einer Alltagsredensart kurz und bündig auszudrücken. Das aber trug ihm noch die wenigste Feindschaft bei seinem Vorgesetzten ein, sondern die Art, wie er es sagte, die war's, welche denselben je länger, desto mehr gegen den rücksichtslosen Unterbeamten erbitterte. Treumann geißelte die mannigfachen Schwächen seines Vorgesetzten mit beißendem Spotto. Es war seiner Zeit Stadtgespräch geworden, in welcher derber Weise der Untergebene den Vorgesetzten wegen dessen geringer Pflichttreue verhöhnt hatte. Beim fünfundsanzwanzigjährigen Jubiläum des Direktors wollte das Kollegium demselben ein Sofa verehren und wurde Treumann mit dem Ankauf beauftragt. Zur bestimmten Stunde ließ derselbe ein Schlafsofa, einen sogenannten „Kaulenzer“, in die Wohnung des Jubilars schaffen. In der Festrede, die der wortgewandte Treumann namens seiner Kollegen hielt, versprach er sich absichtlich, indem er dem lässigen Vorgesetzten wünschte, derselbe möge recht oft während seiner Dienststunden auf dem „Kaulenzer“ der Ruhe pflegen. Die nachfolgende Verbesserung des beabsichtigten Sprachschmuckers, es habe heißen sollen „nach denselben“, machte die verblüffende Wirkung nur noch wirksamer.

Eine andere Schwäche des Direktors wußte Treumann in noch schärferer Weise zu geißeln. Ersterer hatte nämlich, obwohl verheiratet und Vater einer herangewachsenen Tochter, eine besondere Vorliebe für alle weiblichen Wesen, wofern sie nicht gar zu alt und häßlich waren.

Doch hiervon später ausführlicher, da die hierdurch bedingte Ritterlichkeit des Herrn Direktors für Bruno und mich verhängnisvoll werden sollte.

Die Beamten unseres Sprengels begingen in jedem Winter zwei Festlichkeiten. Es ging auf denselben nicht besonders hoch her. Ein gemischter Chor, dessen Mitglieder den Beamtenkreisen angehörten, sang einige Lieder; ein Liebhabertheater brachte in der Regel ein kleines Lustspiel zur Aufführung. Wer von den Teilnehmern sonst noch irgendwie Beruf oder Neigung verspürte, trug nach besten Kräften zur allgemeinen Erheiterung bei, bis dann im zweiten, von uns jüngern Damen bevorzugten Teile des Festabends ein Tanzkränzchen folgte. Die Musik hierzu war einfach genug; man tanzte nach den Weisen einer Geige, welche von einem in gedrückten Verhältnissen lebenden Unterbeamten auf dem Spinett begleitet wurden.

Mir gewährten diese Wintervergnügen erwünschte Ge-

legenheit, mit einem neuen Ballstaate, einem eben gekauften Schmucke, zu paradien.

Im teuren Jahre 1847 war es, als wir wieder eines dieser Winterfeste begingen. Anfangs hatte man die Abhaltung desselben aufsetzen wollen, allein schließlich war eine Einigung dahin erzielt, der traurigen Zeit wegen nur einmal, anstatt sonst zweimal zu feiern. Um auch dabei den einzelnen noch möglichst wenige Kosten zu verursachen, war statt des sonst üblichen Weinzwanges für diesmal sogenannter „Bierzwang“ auferlegt worden. Damit niemand dagegen sündige, war dem Wirte bei einer Strafe von fünf Thalern für jede Flasche untersagt, Wein zu verabfolgen.

Unsere Klasse wies in jenem Winter besonders tiefe Ebbe auf, und war Bruno darum erst nach einem heftigen häuslichen Zwiste zu bewegen gewesen, mit mir das Fest zu besuchen. Ich trug ein funkelnelneues rosafarbenes Kleid, in welchem ich von dem gesamten Damenkor abstand.

Die Frau Kanzeleirat flüsterte bei meinem Erscheinen im Saale der Frau Bezirksinspektor neben mir laut genug zu, damit ich es nicht etwa überhören konnte: „Wie sich die Modepuppe wieder herausgeputzt hat; sie scheint noch auf Eroberungen auszugehen wie eine angehende alte Jungfer. Da sie ohne Kinder bleibt, vergißt sie offenbar, daß sie längst unter der Haube sitzt.“

Das war ein Stich, der mir bis ins Herz hinein wehe that; aber der Reiz über mein neues Kleid, der die Worte hatte sprechen lassen, that mir trotzdem unendlich wohl.

O, ich war damals mehr denn je der Putzsucht ergeben!

„Wie vortrefflich Sie sich wieder zu kleiden verstanden haben, verehrteste Frau Kram; wahrhaftig ich bewundere Ihren ausgezeichneten Geschmack!“ redete mich plötzlich der Herr Direktor an. Ganz verwirrt schlug ich die Augen nieder; aber so plump die Schmeichelei auch war, sie verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht.

„Noch ganz in Mädchenhübscheit, noch ganz mädchenhafte Schüchternheit!“ kam es wie traumverloren von den Lippen meines Gegenübers, so daß ich wirklich zweifelhaft blieb, ob er das zu mir oder zu sich selber sprach.

„Sie sind viel zu gütig in Ihrem Urteile, Herr Direktor,“ brachte ich endlich verlegen heraus. Mir sind die windigen Redensarten entfallen, welche alsdann des weitern noch zwischen uns hin und her gingen; allein die Unterhaltung hatte lange genug gedauert, um allgemein aufzufallen. Es schmeichelte meiner Eitelkeit in nicht geringem Grade, als ich die Augen der meisten im Saale anwesenden Damen verstohlen auf mich gerichtet sah. Eine süße Freude aber gewährte es mir, von dem Lobredner meiner Reize gleichzeitig um die Polonaise gebeten zu werden, welche er hergebrachterweise stets anführte.

Bruno war am entgegengesetzten Ende des Saales mit seinem Freunde Treumann im Gespräch begriffen. Als der Herr Direktor jetzt in seiner schwerfälligen Weise von mir hinwegschritt, gewahrte ich nur zu gut, wie Treumann meinen Mann auf uns aufmerksam machte, und das spöttische Nacheln, welches um seine Mundwinkel zuckte, sagte mir hinreichend, welcher Art seine Bemerkungen gewesen.

Bruno baute so felsenfest auf meine Treue, daß er bis dahin nie den geringsten Grad von Eiferlucht gezeigt. Mir sollte späterhin die Erfahrung nicht erspart bleiben, zu welcher verzweifelndem Schritte solche blind

vertrauende Liebe führen kann, wenn sie sich trotzdem getäuscht glaubt.

Den ganzen Abend über blieb mein Mann einsilbig gegen mich. Ich redete mir wider meine wahre Überzeugung ein, es sei das die Folge unseres häuslichen Zwistes. Um so mehr war es mir gewissermaßen eine Genugthuung, von seinem Vorgeletzten unausgesetzt bevorzugt zu werden. Ja, derselbe ließ trotz der damit verknüpften empfindlichen Strafe Wein kommen und eine Apfelsinenbowle ansetzen, von der ich mehrere Gläser trinken mußte. Wäre Bruno mit mir weniger unwirsch umgegangen, ich weiß nicht, ob ich für die Aufmerksam-

keiten des Direktors ein so geneigtes Ohr, einen so dankbaren Blick gehabt hätte. Wir vom schwachen Geschlecht halten ja nun einmal das starke Mittel der Erregung von Eifersucht für ein probates Mittel, die Liebe unserer Männer aus dem ruhigen Gleichgewichte in das frühere jugendliche Feuer zu wandeln. Bedächten wir dabei nur immer, wie gefährlich es werden kann, mit Männerherzen spielen zu wollen. Seit dem Winterfeste suchte der Herr Direktor öfters Gelegenheit, mit mir zusammenzutreffen.

Dabei war ihm anscheinend der Zufall in der Regel so gefällig, daß mein Mann nicht zugegen war. Da zu jener Zeit im Hauptsaal wieder eine Stelle offen war, so glaubte ich für Bruno die Vorsehung spielen zu sollen, indem ich die Gunst, welche mir der Herr Direktor zuwandte, für meinen Mann nutzbar zu machen suchte. — Der Armste war wie umgewandelt gegen früher. Gewohnheitsmäßig ging er zum

Amte, kam ebenso daher, saß daheim stundenlang in Träumereien verloren, so daß er aufschreckte, wenn ich ihn unvermutet anredete. Unsere Schuldenlast und noch ein anderes waren es, die ihm allen Lebensmut raubten. Erst später habe ich das alles erfahren müssen, und wie viel Unheil hätte ich abwenden können, wenn ich's verstanden hätte, das Vertrauen meines Mannes zu gewinnen. —

Es war an einem kalten Dezemberabend. Eine dünne Schneeschicht überfleckte den Erdboden. Bruno war von mir meiner Weihnachtsarbeiten wegen gebeten worden, in den Klub zu gehen. So saß ich also mütter-

jeelenallein im behaglich durchwärmten Stüblein und sticte emsig an meines Mannes Weihnachtsgechenk.

Da schellte es an der Hausthür, so daß ich flugs ein Tuch über meine Handarbeit warf, weil ich wählte, Bruno käme bereits heim. Als ich die Thür aber öffnete, stand nicht er, sondern — der Herr Direktor vor mir.

Er sei zufällig an unserem Hause vorbeigegangen, sagte er, und da habe er nicht verabäugeln wollen, uns einen „Guten Abend“ zu wünschen. — Ich bat ihn in die Stube, da ich im Augenblicke in der That nicht an das Unschickliche dabei dachte. Als er meinen Mann

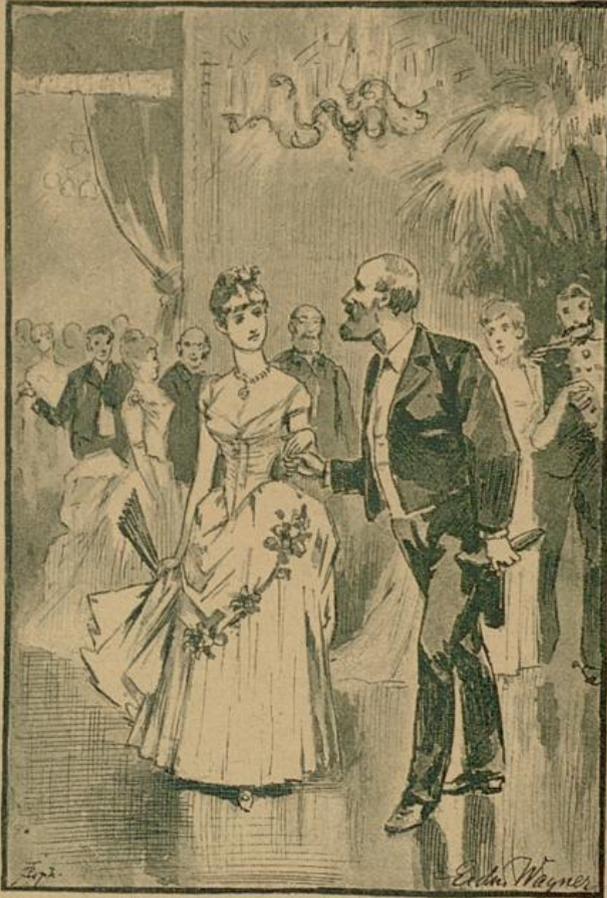
dort nicht vorfand, gab er sich den Anschein, als wolle er auch nicht bleiben. Trotzdem zögerte er mit dem Fortgehen. Ich machte mir verlegen am Theesessel zu schaffen, der auf dem eisernen Stubenofen summt. Und weil mir nichts Geschickteres einfiel, die peinliche Stille damit zu unterbrechen, so bot ich dem späten Besuche eine Tasse Thee an. Die nahm er bei der Kälte, durch welche er gekommen, mit Dank an, gab er Antwort.

Als ich die Tasse darreichte, begann er wie zufällig von der offenen Stelle im Hauptsaal zu sprechen. Selbstverständlich verfehlte ich da nicht, sie nochmals für meinen Mann zu erbitten.

Es war nicht „Nein“, und es war nicht „Ja“, was der Direktor erwiderte. War's drum nicht meine Pflicht — so redete ich mir damals ein —, alle mir zu Gebot stehende Liebenswürdigkeit aufzuwenden, um den Verleiher der Stelle für mich, die Stelle aber dadurch für Bruno

zu gewinnen? Ich war hinreichend bewandert in den Künsten, die mit deutschem Namen zu nennen uns unsere ehrliche Sprache zu gut dünkt, und die wir deshalb Koketterie getauft haben. Ich handhabte sie in jener Stunde so vortrefflich, daß des Direktors Blicke bald genug begehrend auf mich herüber fielen.

„Liebste, beste Frau Kram, Sie leben der Meinung, es sei mir recht leicht, Ihrem Herrn Gemahl die Stelle übertragen zu lassen. Sie leben in mir einen Allgewaltigen, der ich nun einmal nicht bin. Tausenderlei Rücksichten machen mich abhängiger, als Sie wännen. Vor allem aber darf ich keinem ein-



„Noch ganz in Mädchenschöne, noch ganz mädchenhafte Schüchternheit!“

zigen meiner Untergebenen einen Grund zur Unzufriedenheit schaffen."

"Womit Sie sagen wollen, Herr Direktor, Herr Treumann müßte die Stelle bekommen," warf ich ein.

"Freilich, freilich; denn erhält er sie auch diesmal nicht, so wird seine böse Zunge Gift und Galle über mich verspritzen."

"O das thut sie trotzdem auch, Herr Direktor; daran ändert es nichts, ob er ins Hauptamt kommt oder im Nebenamt verbleibt."

"Wohl, wohl! Allein wenn gerade er nicht aufrückt, so wird sich das ganze Kollegium auf seine Seite stellen; zumal, wenn Ihr Gemahl ihm vorgezogen wird."

Der Direktor sagte leiser mit so eigenartiger Betonung, daß ich in Zweifel geriet, ob er damit auf seinen Untergebenen oder auf die Frau dieses Untergebenen deuten wollte.

"Doch, bitte, herzliche Frau Kram, nehmen Sie gefälligst an meiner Seite hier auf dem Sofa Platz, damit wir in aller Ruhe die Angelegenheit besprechen können," fuhr er leichtthin fort, während ich nochmals nach der Feuerung im Ofen gesehen hatte. Zu anderer Zeit würde ich dieser Aufforderung sicher nicht Folge gegeben haben; allein ich glaubte in jenem Augenblicke, dem Manne, der Brunos Schicksal in der Hand hielt, in allem zu Willen sein zu sollen. Darum kam ich wirklich — wenn auch etwas zögernd — der Einladung nach.

"Wie allerliebste Sie sich zu zieren verstehen, beste Frau Kram!" scherzte der Direktor, und dabei ergriff er tändelnd mit seinen beiden Händen die meinigen und zog mich trotz meines allerdings nur gelinden Widerstrebens an seine Seite nieder.

Ich versuchte, ein Stück von ihm fortzurücken. Wenn indessen das Wort vom Versucher, der die ganze Hand nimmt, sobald man ihm erst einen Finger dargereicht, überhaupt wahr ist, so findet es auf uns Frauen die allererste Anwendung. Das sollte auch ich erfahren. — Der Direktor legte seine Rechte um meine Schulter und zog mich wieder in seine unmittelbare Nähe. Obwohl ich nunmehr ruhig dasaß, so nahm er doch seinen Arm, der nervös zitterte, nicht wieder zurück, und ich war leider schwach genug, es ihm nicht zu gebieten. Und sonderbar, jetzt sprach ich kein Sterbenswörtchen mehr von der Stelle, ich dachte nicht einmal mehr an sie, so verwirrt waren meine Gedanken geworden.

"Wissen Sie auch, Vorchen, daß ich Sie gern habe, daß ich Sie recht von Herzen liebe?" flüsterte der Mann neben mir.

Die vertrauliche Anrede mit meinem Rufnamen, die sich der Direktor bis dahin noch nie gestattet hatte, die dreisten Worte, welche ihr folgten, ließen mich wieder auf mich selber besinnen. Mit aller mir zu Gebote stehenden Willenskraft befreite ich mich aus der Umarmung des Direktors und verwies ihm mit ernstlichen Worten sein beleidigendes Gebaren.

Meisterhaft verstand er es aber, sofort einzulenken, und einzulenken in einer Richtung, die mich vollständig entwaffnete, mich meiner Festigkeit wegen sogar tief beschämte.

"Aber liebste, teuerste Vorchen, wie unnötig Sie sich ereifern! Ich habe ja keineswegs sprechen wollen von der Liebe, die Mann und Weib verbindet. Bedenken Sie, daß ich zwanzig Jahre älter bin als Sie. Aber gestatten Sie mir doch, daß ich Sie liebe, wie ein Vater sein Kind liebt."

Wer ließe sich nicht gern solche Liebe entgegenbringen!

Etwas eigenartig war mir bei dieser väterlichen Liebe denn doch zu Mute. Mein wirklicher Vater hatte mich ja nie so merkwürdig angeschaut, hatte nie so absonderlich zärtlich zu mir gesprochen, wie das alles der so unerwartet neugewonnene Vater that. Doch war ich mir inzwischen des eigentlichen Zweckes wieder bewußt geworden, der mich auf diesen Platz gebracht. Mit erzwungenem Scherzworte wandte ich mich darum an den Gewaltthaber zu meiner Linken: "Wenn Sie mir ein Vater sein wollen, Herr Direktor, so möchte ich als Kind Sie um eine Gabe bitten, und Sie werden Ihrer Tochter deren erste Bitte sicher nicht abschlagen: Geben Sie meinem Manne die Stelle!"

"Was aber wird dem Vater für die etwaige Erfüllung dieser Bitte?" scherzte der Direktor.

"Er mag sich etwas erbitten!" erwiderte ich harmlos.

"Nun gut, wenn ich „ja“ sage, so geben Sie mir zum Danke einen Kuß — versteht sich, so einen Kuß, wie ihn der Vater von einem dankbaren Kinde empfängt," fügte er gleich hinzu, als er merkte, daß ich über die Bitte ungehalten werden wollte. Das versöhnte mich wieder, und so erhob ich weniger ernst, als es hätte geschehen müssen, meine Einwendungen. Drum auch fuhr der Direktor fort: "Eins uns andere: Ihnen die Stelle, mir der Kuß! Und da ich Ihnen hiermit die Stelle verspreche, so bitte ich mir den Kuß aus."

"Den Sie erhalten sollen, Herr Direktor, sobald mein Mann im Hauptamt sitzt!" entgegnete ich in meiner Herzensfreude so urschnell, als könne durch die aller-



"Aber gestatten Sie mir doch, daß ich Sie liebe, wie ein Vater sein Kind liebt."

geringste Bögierung meinem Bruno die Stelle wieder verloren gehen.

Damit entwand ich undankbares Kind mich behend den Armen des gütigen Vaters. Der erhob sich, raicher, als ich's bei seinem linkschen Wesen vermutet hätte, und folgte mir auf die entgegengesetzte Seite des Tisches, auf welche ich mich geflüchtet. Sicher lag's in seiner Absicht, mich auf den verlassenem Sitz zurückzuführen. In eben dem Augenblicke, in dem er nach mir greifen wollte, wurde die Hausthür aufgeschlossen, Männertritte wurden hörbar, Mannesstimmen erklangen. An der Art des Auftretens im Hausflur erkannte ich Bruno; die Stimme, welche jetzt gehört wurde, war — Treumanns.

„Du mußt mich bei deiner Frau schon entschuldigen, Freundchen, daß ich zu so später Stunde in euer Heim hineinplage!“ hörte ich ihn sagen; und dann schon wurde die Stubenthür geöffnet — es standen sich zwei Gruppen, die eine erstaunt, die andere verlegen, gegenüber. Zu der Aufregung hatte ich gar nicht nach dem Direktor geschaut. Jetzt erst bemerkte ich, wie er mit einem Armesfündergesichte da stand, sich ungeschickt verbeigte und anhob: „Verzeihen Sie, mich so spät hier anzutreffen, lieber Herr Kraam, aber ich hatte Ihnen eine amtliche Mitteilung zu machen, die ich nicht bis morgen verschieben mochte . . .“

„Und da Sie den Mann nicht antrafen, so übermittelten Sie dieselbe der Frau des Mannes. Hoffentlich haben Sie darüber den Mann der Frau nicht allzu sehr vernüßt, verehrtester Herr Direktor!“ fiel Treumann mit beißendem Spotte unbarmherzig ein. Jedes der Worte fuhr mir wie ein eiskalter Stahl ins Herz. Eine Genugthuung gewährte es mir darum, hinzuweisen zu können: „Jawohl, liebster Bruno, Herr Treumann hat recht, der Herr Direktor hat mir die freudige Nachricht gebracht, daß du ins Hauptamt veretzt wirst.“

Das schien dem Direktor wenig gelegen zu kommen, denn er bestätigte nicht, was ich gesagt.

„Du scherzest, Vorchen!“ erwiderte Bruno.

„Nicht im allermindesten, besser Mann, 's ist so, wie ich gesagt, du bist befördert. Bitte, Herr Direktor, wiederholen Sie ihm doch, was Sie mir vorhin . . .“ „versprochen“ wollte ich vollenden, doch noch zur rechten Zeit fiel mir bei, daß ich das nicht sagen durfte, und so schloß ich meine Worte „vorhin sagten“.

„Es ist, wie Ihre Frau Gemahlin berichtet; ich freue mich, Ihnen Glück wünschen zu können!“ bestätigte jetzt endlich der Direktor. Doch kamen die Worte gar nicht süßlich von seinen Lippen.

„Dann werde ich ablehnen müssen, Herr Direktor,“ entgegnete mein Mann fest und bestimmt. „Ich bin Ihnen für Ihre außerordentliche Güte sehr dankbar; aber verzeihen Sie ein offenes Wort: die Stelle gebührt meinem Amtsgenossen, der hier neben mir steht.“

„Sei kein Thor, Bruno,“ antwortete dieser, „nimm du nur ruhig an! Mir rettetest du sie doch nicht, sie würde dadurch lediglich an einen dritten kommen; denn der Herr Direktor —“ und jedes der fernern Worte fiel pfundschwer aus Treumanns Mund, „der Herr Direktor liebt es, die Rängeerhöhung seiner Untergebenen deren Frauen in Abwesenheit ihrer Männer mitzuteilen, und da dürfte er schwerlich je Gelegenheit finden, meiner Frau solche Freudenbotschaft persönlich zu übermitteln, wenn ich gerade nicht dabei bin.“

Und damit wandte er sich zur Thür und ging.

Totenstille herrschte im Zimmer.

Der Direktor war der erste, der sie unterbrach.

„Der Unverschämte!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor, „er soll mir's büßen!“ Damit folgte er Treu-

mann, nachdem er uns „Angenehme Ruhe“ gewünscht, wobei er geflüchtig den neuen Titel meines Mannes anwandte. Also die Stelle war uns gesichert. Doch um welchen Preis! Wie wenigen Glauben ich der neu-erworbenen Vaterchaft beimas, bewies ich am besten dadurch, daß ich nicht den Mut fand, Bruno darüber Mitteilung zu machen.

„Kam der Herr Direktor wirklich nur, um mir die Nachricht zu überbringen, oder war's ein anderer Grund, der ihn in unser Haus führte?“ fragte mein Mann ernstern Tones, indem er mich finster anblickte.

„Du hast's aus seinem Munde vernommen,“ entgegnete ich ausweichend, und um eine alte Kriegslust anzuwenden, verwandelte ich mich aus der Angeklagten zur Anklägerin: „Bedanken solltest du dich bei mir, anstatt in solcher Weise mit mir zu reden! Auf mein Bitten allein hast du die Stelle erhalten. — Nicht, du freust dich auch recht,“ schmeichelte ich sodann, „denn nun kannst du von dem größern Gehalte mit Leichtigkeit unsere paar Schulden bezahlen. Und, gelt! zu einem neuen Wintermantel wird nebenbei auch noch etwas übrig bleiben?“

Doch Bruno hörte nicht mehr auf meine letzten Worte. „Also dahin ist's mit mir gekommen! Dabin! Ich werde befördert durch meine Frau! Köstlich, köstlich! Aber soweit sind wir noch nicht ganz. Nie, niemals übernehme ich die Stelle, ich lehne rundweg ab!“

„Und an mich denkst du dabei nicht im geringsten. Nun man endlich aus aller Not und Sorge befreit werden kann, sagst du aus philisterhaftem Bedenken „nein!“

Ich mochte jedoch der bösen und der guten Worte aufwenden, soviel ich nur immer wollte — vergeblich blieben sie allzumal: mein Mann beharrte bei seinem sofort gefassten Entschlusse.

Und doch sollte ich meinen Willen bekommen.

Ach, daß es doch nie, nie geschehen wäre! —

Eben wollte Bruno am andern Morgen aufs Amt gehen, da trat der Jude Rosenheim in unsere Stube. Bruno erlebte, als er seiner ansichtig wurde. Dessen ungeachtet wandte er sich in verbindlichem Tone an ihn mit der Frage: „Wollen Sie nicht ins Besuchszimmer eintreten, Herr Rosenheim?“

Solche Freundlichkeit diesem Manne gegenüber verdros mich nicht wenig. Stand Rosenheim doch in Stadt und Umgegend im Rufe des unbarmherzigsten Wucherers.

„D danke, danke! Werden's abmachen können auch hier,“ entgegnete der Unverschämte; „werden's können hören auch die gnädige Frau, was sein für ein schlechter Zahler der Herr Gemahl. Wird er doch sein schuldig ganze 800 Thaler seit einem halben Jahr, und hat er bezahlt darauf bis heut auch nicht einen einzigen roten Sechser. Aber der arme Jüd' wird suchen sein Recht bei den Gerichten. Ausspänden wird er lassen den säumigen Schuldner!“

Ich stand wie versteinert. Ausgepfändet! Ich, die Tochter des einst so reichen Großkaufmanns Aberle! Ausgepfändet werden! O der Schande!

Rosenheim mußte nur zu gut bemerkt haben, welch seiner Sache günstigen Eindruck sein Drohen hervorgerbracht. Da galt's natürlich, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war, und darum fuhr er zu mir gependet fort: „Ja, ja, gegantet wird er werden, der Herr Gemahl, so wahr ich heiß' Pöb Mendel Rosenheim! Wird er lassen einherstolzieren seine Gattin in Seiden und Samt, und meint können zu prellen 'nen armen Jüd'. Aber ich schwör's: hat er nicht bezahlt bis heute mittag um Uhr punkt 12, wird sein das Santwägel um Uhr punkt 1 vor seiner Hausthür.“

Wortlos stand Bruno da, auch nicht einen einzigen Laut vermochte er hervorzubringen.

„Herr Rosenheim, das werden Sie nicht thun lassen,“ bat ich, die einst so stolze Tochter des Großkaufmanns, den schmutzigen jüdischen Wucherer; „Sie wollen uns sicher nur ängstigen!“

„Wollen ängstigen? Nicht lassen thun, gnädige Frau, nicht lassen thun? Will ich versinken allsogleich zehn Klafter tief in den Erdboden; will ich nicht sehn wieder gesund mein' Sarahleben und mein Rebecke und mein Schmucl, wann ich nicht werd' gehen schon jetzt geradwegs aufs Kreisgericht!“

„Ich will Ihnen ratenweise bezahlen, Herr Rosenheim; Sie sollen auch den letzten Heller erhalten mit Zins und Zinseszins, mir üben Sie Barmherzigkeit, und fordern Sie nicht die ganze Summe auf einmal!“ flehte mein Mann.

„Nichts da von raten weiß', nichts da! So lang' Ihnen noch hat geborgt der Herr Kommerzienrat Sarg und der Herr Fabrikant Münch, haben Sie gezahlt pünktlich die Raten. Was ist versprochen nachher, ist innegehalten nicht eine einzige Rat'. Immer hat stunden müssen aufs neu' der arme Jüd', wann ist fällig gewesen das Wechselche am ersten des Monats!“ beharrte der Unerbittliche.

„Mein Mann bekommt aber jetzt mehr Einnahmen,“ fiel ich in meiner Herzensangst dazwischen; „mit seiner neuen Stellung sind 500 Thaler Gehalt mehr verbunden, als er bislang bezog. Und da wird er die Zahlungstage pünktlich . . .“

„Was werd' ich müssen hören? Sein gerückt auf höhern Posten der Herr Gemahl? Ei da gratulier' ich von Herzen; so lebt der Gott Israels, ich gratulier'! Wann kommt ins Haus mehr Gehalt, wird stunden auch gern ein ehrlicher Jüd' sein Kapital, so nötig er auch wird haben sein sauer verdientes Geld. Versteht sich, 's ist gestundet, wenn mir wollen gnädigst unterschreiben Sw. Gnaden hier dies Papierche. 's geschieht mir von wegen Leben und Sterben; ein Wechselche über 850 Thaler, zahlbar erst nach einem ganzen langen halben Jahr. Der alte Jüd' Rosenheim hat ein Herz, wartet gern mit seinen Forderungen, wenn er nur sieht vor sich ehrliche Leut' . . .“ So kam's in unendlichem Wortschwallen vom Munde des Wucherers. „Aber 's wird geprellt so oft der arme Jüd',“ fuhr er fort, „muß er sein bedacht selbst bei besten Zahlern auf Sicherheit. Wird er müssen drum bitten den gnädigen Herrn, daß er sich unterschreibt mit dem neuen Titel. Ist nur ganz und gar allein wegen der Sicherheit bei Leben und Todesfall.“

Im Geschäftseifer hatte er bereits die Feder vom Schreibpulte gelangt, sie in die Tinte getunkt, und hielt sie so samt dem Wechsel meinem Manne hin, damit er unterschreibe.

„Was wird Bruno thun?“ fragte ich mich angstvoll im stillen. Einen Augenblick noch zögerte er, dann griff er zur Feder und — schrieb.

„Gott sei Lob und Dank!“ rang es sich mir aus tiefstem Herzensgrunde vom Munde.

O wir kurzsichtigen Menschentöchter! Wie manches Mal hätten wir den lieben Herrgott im Himmel zu bitten, uns wieder zu nehmen, wofür wir soeben danken.

Rosenheim entfernte sich mit vielen Bücklingen und Bruno ging aufs Amt. —

Um zehn Uhr schickte Treumann den Amtsdienner mit der Anfrage, ob mein Mann vielleicht Krankheits wegen aus dem Dienste geblieben sei.

Eine grenzenlose Angst überkam mich. Wie ich ging und stand, eilte ich zum Amte, um selber die Antwort zu überbringen, daß mein Mann dort sein müsse. Nicht einer vom Kollegium habe ihn heute morgen zu Gesicht bekommen, wurde mir Auskunft nach allgemeiner Umfrage Treumanns.

Man stellte in der Stadt Nachforschungen nach dem Verschwundenen an, zuerst unter der Hand, später offenkundig. Doch niemand wußte mit Sicherheit anzugeben, ob er gerade heute früh den Gesuchten irgendwo gesehen. Nur der Väterjunge, welcher uns allmorgentlich unsere Brötchen brachte, glaubte ihn erblickt zu haben, wie er zum Rheinthore hinausgegangen sei.

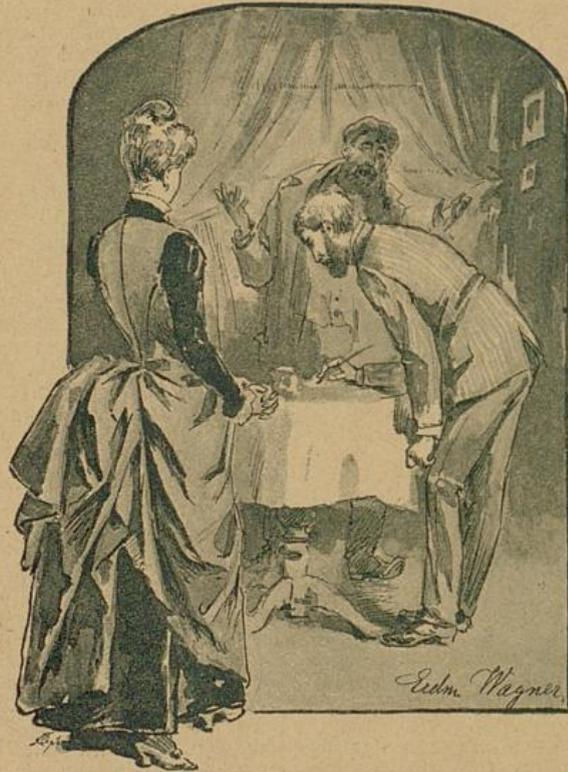
Es wurden sofort in der Richtung auf den Rhein zu, der nahe an unserer Stadt vorbeifließt, Nachforschungen angestellt. Vergeblich! Man

mochte fragen, soviel man wollte, keiner der wenigen Menschen, die man antraf, wußte um den Vermissten.

Da der Rhein in unserer Gegend nur sehr selten zufriert und auch damals trotz des beträchtlichen Kältegrades noch offen war, so vermittelte die Fährden Verkehr von einem Ufer zum andern, wie in der wärmern Zeit des Jahres. Aber Bruno hatte sie diesen Vormittag nicht benutzt, wie der Fährmann, der ihn recht gut kannte, auf das bestimmteste versicherte.

Mir mangeln die Worte, meinen Zustand während dieses und der folgenden Tage zu schildern; es war die schrecklichste Zeit meines Lebens.

Als Bruno am dritten Tage noch immer verschollen blieb, ließ Rosenheim alles, was wir das Unfrige



Edm. Wagner.

Der alte Jüd' Rosenheim hat ein Herz, wartet gern mit seinen Forderungen, wenn er nur sieht vor sich ehrliche Leut'.

namten, mit Beschlag belegen. Mir geschah das wie im Traume, meine Gedanken weilten nur bei Bruno.

Treumanns hatten mich fast gewaltsam in ihre Wohnung gebracht; dort brütete ich im dumpfen, stumpfen Schmerz über die fürchterliche Ungewißheit meines Schicksals dahin. Was um mich her vorging, was mit mir geschah, es kümmerte mich nicht. Ich begann fort und fort nach Bruno zu rufen, klagte ihn an, daß er mich so lange allein lasse. Und dann wieder glaubte ich, er sei gekommen, und da machte ich ihm liebevolle Vorwürfe, warum er mich durch sein Fortgehen so sehr geängstigt. Darauf gelobte ich ihm, von jetzt ab nicht den geringsten Aufwand mehr zu machen, sondern in allen Dingen sparsam sein zu wollen, damit Rosenheim nie wieder unsere Schwelle betreten werde. Die Stelle im Hauptamt aber möge Bruno meinethalben ruhig ablehnen, falls er glaube, seiner Ehre und seinem Freunde Treumann das schuldig zu sein. Und mit heiligen Eiden beschwor ich es dem innig geliebten Gatten, daß ich ihm nie untreu geworden, wie er vielleicht annehme, da Treumann und er mich mit dem Direktor allein betroffen.

Und dann kam eine lange, lange Zeit über mich, von der ich nichts, aber auch rein gar nichts weiß.

Als ich aus diesem Zustande wieder zu mir kam, fand ich mich im Bette, vor dem die gute Frau Treumann und unser alter treuer Hausarzt saßen.

„Wenn sie jetzt nicht bald zur Bestimmung gelangt, so müssen wir uns aufs Schlimmste gefaßt machen,“ erklärte er der freiwilligen Krankenschwester.

„Was kann noch Schlimmes kommen, Herr Doktor, da Bruno fort ist,“ antwortete ich statt der Frau Treumann. Erstreckte blickte mich der gute Alte an.

„Gott sei Lob und Dank, daß Sie wieder verstehen, was wir sprechen! Jetzt wird es mit Ihnen bald wieder besser werden“, sagte er und dann gebot er mir, mich ruhig zu verhalten. Auf meine Frage nach Bruno erwiderte er, davon würden wir später einmal reden. Auch Frau Treumann bat mich, ich möge mich nicht aufregen. Wenn ich beiden darin folgte, so war's lediglich die große Schwäche, welche mir meine Gedankenreihe wieder zerschnitt. Sobald wieder Klarheit in meinem Bewußtsein eintrat, weilte ich mit Worten und Gedanken nur und immer wieder bei dem Heißgeliebten. Es dauerte nicht lange mehr, so merkte ich es recht gut, daß alles nur Ausflüchte waren, was man mir über ihn berichtete. So schwer es mir auch fiel, ich vermied von da ab jede Frage nach Bruno, da man mir die Wahrheit schließlich doch verhehlte. Und dann redete ich mir nach und nach auch ein, es sei besser, im Ungewissen zu beharren, als das Schlimmste hören zu müssen. Es war mir zu natürlich, daß meine Besserung im Zustande des fortgesetzten Hoffens und Fürchtens nicht sonderlich voranschritt.

Eines Tages begann Frau Treumann ohne mein Zutun, wieder von meinem Manne zu sprechen. Der Arzt habe ihr zu reden geboten, da mich die Gewißheit sicher weniger quälte als die Ungewißheit. Leider sei sie aber nicht imstande, mir sichere Auskunft zu geben, da man nur Vermutungen über das Verschwinden meines Gemahls habe. Welcher Art dieselben wären, wolle sie mir nicht mehr verhehlen. Vor acht Tagen sei eine männliche Leiche gelandet bei dem Dorfe Brienen unweit der holländischen Grenze, demselben Orte, in dessen Nähe die jungfräuliche Johanna Sebus den Selbsttod gefunden. Treumann, der sofort dahin gereist, habe den Leichnam der vorgeschrittenen Verwesung halber zwar nicht mit voller Sicherheit als den seines Freundes bestimmen können; doch zweifle man nicht, daß er es gewesen.

Der Freund habe dem Freunde auf dem Friedhofe der kleinen Gemeinde ein ehrenvolles Begräbniß verschafft, da keinerlei genügende Gründe gegen ein solches gesprochen.

Soll ich nun noch des längeren berichten, wie der Schmerz bei mir mit aller Gewalt zum Durchbruche kam, wie ich mit Gott und Menschen haderte, daß gerade mir solch ein grenzenloses Unglück geschehen, wie ich dann in dumpfes Brüten versiel und wie ich endlich, endlich zur klaren Erkenntnis durchdrang, daß ich, und zwar ich ganz allein die Schuld an meinem Unglücke trage, und ich da erst Gott im Himmel um Verzeihung für all mein Fehlen bat? Es würde sich das am Ende leichtweg lesen — und doch, wie schwer, wie so unendlich schwer lastete gerade damals die Hand des Allmächtigen auf mir! —

Wie wohl mir wurde, als ich wieder weinen konnte, als endlich ein kühler Thränenstrom meinen Schmerz löste! In jener Stunde auch gelobte ich Gott dem Herrn und mir, durch mein ferneres Leben zu büßen, was ich in dem frühern gesündigt. Es ist das alles freilich keineswegs so schnell aufeinander gefolgt, wie es hier auf dem Papiere nahe beisammen steht. Auch die Erkenntnis, in welcher Weise diese Buße der That geschehen könne, ist mir erst sehr allmählich gekommen.

Aber daß ich gebüßt habe, nach bestem Wissen und Willen bis auf diesen Tag büße, das bezeugen mir dankbare Kinderaugen, stammelnde Kindeslippen der Kleinen, die jeden Werktag vor- und nachmittag um mich und seit einigen Jahren auch um meine Gehilfinnen versammelt sind, während die Mütter dieser munteren Mägdlein und Knäblein in Fabriken und andern Arbeitsstätten für des Lebens Nahrung und Notdurft fröhlich schaffen, da sie ihre Kleinen bei „Tante Lorch“ sicher geborgen wissen. —

Möge der Herr aber, der da recht richtet, mir armen Sünderin dereinst ein gütiger Richter sein, wie er mir solches — ich glaube es so verstehen zu sollen — durch der Unmündigen Stammeln voraus verkündigen läßt! —

Herr Kager.



Herr Revisor Kager hatte die den meisten Revi-

soren eigentümliche Gewohnheit, den Weg zur Kanzlei morgens möglichst langsam, dagegen mittags den Heim-

weg möglichst rasch zurückzulegen. Rote Tinte und Altstaub sind eben kein so verlockendes Ziel wie ein gutes Mittagessen nebst drei Stunden Freiheit. Heute aber mußte Herr Rager außer dem täglichen Mittagshunger noch eine besondere Sorge nach Hause treiben, denn er stürmte durch die Straßen, daß ihm die Leute kopfschüttelnd nachschauten: „Was hat mir der Herr Revisor?“

Dieser aber wischte sich die Stirne und rannte weiter: „Sie wird doch noch am Leben sein?! Sie hat heute morgen so schwer geschnauft.“

Unter seinem Hosthor rannte er gegen sein Dienstmädchen: „Kathrine, lebt sie noch?“ keuchte er.

„Wer?“ fragte erstaunt das Mädchen.

„Die Gans, du Gans!“ schrie der Herr Revisor und eilte in den Hof.

Seine Frau schaute, ihn erwartend, zum Küchenfenster heraus: „Ragerchen, gerade recht! Die Suppe ist angerichtet.“

Herr Rager aber hatte kein Auge und kein Ohr für seine Gattin. Ein anderes weibliches Wesen hatte heute für ihn mehr Anziehungskraft, und sein besorgter Blick fiel auf den Gänsestall: „Gottlob, sie lebt noch! Komm, wulli, wulli, wulli!“

Auf diesen Liebeslaut streckte die Gans den Kopf durch das Gitter und schnatterte ihren Dank, aber etwas engrüstig, denn sie war infolge des Stopfens bereits sehr leberleidend.

Die Frau Revisor lachte: „Ei, Ragerchen, was hast du denn mit der Gans?“

„Sie hat heute morgen so schwer geschnauft! Ich meine, es wäre die höchste Zeit!“ — und Herr Rager machte die nicht mißzuverstehende Gebärde des Kopfabschneidens.

„Wo denkst du hin?“ beruhigte ihn seine Gattin, „es hat noch keine Gefahr. Aber morgen früh wollen wir's thun.“

Am andern Morgen erwachte Herr Rager aus einem schweren Traum, in dem ihm die dem Tode geweihte Gans als Gespenst erschienen war. Sein erster Gang war an das Fenster, wo er lauschte: „Sie schnattert noch! Und wieder ganz frisch!“

In einem Fenster gegenüber lehnte sein guter Freund und Nachbar, der Herr Registrator Fröhlich, und rauchte seine Morgenpfeife. Neben ihm, am Fenstertreuz, hing eine fette, gerupfte Gans: „Guten Morgen, Herr Nachbar! So früh bei der Hand?“

„Guten Morgen!“ erwiderte Herr Rager und deutete lachend auf den Gänsestall, „muß, ehe ich auf die Revision gehe, noch einen Mord begehen.“

„Da, ha! Ich verstehe! — Ist sie fett?“

„Kugelrund, und eine Leber — na!“ und der Herr Revisor schnalzte mit den Lippen. „Morgen wird sie verpeißt, mit Kastanienfüllen, und die Leber in Gallerte! Wir haben's schon besprochen, Sie mit Ihrer lieben Frau müssen unsere Gäste sein.“

„Mit Vergnügen!“ schmunzelte der Herr Registrator. „Werde mich nächstens revanßieren. Wir haben auch eine,“ und lieblosend tätschelte er die neben ihm hängende Gansleiche, „bin nur begierig, ob die Ihrige auch so fett ist wie diese da!“

„Das wird sich gleich zeigen,“ erwiderte Herr Rager triumphierend. „Hören Sie, wie sie schnattert? Sie ahnt ihr Schicksal! Es ist ihr Schwanengesang, ha, ha, ha!“

„Und Sie wollen selbst —?“ fragte Herr Fröhlich. „Natürlich! meine Alte kann kein Blut sehen. Aber wir Revisoren — Blut oder rote Tinte ist uns alles eins. Auch bin ich im Tierchutzverein. Das

liebe Vieh darf nicht gequält werden. Ritsch, Kopf ab! Das geht so rasch wie ein roter Tintenstrich. Meine Frau wetzt schon das Messer am Wassersteine. Guten Morgen, Herr Nachbar!“

„Guten Morgen! Ich werde die Exekution mit ansehen. Dem Schnattern nach muß sie furchtbar fett sein.“

Der Herr Revisor, ein großes Küchenmesser in der Hand, betrat, von seiner Gattin gefolgt, den Hof. „Ist es auch scharf?“ Er versuchte die Schneide auf dem Fingernagel. „Haarscharf! Frau, mache den Stall auf!“

„Ach Gott,“ jammerte diese, „ich kann's nicht sehen!“

„Aber so seid ihr Weiber,“ grollte der Gemahl.

„Eine Gans könnt ihr nicht umbringen sehen, aber in euern Klatschkränzchen massakriert ihr Nun denn, so muß ich selbst —“

Um die Patientin nicht zu erschrecken, barg er das Messer hinter seinem Rücken, wie er es bei seinem Zahnarzt gesehen hatte, als dieser ihm einen Backenzahn auszog, und öffnete die Stallthüre: „Komm, wulli, wulli! Komm, mein Schätzchen, ich thu' dir nichts!“

Und aus dem geöffneten Thor wankte ein Jammergestalt hervor, eine Gans, abgemagert zum Skelette.

Herr Rager ließ sein Messer fallen und sprang zurück: „Donnerwetter! Was ist denn das?“

„Jesus!“ rief seine Frau, „das ist Hexerei!“

„Ist sie fett?“ fragte der Herr Registrator.

„Den Teufel ist sie! Da schauen Sie selbst!“

„Etwas angegriffen scheint sie auszu sehen! Sie ist offenbar lungenleidend. Was halten Sie davon, ein südliches Klima? Etwas Mentone? Ausgezeichnet für solche Patienten!“

Die Gans hatte einen Zettel an ihrem dünnen Krage hängen.

Mit zitternder Hand löste der Herr Revisor den Zettel und las:

„Guten Morgen, Herr Rager!

„Gestern war ich fett

„Und heut bin ich mager!“

„Ein höfliches Tier, und so wahrheitsliebend!“ lachte der Herr Registrator. „Aber trösten Sie sich, Herr Nachbar. Wenn Sie sich nicht zu Mentone entschließen sollten, mit Welschkorn und etwas Geduld kann sie sich in vier Wochen wieder erholt haben. Heute aber speisen Sie mit Ihrer lieben Frau bei mir. Ich gebe meine Gans zum besten, so fett als die Ihrige gestern war, und ganz dieselbe Leber, und bei einer Flasche Forster Kirchenstück stoßen wir auf alte Freundschaft an.“

Herr Rager beförderte die arme Gans mit einem Fußtritt in ihren Stall zurück, dann drohte er mit einem sauer süßen Lächeln mit dem Finger: „Mit Vergnügen, Herr Nachbar! Wir nehmen die Einladung an. Die Physiognomie Ihrer Gans kommt mir überhaupt wunderbar bekannt vor, und ich hoffe gelegentlich Ihrer Gastfreundschaft die Bekanntschaft wieder zu erneuern. — Von morgen an aber kommt ein Schloß an meinen Gänsestall!“

Sinnsprüche.

Es ist schmerzlich, daß wir die Fläche des Lebens nicht über das moegende Kornfeld, sondern erst über die Stoppeln hinweg übersehen.

Nicht das Glück, und dauerte der Trunk eine Ewigkeit, berauscht, sondern der eine Augenblick, wo wir den Becher an die Lippen setzen.

Auf flüchtigem Skida.*)

Von E. von Wald-Zedtwig.



ars Skäne!"
"Erika!"

Mehr sagten sie nicht. Es waren zwei bis zum Tode betäubte Menschenherzen, die da aneinander schlügen, galt es doch einen Abschied auf lange Zeit und den ersten im Leben.

Und dazu war es Mitternacht, helle sonnenklare Mitternacht, wie sie zu Sommerzeiten die blumenduftigen Gauen der Lappmarken beglückt. Zu den Füßen der beiden rauschte die

Eis, als wollte sie das hange Klopfen ihrer Herzen die Birkenzweige ging ein Flüstern und im ewig grünen Tann sang Schwedens Nachtigall, die goldschneblige Drossel. Ihre Töne rollten dahin wie tief schmerzliches Liebesfluchzen. Von fernher vernahm man donnerähnliches Brauten des Björnsfors.

Vars Skäne und Erika kannten die Stimme dieses Wasserfalls wohl. Ihre Wiege hatte er schon umtost, und wie oft versenkten sie unweit davon die bleibeschwertten Netze, um den springenden Lachs zu fangen.

Bei, das war ein lustiges Schaukeln gewesen, je toller der Kahn tanzte, desto lieber war es ihnen. Was konnte Vars Skäne dafür, daß sich bei dem Auf- und Niederschwanke des Bootes seine Lippen mit denen Eritas berührten? So küßten sie sich oft, in der morgenrotglühenden Frühe beim Fange des silberschuppigen Lachses sowohl, wie zur sonnenhellen Nachtzeit, wenn sie der rotgeputzten Forelle die Angel warfen.

Und das war nun alles vorbei, denn morgen abend schon mußte Vars Skäne in der Hafenstadt Luleå**) eintreffen und von da sollte ihn der Dampfer nach Stockholm tragen. Da lag der knappe Soldatenrock schon für ihn bereit und der Exerziermeister harrete bereits des schlanken nordischen Burschen, um aus ihm einen schmucken Soldaten zu drillen. Den beiden Liebenden brach bei diesem Gedanken fast das Herz. Längst schon wußten sie es beide, aber sie hatten sich der frohen Hoffnung hingegeben, daß sich vielleicht doch noch ein Ausweg finden würde.

*) Schneeschuh, in der Mehrzahl Stider.

**) Sprich å wie o.

Großer Volkskalender für 1889.

Vars Skäne hatte manches Zeichen befragt, welches er für untrüglich hielt. Da war ihm einmal ein Fisch ins Netz gegangen, der einen Angelhaken in den Riemen trug. Daran, daß der Haken über und über vergoldet war, während die andern nur stahlblau glänzten, erkannte er, daß es sein eigener war und zwar derselbe, welchen ihm Erika nebst der neumodischen Angelrute im letzten Winter auf dem Jahrmarkt in Jokmok geschenkt hatte. Er durfte natürlich nicht zurückstehen, ein Knauser war Vars Skäne nicht, und so reichte er ihr denn als Gegengabe zwei kostbare Strumpfbänder. Er hatte das Mädchen abseits geführt, denn ein solches Geschenk giebt der züchtige Bursche der sittigen Jungfrau nur unter vier Augen.

„Am Hochzeitsabend will ich sie lösen,“ flüsterte er zärtlich der errötenden Erika ins Ohr.

„Kein anderer soll es,“ gab sie kaum hörbar zur Antwort, und dadurch war das eigentliche Verlöbniß erst besiegelt. Das war dann ein fröhliches Johannistanzen gewesen, einen lustigern Ringelreigen hatten beide niemals um die bewimpelte, birkenlaubumkränzte Fichtenstange getanzt.

Als dem Fischer der Angelhaken von dem Lache entführt worden war, wurde sein Herz betrübt; um so fröhlicher schlug es aber, als der glückliche Zufall ihm denselben wieder in die Hände spielte. Er deutete dieses wichtige Ereignis dahin, daß, trotz aller Anfechtungen im Leben, ihm seine Festmad dennoch treu bleiben würde; an Anfechtungen fehlte es nicht: Eritas Mutter war ihm nicht wohlgesinnt.

Aber auch Erika war nicht unthätig gewesen, das Schicksal zu befragen, ob ihr das Glück in der Liebe beständig sei. Sie hatte den Flug der Vögel gedeutet, und dieser war zu ihren Gunsten ausgefallen; doch damit noch nicht zufrieden, hatte sie heimlich die alte Ula ausgeforscht. Nur schüchtern war sie zu ihr geschlichen, denn keine ehrsame Jungfrau durfte sich mit der wahr sagenden Lappin befassen. Ula war ein altes zerlumptes Weib mit rotgeränderten Augen, grauem zerzaustem Haar, borstigen Brauen und mit einem Herzen so hart wie Stein. Ja, das sollte sie haben und deshalb hieß sie auch in ganz Lappmarken nur „die böse Ula“. Nur eins liebte die Alte: das blinkende geprägte Silber, dafür that sie alles. Doch halt, durch eine Pfeife Tabak und ein Fläschchen gebrannten Wassers war ihre Gunst ebenfalls zu erwerben. Letzteres trank sie so gerne und wie schwer war es zu erlangen! Mußte doch jeder Tropfen Branntwein unter Gefahr einer nicht geringen Geldstrafe von Luleå hierher gepackt werden; denn die Regierung wußte wohl, wie verderbbringend für die Bevölkerung der Teufels-trank werden konnte.

Erika war zu ihr in die rauchige Lappkote geschlüpft und hatte schüchtern ihren Namen genannt.

„Ei, schau — schau, des reichen Fischers goldjöppiges

Töchterlein wagt sich in die Kote der bösen Ula; so nennt ihr ja die Alte, die abseits von den hochgeborenen Schweden in diesem dunklen erbärmlichen Erdloche ihr kärgliches Dasein fristet!"

Ula zeigte bei diesen Worten auf die mehr als ärmliche Umgebung. Der Erdboden war kreisrund ausgehoben, sechs Stämme von Fichtenholz, nach oben zusammenstößend, waren am Rande in den Boden eingelassen und mit Rentierfellen umspannt.

"Ich that es nie, Ula, ich beschimpfte dich niemals, auch floh ich nicht vor dir, denn ich glaube nicht, daß du so böse bist, wie die Leute sagen."

Inzwischen hatte sich die Lappin von ihrem Lager erhoben und kam langsam zu Erika heran. Letztere trat unwillkürlich vor ihr einen Schritt zurück, denn ihre Häßlichkeit war abschreckend: sie war klein, gelblich, trug mächtige Pappschuhe, deren Schnäbel sich scharf nach oben bogen, dazu Weinkleider aus Rentierleder, dessen haarige Seite nach außen gekehrt war, und einen Kittel aus grobem grauem Filz, die Hüften waren mit einem breiten Ledergürtel umspannt. An diesem hing ein Täschchen, in dem sich das Messer, der Tabak, der Stahl und der Feuerstein befanden; die glimmende Pfeife hielt sie in dem zahnlosen Munde.

Erika reichte ihr ein Geldstück. Die Lappin schob es in die Tasche und schaute sie mit einem Lächeln an, welches dieser das Blut in die Wangen trieb.

"Ich weiß schon, da klopf es," höhnte sie endlich und deutete mit der Hand auf das Herz. — "Im Anfange glaubt man, der liebste Engel unsers Herrgotts sei selbst dort eingezogen, und am Ende gewahrt man doch, daß sich Beelzebub festgenistet."

Das Gesicht der Alten nahm einen eisigkalten Ausdruck an, die Augen starrten in weite Ferne, eine Zeitlang sprach sie kein Wort, wie geistesabwesend stand sie da. Plötzlich fuhr sie auf: "Und glaubst du wirklich an Liebe, Erika Janssen? Glaubst du an die Liebe des Mannes zum Weibe?"

Erika richtete die lichtblauen Augen zum Himmel, unerschütterliche Zuversicht lag darin, ein süßes Lächeln spielte um ihre rosigen Lippen und sie antwortete fest: "Ja, ich glaube es."

Ula lächelte höhnisch und entgegnete: "Wenn du so sicher daran glaubst, warum fragst du mich dann?"

Erika erröthete, sie schämte sich ihrer Zweifel; statt eine Antwort zu geben, reichte sie der Lappin noch eine Doppelkrone. Ula's Habgier erwachte, sie streckte die Hand noch einmal hin und nahm das Geldstück in Empfang.

"Fraget die Karten," bat das Mädchen; sie hatte ihr Letztes gegeben und hartte bangen Herzens der Antwort. Ula verschwand in der Kote, wühlte unter dem Bärenfelle ein schmutziges Spiel Karten hervor und kehrte ins Freie zurück.

Sie begann die Blätter zu mischen; doch plötzlich zog Erika sie beim Rode in die Hütte und schaute ängstlich durch das lichte Birkenwäldchen hindurch, wo man die rote Weste eines Mannes schimmern sah. Es war Knut Fosström, der Sohn eines wohlhabenden Bauern und Holzbesizers, dessen Gehöft nahe bei Jockmoß lag.

Erika wollte nicht von Knut gesehen sein, daher wich sie in die Kote zurück. Ula war bei ihren Versuchern daran gewöhnt und fühlte sich dadurch nicht gekränkt. Sie legte die Karten auf und sagte: "Heute liegen die Blätter günstig, wer weiß aber, wie es in Zukunft ist."

"So soll ich später wieder kommen, Ula?"

Die Alte nickte, denn es lag ihr daran, solche verliebte Vögel mehr als einmal zu rufen.

Als Erika nun wieder einmal nachgefragt hatte, ob sie baldige Erfüllung ihrer Wünsche zu erhoffen habe, hatte die Kartenlegerin keine verneinende Antwort gegeben und freudig wollte sie von danen geben. Aber Ula hatte sie aufgehalten und sie befragt, wer denn der Herzallerliebste sei; da hatte Erika den Kopf geschüttelt und gemeint, das dürften nur die Liebenden selbst und hoch droben über den Wolken der liebe Gott wissen.

"Was ist mir daran gelegen," entgegnete Ula; aber in ihrem Innern war sie doch über das alberne



"Heute liegen die Blätter günstig, wer weiß aber, wie es in Zukunft ist."

spröde Mädchen erhoft.

Zuversichtlichen Herzens war Erika nach Hause gegangen, sie hatte die frohe Hoffnung gehegt, Lars Skäne würde daheim bleiben und nicht nach Stockholm gehen, um Soldat zu werden; Lars selbst hatte sich auch diesem Gedanken hingegeben.

Und nun war alles so anders gekommen, die Dredre war eingetroffen und jetzt standen sie da im mitternächtlichen Sonnenscheine, um voneinander Abschied zu nehmen. Endlich lösten sich die Arme, Lars griff nach dem Bündel, welches neben ihm auf der Erde lag, und hinunter zur Elf zu schreiten, wo das Boot, welches ihn zur Hafensstadt tragen sollte, seiner schon harrete. Das Gesicht in die Schürze vergraben, keines Wortes mehr mächtig, ging Erika zu ihrer väterlichen Hütte zurück.

Kingsum blühten die Blumen, die nimmer weichende Sonne hatte das Grün der lappländischen Marken zum üppigsten Buchse entwickelt; die saftigen Halme

reichten dem Jüngling bis fast zur Hüfte. Farbenprächige Schmetterlinge trieben ihr tändelndes Spiel, das Schneehuhn huschte durch die Büsche, der Auerhahn hob sich schwerfälligen Fluges vom Boden.

Unten am Ufer hockte auf den gefällten Stämmen ein Mann in der gleichen Tracht wie Lars Skäne. Knut war es, der hier seinen Jugendfreund und Landsmann erwartete. Neben ihm lagen mächtige Rentiergeweihe, Rentierfelle sowie Schneehühner, wель letztere er kürzlich erlegt hatte.

„Das trifft sich gut, Lars,“ hob Knut an, „auch mein Weg führt mich nach Luleå, ich will sehen, Münze zum kommenden Johannistag dafür einzuhandeln.“ Er deutete dabei auf die Gegenstände an seiner Seite und fuhr dann fort: „Wir fahren zusammen, zu zweien kommen wir schneller zum Ziel.“

„Mir soll es recht sein,“ nickte der andere; freilich wäre er lieber allein gefahren, es hätte sich dabei so still geträumt und gedacht auf der Fahrt durch die Walbeinsamkeit. Eine Zeitlang bewegten sich schweigend die Ruder. Endlich begann Knut das Gespräch: „Kann mir's denken, wie schwer es dir wird, von hier zu scheiden, bei Gott, es ist kein Spaß, in den Soldatenvod zu schlüpfen; mich hat ein günstigeres Los getroffen, ich bin frei geworden.“

Lars schaute mißmutig in die kräuselnden Wellen; er wußte wohl, daß Knuts Vater kein Mittel gescheut hatte, um ihn loszukaufen, während der alte Skäne, vielleicht aus Armut, vielleicht aus einer bessern Überzeugung, sich nicht dazu verstehen wollte.

Knut fuhr fort: „Und was wird Erika dazu sagen? Sie wird dich beim Johannistage besonders vermissen.“

Lars fuhr zusammen, beim Klange des geliebten Namens verdoppelten sich seine Schmerzen. „Es wird ein trauriges Midsonnarmadagen*) für sie werden,“ sprach er, „denn wer tanzt mit der Festnad eines andern?“

Den Kopf ein wenig vornüber beugend, damit ihm Lars nicht in das Gesicht sehen konnte, entgegnete Knut: „Du weißt, ich bin dein Freund von Jugend auf, mein Herz ist frei und so soll mir's eine Freude sein, dein Mädchen zu unterhalten.“

Fosström konnte sich so verstellen, daß man seinen Worten unbedingt Glauben schenken mußte.

Lars Skäne entgegnete herzlich: „Wolltest du das wirklich, es sollte mich freuen, und kann ich dir einmal wieder dienen — Hand darauf — du kannst auf mich zählen.“

Die im Winde hin und her schwankenden Kronen der das Ufer säumenden Birken ließen einen Blick auf ein am nahen Ufer gelegenes niedriges, aus roh zusammengefügtten Stämmen gezimmertes Blockhaus frei, in dessen Fenstern sich die Strahlen der Sonne goldig widerspiegelten. — Hier wohnte Erika. Sehnsuchtsvolle Blicke landete Lars dorthin.

Die er in weiter Ferne wäuhnte, war indessen ans Ufer geeilt, um noch einmal verstohlen mit dem Geliebten Gruß und Kuß zu tauschen. Da, wo der Nachen um das vorspringende Ufer bog, traf ihr Auge den ihr verhassten Knut neben dem Herzallerliebsten; rasch schlüpfte sie hinter den von Brombeerranken überwucherten Felsblock, doch Knuts Falkenauge hatte sie erpäht und spöttisch rief er Skäne zu: „Sieh, da ist dein Mädchen!“

Lars sprang freudig überrascht empor, und als das Boot ans Ufer stieß, trat Erika aus ihrem Versteck

hervor. Da sie erfuhr, daß Knut ganz bis nach Luleå wollte, und sie nicht allein mit ihm zurückzufahren brauchte, ließ sie sich gern überreden, sie bis Waikjauer, der nächsten Fischerhütte, zu begleiten.

Knut war geprüdelt, er unterhielt sie von dem kommenden Johannistage und nickte dabei seinem Gefährten mit dem Kopfe zu, um ihm anzudeuten, daß er doch Erika gegenüber ein Wortlein fallen lassen sollte von dem, was sie vorher besprochen. Ein unbestimmtes Etwas hielt Lars jedoch davon ab, sein Mund blieb wie verschlossen, so daß Knut nun selbst das Gespräch beginnen mußte.

Erika sah bald den Sprecher, bald ihren Festman erstaunt an, und als Lars endlich auch den Worten Knuts zustimmte und ihn bat, sich im Notfalle der Verlassenen anzunehmen, da redete sie sich stolz in die Höhe und sagte selbstbewußt: „Angstige dich nicht, Lars Skäne, Erika Janssen weiß sich schon selbst zu schützen!“

Der Fluß wurde hier breiter, er bildete den weiten stahlblauen See von Waikjauer und dort erblickte man schon die Fischerhütte gleichen Namens. Hinter derselben verengte sich die Wasserstraße wieder, das von fernher tönende Brausen deutete genugsam an, daß eine Stromschnelle ein weiteres Vordringen mit dem Rahne unmöglich mache. Hart fuhr das Boot auf den Sand.

Lars breitete die Arme aus, um Erika noch einmal ans Herz zu schließen; aber sie, züchtigen Sinnes die Gegenwart des andern scheuend, bog sich ein wenig zurück und reichte ihm unter strömenden Thränen die Hand.

„Lebe wohl, Lars!“

„Behüt dich Gott, Erika!“

Damit sprang er ans Land, Knut Fosström folgte und Erika ruderte langsam nach der Heimat zurück.

Das Gepäck auf dem Rücken durchmaßten die beiden Burthen die lappländische Wildnis.

Während Lars in sich gefehrt trübten Blickes vorwärts schritt, umzog ein spöttisches Lächeln das Gesicht seines Begleiters und Blitze tüdtischer Freude zuckten darüber hin.

Am nächsten Morgen kamen sie in Luleå an und Knut verkaufte seine mitgebrachten Waren, während Lars ihn begleitete. Bei dem Händler lagen kostbare Sachen aus. Lars Skäne zuckte es gewaltig in den Fingern, er hätte am liebsten die gesamte Herrlichkeit gekauft, um sie Erika zu senden. Aber ach, seine ganze Barschaft reichte kaum hin, um ein einziges Kettlein zu erwerben. Lars trat hinter die Thüre, zog den lebernen Beutel und prüfte seine Barschaft. Beim besten Willen konnte er nichts davon missen, denn es reichte eben für die Überfahrtskosten nach Stockholm. Da fühlte er etwas Schweres im Zipfel seiner Tade, die Liebespfennige seiner Mutter waren es, sie wanderten in die Kasse des Kaufmanns, und er erhielt dafür ein zierliches Kettlein aus Silberfiligran.

„Nimm es ihr mit!“ wandte er sich an Fosström. „Grüße sie und sage ihr, wie ich ihr gerne mehr gegeben hätte, wenn ich — — —“ er verschluckte die letzten Worte.

Knut verstand ihn wohl, spöttisch zuckte es über sein Gesicht, denn er dachte daran, wie es ihm, dem reichen Bauernjahn, ein leichtes sein würde, weit kostbarere Geschenke für seine Festnad zu kaufen.

Nun war es Zeit, an den Hafen zu gehen. Lars bestieg das bereit liegende Schiff — jetzt stach es in See. Knut Fosström stand am Strande und blickte

*) Johannistag.

dem Fahrzeuge, das seinen Nebenbuhler entführte, hohnlächelnd nach.

„Ich werde sie hüten, verlaß dich darauf, aber anders, als du denkst, Lars Skäne! Ihrer Mutter, der alten Karin, muß ich um den Bart gehen; hab's ihr lange angemerkt, der arme Fischerjunge behagt ihr nicht als Eidam — der Teufel soll mich lebendig fassen, wenn ihr der reiche Knut Fohström nicht besser zusagt.“

In solche Gedanken vertieft schlenderte er nach der Stadt zurück.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte die Fahrt gedauert, das Schiff näherte sich dem Lande. Die Ufer wurden höher, die Hüten standen dichter beisammen, grüne mit Buchen bewaldete Inseln schwammen in krytallblauer Flut. Weiße Landhäuser, umrankt von Neben, Kletterndem Geißblatt und Rosen, schimmerten daraus hervor. Lustgondeln fuhrn herüber und hinüber. Das Leben auf dem Wasser steigerte sich von Minute zu Minute. Aus der See stiegen Dächer, Mauern, Kuppeln, Türme, sommenglühende Fenster empor. Nun sah er Tausende von Schiffen mit Wimpeln und Segeln, Schlösser und Kirchen — Stockholm war es, die nordische Königin des Meeres, welche in ihrer ganzen zauberhaften Schönheit auf dem Hügelgelände sich erhob.

Und da sollte Lars Skäne, der einfache Sohn des Nordens, des stillen waldduftigen Lapplandes, nicht stumm und starr dastehen? Schüchtern wie ein Kind überschritt er die Landungsbrücke. Sein Reisebündel am Arm, ließ er sich von dem Fährmann umtosen, er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Er hatte einmal eine Amsel gefangen und sie Erika zum Geschenk gemacht, die hatte sie in der Stube fliegen lassen; da war das Tierchen schon aus einer Ecke in die andere gebüschelt, war bald hier bald da angestochen und endlich war es tot niedergefallen. Gerade wie die Amsel kam er sich vor, weder aus noch ein wußte er, schreckliches Heimweh durchwühlte seine Brust. „Trab, trab,“ im Gleichschritt kam eine Abteilung Soldaten heran, die Hörner der Spielleute schmetterten lustige Weisen.

Lars sprang wie elektrisiert empor. „Ich soll auch unter die Soldaten!“ rief er und faßte dabei einen Korporal, der neben seinen Truppen schritt, beim Arme.

Der Stof, den Lars Skäne erhielt, war nicht übel, der Unteroffizier fühlte sich in seiner Würde nicht wenig verletzt.

„Ungechlachter Bauerntölpel!“ herrschte er ihn an; aber plötzlich — der Soldat traute kaum seinen Augen, und der andere glaubte nicht recht zu hören, rief er: „Ei, da soll mich dieser und jener, wenn du nicht Lars Skäne bist, mit dem ich oben im Norden manchmal die Neze geworfen und viele Stämme gefällt habe!“

Lars starrte den Sprecher an: „Daf Nielsen, habe ich recht geraten, ja wahrhaftig, du bist es, ich sehe es an der Narbe, die ich dir damals — nun du weißt schon —“

Lars Skänes Fuß war wie besüßelt, sein sinkender Mut kehrte ihm wieder, nach dem Takte der Musik schritt er der weiter marschierenden Truppe nach. Daf Nielsen hatte er gefunden, es war doch eine bekannte Seele in dem Menschengewühl, das ihn umgab, und war er daheim auch nie besonders gut Freund mit ihm gewesen, wie die Schmarre auf dessen Wange genugsam bewies, jetzt war er vor Freude über das Zusammentreffen mit Daf Nielsen doch beinah außer sich. Nun waren sie an der Kaserne angelangt, die

Soldaten gingen auseinander und der Korporal nahm seinen alten Bekannten in Beschlag. Er führte ihn in die Kantine.

Lars Skäne hatte nur wenig gangbare Münze, das meiste hatte er ja für die Schmuckfaden ausgegeben, welche er Erika durch Knut Fohström sandte, immerhin genigte es noch, um seinen Landmann zu bewirten.

„Skäl, Blanda!“ rief Nielsen ein über das andere mal der schwarzen glutäugigen Dirne zu, welche hinter dem Schenkische stand und aus einer bauchigen Flasche den schwedischen Punsch in die Gläser füllte. Blanda war wirklich ein schönes Mädchen: schlant, zierlich, dabei vollbusig, mit rabenschwarzem krausen Haar und tiefdunklen Augen. In diesen Augen lag etwas; Lars Skäne wußte nur eigentlich nicht was. Wenn sie auf dem Korporal ruhten, blickten sie kalt und trozig, und der sah sie doch so freundlich und verlangend an; schauten sie dagegen ihm ins Gesicht, so suchte es freundlich darin auf, und er schenkte der schwarzen Blanda doch kaum Beachtung. Von draußen ertönte ein Signal, Daf sprang auf, der Dienst rief ihn.

„Mein Freund stecht für die Zechen. Skäl Blanda, der letzte Schluck auf dein Wohl, du süße Taube!“ Damit trank er sein Glas aus und verließ die Kantine. Um die frischen Lippen des Mädchens spielte ein spöttischer, eifriger Zug.

Lars Skäne saß noch immer da und starrte in das Glas, dessen Inhalt er kaum berührte. Jetzt schrak er zusammen, eine weiche warme Hand hatte seine Rechte berührt, Blandas Finger lagen einen Augenblick darauf, sie selbst saß neben ihm, stützte die entblößten Arme auf den Tisch, die weiten Ärmel ihres Kleides fielen zurück und gaben die gerundeten Gelenke der Ellbogen frei. Noch nie im Leben hatte er solche Augen gesehen, sie funkelten in eigentümlichem Glanze zu ihm hinüber.

Lars Skäne brachte die Lippen nicht voneinander; sie bog sich zu ihm nieder, ihr warmer Hauch berührte seine Stirn.

„Kopf hoch, Freundchen — hei, was habt Ihr für große blaue Augen —! Was hilft das Grillenfängen — wir sind nicht schlechter hierzulande als die Menschen bei Euch im Norden, denn da kommt Ihr doch her. Was muß es da kalt sein! Ist es Euch schwer geworden, Eure Heimat zu verlassen?“

„Ach ja!“ entrang es sich Lars Skänes Brust, und er fühlte, wie eine heiße Thräne von seinen Wimpern fiel.

„Habt wohl etwas Liebes daheim?“

„Ach ja!“ klang es wieder und die Thränen strömten stärker.

„Kann mir's denken,“ flüsterte Blanda und dabei traf ein Blick den betrübten Lars Skäne, ein Blick, der ihn erstöreln ließ und ihm dennoch das Blut rascher durch die Adern jagte.

„Ich habe Euch gerne, darum sage ich, hütet Euch vor Daf Nielsen, das ist ein heimtückischer, nichtsnutziger Geselle, ein Lump — ein — ein —“

Sie schwieg und sah Skäne durchdringend an.

Wie wohl es dem Ärmsten that, hier ein Wesen zu finden, welches ihm freundlich gesinnt war! Und nun sprach er von seiner nordischen Heimat so einfach natürlich, daß Blanda das Rauschen der Kuledeckel zu hören vermeinte. Als aber Lars der fernen Erika erwähnte, verblaßten die Gloten auf ihren Wangen und

*) Profit, Blanda.

es lagerte sich etwas darüber, was dem Eise des Sutilma gleich, des gleichhergefügten Wächters von Lars Skänes polaren Marken. Wie wunderbar es ihn durchzuckte, als er Blandas Hand fühlte, die seine Thränen abwischte.

„Seht Ihr, weg sind die häßlichen Tropfen!“

Lars ergriff die kleine Hand und drückte sie kräftig; Blanda hätte aufschreien mögen, aber sie that es nicht.

„Ei, das heiß' ich schnell Freundschaft geschlossen!“ ließ sich Das Niessens Stimme jetzt vernehmen, dessen rötlich blonder Kopf in dem geöffneten Fenster sichtbar wurde. Er lachte dabei gezwungen und durch seine Stimme klang eine bittere Eifersucht. „Nun, reich

mir den letzten Schluck; nicht

du, Lars, Blanda soll ihn mir geben.“

Das Mädchen warf den Kopf trotzig zurück und hielt ihm das halbgefüllte Glas entgegen.

„Wenn ich nicht müßte — dann —, aber ich bin ja dazu angestellt, einen jeden zu bedienen.“

Er trank aus; Blanda zuckte verächtlich die Achseln.

Noch an demselben Tage wurde Lars Skäne Soldat.

„So bald wird er nicht wieder kommen und wer weiß, wer einmal in der Hauptstadt ist, vergißt gar leicht,“ dachte Knut, als er sich der Heimat wieder näherte.

Erika war hinunter zur Elf gegangen. Der Kahn, in dem sie so oft mit Lars gefahren, schaukelte sich auf den Fluten, aber die Hand fehlte, welche sonst die Kette löste. „Lars Skäne“ stand mit großen Buchstaben an den Planen auf der innern Seite des Nachens, und Erika konnte dem Drange nicht widerstehen, einzusteigen und den geliebten Namen zu betrachten. Dabei flossen ihr die Augen über und sie bemerkte nicht, daß jemand, unter einer schweren Last keuchend, näher kam. Es war Ula. Ihr gebeugter Rücken war mit einem Bündel beschwert, bestehend aus wertvollen, kunstreich aus kleinen, bunten Fellen zusammengesetzten

Aleidern, wie sie die Reichen ihres Stammes bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen.

Eben wollte Ula die Pelzkleider klopfen, als sie Erika erblickte. Sie störte das Mädchen nicht, betrachtete es still und reimte sich Umstände und Vermutungen zusammen. Lars Skänes Kahn war es, in dem sie saß, Lars Skäne war vor wenigen Tagen zum Militär gegangen. Erika hatte ihre prophetische Gabe in Liebesangelegenheiten zu Rate gezogen, es unterlag keinem Zweifel, daß er es war, dem sie ihr Herz geschenkt hatte.

Lars Skäne! Bei dem Gedanken an diesen Namen zog ein brennendes Weh in ihr verknöchertes Herz,

— denn er hieß so wie sein Vater, und wenn sie an diesen dachte — dann —.

Das Bündel fiel zur Erde. Erika sah sie schmerzlich an. Ula hatte ihr Glück und Erfüllung aller ihrer Wünsche vorausgesagt, u. nun mußte er doch hinausziehen in die weite Ferne. Ulas Stimme klang wie das heisere Krächzen eines Raben, als sie sagte: „Ja, ja, scheidet thut weh, doch tröste dich, Erika, er schaut dich und den Sutilma wohl wieder.“

Das war zuviel für das Mädchen, sie konnte dem Ausbruch der Gefühle nicht wehren, einen Augenblick

ruhte ihr sonnengoldenes Haupt thränenüberströmt auf Ulas Schulter, dann machte sie sich los, eilte den Schlangelpfad hinan und verschwand hinter der Thür ihrer Hütte. Ula schlug mit der geballten Faust gegen die eingesunkene Brust. In ihren Augen funkelten Haß und Rachgier. Lars Skäne war es also wirklich, dem diese Rose von Lappland erblickte, der hatte das Herz der Schönsten gewonnen, ihm sollte Liebesglück von Erikas Antlitz entgegenstrahlen — nein, das durfte nicht sein, war er doch der Sohn —.

Mit wahrer Wut stürzte sich die Lappin auf die Festtagskleider und klopfte sie so lange, bis sie den Arm nicht mehr zu rühren vermochte.



„Ei, das heiß' ich schnell Freundschaft geschlossen!“

Erka wollte die gewohnte Arbeit heute nur schlecht von der Hand gehen, ein geheimes Sehnen zog sie zum Fenster, von wo aus sie die Elf übersehen konnte. Noch nie im Leben hatte sie nach Knut Fosström ausgehauet, nein, im Gegenteil, sie hatte sich stets seinen fengenden Blicken zu entziehen gesucht, und heute wünschte sie ihn herbei. Hatte er doch Lars noch gesprochen, brachte er ihr doch sicherlich Grüße von ihm. Die Elf trug ihr Wasser wie alle Tage zum Meere, kein Nachen kam, weiß schillernde Möven belebten allein die silberschimmernde Flut. Eine Renttierherde setzte eben über die Elf, man sah nur die mächtigen Geweihe auf dem Wasser schwimmen. Aber dort — tauchte ein schwarzer Punkt auf, nach und nach wurde er größer, und Erka gewahrte jetzt einen Kahn, welcher langsam näher kam. Nur Knut Fosström konnte es sein. Das Sehnen, von Lars Skäne zu hören, siegte in ihr ob, sodaß sie zum Strande eilte.

„Grüß Gott, Erka, ei, das trifft sich ja gut!“ rief der Fischer und trat auf sie zu.

Sie schämte sich, daß sie ihm entgegenging, bückte sich, rupfte Gras in ihre Schürze und entgegnete mit etwas unsicherer Stimme: „Meine Kaninchen fressen am liebsten Kräuter, welche hier unten an der Elf wachsen.“

Knut nickte: „Die Tiere werden es gut haben; wen du pflegst, Erka, der kommt nicht zu kurz. Das sendet dir Lars.“ Dabei übergab er ihr das Kettchen.

„D der Liebe!“ entschlüpfte es Erka.
„Ich an seiner Stelle hätte etwas Kostbareres gewählt, und welch schöne Sachen waren zu haben! Nun, Soldatenleben ist lustig, da wird er sein Geld wohl besser gebrauchen, als um reiche Geschenke zu machen.“

Erka verstand wohl die böswillige Absicht Knuts, aber sie hielt es unter ihrer Würde, eine Antwort darauf zu geben; ruhig fragte sie: „Nun, und was läßt er mir sagen?“

„Grüße schickt er, und du möchtest dich auf meine Freundschaft verlassen. Diese Blumen hier sind von mir, Erka, du kannst sie nehmen.“

Wenn auch über ihr Gesicht ein Schatten flog, so nahm sie die Blumen doch, denn sie liebte die zarten Kinder der Natur, und tränken mochte sie Knut Fosström nicht; seine Freundschaft war besser als seine feindliche Bestimmung.

Sie trennten sich, doch war ihre Begegnung nicht unbemerkt geblieben: Ula hatte die beiden gesehen. Ihre Gedanken verirrteten sich wieder in weite Ferne, hastig raffte sie die Sachen auf und schritt der Hütte des Reichsten ihres Stammes zu. In ihren Augen waren seine Schätze unermesslich, hundert Renttiere nannte er sein eigen, die Kälber nicht mitgerechnet. In der Hütte hingen kostbare gestickte Geschirre für die Renttiere; zierlich eingelegte Schlitten, Lappstöcke, um die flüchtigen Tiere anzutreiben, oben mit einer Klapper versehen; schnell fahrende Skider, auf denen man in fliegender Hast, wenn zur Wintertime Schnee und Eis die Lappmarken deckte, von dannen eilen konnte. Dort in der Ecke, durch Finnen vorsorglich verhüllt, prangten kostbare Gürtel, silberfunkelnde Kragen, wie sie die Braut und der Bräutigam an ihrem Ehrentage trugen. Ula küßte das Tüchlein ein wenig und sah die hochzeitliche Pracht. Einst — einst war die Zeit nicht mehr fern gewesen, wo auch sie sich damit schmücken sollte. Sie wollte das Tuch wieder über den Hochzeitschmuck breiten, aber ihre Hand zitterte, es sank zur Erde und gab den Blick frei, so daß ein glimmerndes Gewinde aus Gold- und Silbertand, papierenen Blu-

men, Glasperlen und farbigen Bändern sichtbar wurde. Eine Brautkrone war es, das Heiligthum jeder Familie, welches von einem Geschlecht auf das andere erbt. Mit welcher Wonne hatte sie einst daran gedacht, sich dieses Ehrenzeichen aufs Haupt zu setzen. Sie nahm die Krone und drückte sie sich auf den Kopf; struppigeres, graueres Haar quollen wohl niemals darunter hervor. Als sie den bedeutungsvollen Ring auf ihrer runzeligen Stirne fühlte, erfaßte sie eine unsagbare Wut; sie reckte die Hand in die Höhe und rief mit freischender Stimme: „Fluch über dich und die Deinen — Verderben und Glend, dir — Lars Skäne!“

Draußen vor der Hütte stand jemand betroffen still und lauschte. Plötzlich stand ihr Knut Fosström gegenüber. Das Erstaunen war gegenseitig. Endlich brach der Fischer in ein schallendes Lachen aus: „Ei, Ula, willst du noch freien, prüffst du, ob deine Stirn noch kräftig genug ist, um die Brautkrone zu tragen?“

Die Alte griff danach und riß sie vom Kopfe. Plötzlich kam ihr ein Gedanke: „Knut Fosström, es war mir so ein kindisches Spiel, du weißt, das Treiben des Alters ähnelt zuweilen dem des Kindes; solchen Schmuck überlasse ich den Jungen, und ich wette, Knut, daß du ihn nicht ungern der schönen Erka aufsetzen möchtest.“

Knut erschraf gewaltig. Woher kannte Ula seine geheimsten Herzenswünsche? Es mochte doch wohl wahr sein, was die Leute von ihr sagten, sie könne den Menschen die Gedanken an der Stirn ablesen. Aber er stellte sich, als begriffe er keines ihrer Worte, und rief verächtlich: „Auch darin gleichen die alten Weiber den Kindern, daß beide thörichtes Zeug schwagen!“

Er wandte sich zum Gehen, aber Ula rief ihm nach: „Verstell dich nicht — ich weiß doch, was ich weiß, glaub 's mir, Erka selbst und ihre Sippe werden, wenn du Ernst machst, den reichen Knut Fosström dem bettelhaften Lars Skäne vorziehen. Die graue Armut sitzt bereits auf der Schwelle seines verfluchten Vaters — ha, Was Fluch soll ihn und seine verdammte Sippe ganz und gar verderben!“

„Was hat dir der alte Lars Skäne gethan, alte Ula? Du fährst ja auf wie eine Bärin, der man ihr Junges geraubt?“

„Er hat mein Lebensglück zerstört und mein Herz vergiftet! Höre mir zu, es thut der alten bösen Ula wohl, ein mal ihrem Grolle Lust zu machen und ihr Herz auszuschütten.“

Die Lappin kauerte am Feuer nieder und streckte die fröstelnden Hände gegen die lodende Flamme. Mit leuchtender Brust und heiserer Stimme begann sie: „Du kennst den stattlichen Hof in Storbaden, am Ausgange nach Luleå.“ Knut nickte. „Der Hof gehörte Ingeborg, der Mutter vom alten Lars Skäne, sie stammte aus Umeå und war eines wohlhabenden Fischers Tochter; der Mann, den sie heiratete, war Korporal der Bewärtinge, stammte aus Storbaden und war nicht unvermögend. Als der Mann gestorben war, bewirtschaftete sie den Hof allein. Wenn einst ihr einziger Sohn Lars mündig würde, sollte er ihn erhalten, und daß er Frida Dalström, das einzige Kind eines reichen Holzhändlers aus Hedenfors, heirate, stand fest. — Da, als das Eis oben in den Fjällen eben ausgegangen war, kam ich mit meinem Stamme auf dem Landweg in die Fjälle durch das Dorf, sprach in Ingeborgs Hof ein, bat um altes Leinen für ein neu geborenes Kind. Nur mürrisch gab sie mir das Gewünschte; als ich den Hof verließ, begegnete mir ein eben erwachsener

Bursche, der sah mich groß an — und ich merkte wohl, daß ich ihm gefiel.“

Als Ula Knuts ungläubige Miene bemerkte, rief sie nicht ohne Selbstbewußtsein: „Kannst mir's glauben, Knut, diese Augen waren nicht immer so blöde und rot und das Haar nicht so grau und struppig wie jetzt!“

„Glaub's wohl — glaub's wohl.“

Mit zwei Händen konnte man seine Hüften umspannen und die Knöchel waren gelenkig und fein zum Zerbrechen. „Schön Ula“ — hieß ich — ha — ha — „Schön Ula“ — wer sollte das heute noch denken. Ich eilte hinaus, aber — mir war's, als wenn mir jemand mit Gewalt den Kopf noch einmal nach rückwärts drehte. Da stand der Bursche noch und starrte mir nach. Fort war ich, die Wöchnerin und ihr Kind bedurften meiner. Aber als alles schlief, stand ich auf; mich zog es wie mit Stricken zu Ingeborgs Gehöft. Herr meines Himmels, erschraf ich — auf halbem Wege begegnete mir Lars.“

Wie ein verklärter Schimmer flog es über ihr Gesicht, die Erinnerung an die seligen Stunden verschönte die verwetterten Züge der Alten.

„Was nun kam, kannst du dir denken. Am nächsten Tage zogen wir stromaufwärts, er folgte uns, immer weiter hinauf gingen wir, er scheute nicht den weiten Weg, er kam doch, und wenn es nur war, um mich einen Augenblick zu sehen. Im Herbst kamen wir wieder an Storbäcken vorbei, da wollte er mich zu seiner Mutter führen und ihr mitteilen, daß nicht Frida — nein, nur ich, die schöne Ula, sein Weib werden sollte. Wie mir das Herz schlug, ich hörte es ordentlich — als ich den Kirchturm des Dorfes erblickte — und da stand Lars, mit ausgebreiteten Armen lief ich ihm entgegen — aber er wagte kaum anzublicken.“

„Mir ahnte Furchtbares. Lars — Lars! rief ich, du hast deinen Sinn geändert.“ — Er schüttelte den Kopf. — „Nicht ich, Ula — aber — die — Mutter!“ „Die Mutter!“ kreischte ich, faßte ihn beim Arme und zog ihn in den Hof. „Die Hunde los! Jagt die lappländische Bestie vom Hof!“ brüllte Ingeborg. Und die Tiere stürzten auf mich zu, die Knechte drohten mich zu schlagen und er — er ließ es geschehen! Fluch über dich! Fluch über die ganze nichtsnutzige Sippe! — Mehr sagte ich nicht — ich ging — um alt, häßlich, um die böse Ula zu werden!“ —

Sie fuhr sich über die Stirn, eine Weile schwieg sie erschöpft, dann fuhr sie fort: „Mein Fluch hat sie getroffen, sie sind verarmt, Ingeborg ist in der Elf ertrunken — Lars Skäne ist krank und elend und sein Sohn — nun, Knut, ich denke, für dessen Glück wirst du wohl sorgen — ha — ha — nicht wahr, mein Sohn!“

Knut hörte nur einzelne Worte der Alten, nickte mit dem Kopfe und ging.

Der Tag rückte näher, an dem die Sonnenscheibe um Mitternacht voll über den Marken des Polar-kreises steht. Es ist der Tag des heiligen Johannes, und jedwedes Herz im Lande der Schweden klopf ihm freudig entgegen. Das Dörfchen Jockmod wurde zum grünen Walde und die Rasenfläche vor dem Pfarr-hause zum Tanzplatz für fröhliche Menschen. Hei, wie sich die Paare im lustigen Ringelreigen drehten und wie sie sich dann zierlich im Firtleis wanden, einem Tanze, der aus alten Zeiten stammt und einstens aus Deutschland herüber gekommen sein soll. Auch Ula und Knut, Fohström waren zugegen. Die Alte schaute sich um und auch das Auge des Fischers schien etwas zu suchen.

„Hast du Erika nicht gesehen?“ fragte ihn die Pap-pin leise.

„Was kümmert mich die!“ gab er kurz zurück. Sie kicherte heiser.

„Ei, ich meine, solch ein hübsches Mädchen müsse einen stattlichen Burschen, wie dich, Knut Fohström, wohl kümmern?“

Knut lehnte Ula den Rücken und mischte sich unter die andern. Aber es duldete ihn nicht unter den Fröhlichen, er begab sich zu Eritas Hütte. Er fand das Mädchen wohl festlich geschmückt mit der Kette von Lars Skäne, aber ohne den letztern zum Tanze zu gehen — nein, das vermochte sie nicht. Sie saß schweigend mit troziger Miene auf dem Rande ihrer Bettlade, welche in die Wand eingelassen war; vor ihr stand die Mutter und eiferte in blindem Zorne gegen die störrische Tochter, welche ihr thörichtes Herz an einen gemeinen Soldaten weggeworfen hatte, dessen Vater nicht einmal Geld genug zum Postkaufen besaß. Der Vater, des Zuredens müde, war schon hinüber nach Jockmod gefahren.

Knut versuchte mit allen Überredungskünften Erika zu bewegen, und klisterte ihr ins Ohr: „Lars hoffte, das schmutze Kettchen sollte alle andern Dirnen beim Johannisfeste neidisch machen.“

„Hat Lars dir das gesagt?“ erwiderte Erika, ihm voll und fest ins Auge sehend.

„War's nicht seine letzte Bitte an mich, dein Tänzer beim Johannisfeste zu sein?“

Erika erinnerte sich schmerzlich des Vorganges beim Abschied von dem Geliebten und nickte wehmütig.

„Komm!“ sagte sie kurz und ging den Schlangelpfad zum Ufer der Eulek hinunter.

Knut Fohström folgte, böshafte Freude lag auf seinem Gesicht, verlangend ruhte sein Blick auf der herrlichen Gestalt, die so stolz und sicher vor ihm schritt.

„Siehst du, wie ich deine Wünsche erfülle, Lars Skäne,“ sprach er heimlich in sich hinein. Nun saß er dem Mädchen gegenüber, sie stießen vom Lande.

Mutter Karin ist nun zufrieden, sie steht in der Thüre der Hütte, legt die flache Hand über die Augen, damit die Sonne sie nicht blende, schaut ihnen vergnügt nach und träumt sich den reichen und stattlichen Knut Fohström als Eidam.

Die jungen Leute waren drüben in Jockmod gelandet, bis hierher tönten die lustigen Klänge der Tanzweisen. Wie beglückt war Erika sonst zum Tanz-platz geeilt — doch heute zerriß ihr das alles das wehwunde Herz.

Knut habte sich den Weg durch die Menge. Als er sich nach Erika umsah, war sie verschwunden, sie stand einsam hinter den in wilder Tanzeslust mit den strammen Burschen dahinrasenden schmutzen Dirnen.

Ula entging es nicht, sie rieb sich die knochigen Hände und ihre listigen Blicke flogen von Erika zu Knut und von Knut wieder zu Erika.

Mit zu Boden geschlagenen Augen, der ausgelassenen Heiterkeit ringsum nicht achtend, stand diese da, ab und zu führte sie die Hand an das silberne Kettchen, es war ja ein Liebeszeichen von ihm, ein schweigender Gruß des fernen Geliebten.

Knuts Augen ruhten aus der Ferne sinnlich ver-langend auf dem Mädchen; da zapfte ihn jemand an der Nacke, beinahe erschrocken drehte er sich um, Ula grinste ihn an.

„Wie zaghaft unsere Burschen sind!“ zischte die Alte jetzt in sein Ohr; er schien nicht zu hören.

„Schön ist Erika, das ist wahr, keine andere Dirne kann sich mit ihr messen.“

Foßström achtete scheinbar noch nicht auf ihre Worte, doch sein Blut wallte immer heftiger.

„Ja, ja, sie fürchten sich vor Lars Stånes derben Häuten, deshalb magt es keiner, sie zum Tanze zu holen,“ fuhr sie mit lauter höhnischer Stimme fort. „Vor dem Betteltropf kriechen die reichsten Bauernsöhne ins Mauselloch!“

Wie ein abgeschossener Pfeil schoß Knut dahin, jetzt stand er vor der lieblichen Erika, beinahe stehend bat er um einen Tanz. Sie weigerte sich, da umfaßte er mit kräftigen Armen ihre Hüften und riß sie mit sich fort. Erika, um die frohe Stimmung des Festes nicht zu stören, folgte ihm, wenn auch widerstrebend. Ula lachte boshaft in sich hinein. Karin, die inzwischen auch herbeigekommen war, freute sich des stattlichen Paares, welches jetzt eben vom Tanzplatze abtrat. Da fiel etwas klirrend zur Erde, Lars Stånes silbernes Kettlein war zerrissen und jetzt hatte es sich von Erikas Hals gelöst. Mit Thränen in den Augen hob sie es auf und eilte nach Hause.

„Ein Glied im Kettlein ist zerrissen, das Zeichen trägt nicht, bald ist sie frei und dein — wenn du Mut hast. Nun, daran wird's wohl nicht fehlen?“

In dem Herzen des Fischers kochte es auf, unruhig ging er hin und her, aber tanzen konnte und wollte er heute abend nicht mehr.

Das Johannistfest war verraucht, das alltägliche Leben nahm wieder seinen eiförmigen Lauf, aber seine Erinnerungen blieben noch lange, wenn die Burschen und Mädchen nach harter Tagesarbeit am heimatischen Herdfeuer saßen, die liebste Unterhaltung.

Es mochte wohl selten vorkommen, daß Frau Karin, müde und matt von der anstrengenden Arbeit des Tages, nicht sofort die Augen schloß, um ununterbrochen vom Abend bis zum Morgen zu schlafen. Heute war es nicht so, sie warf sich unruhig auf dem Bärenfell hin und her und störte dadurch Zuanuel, ihren Ehegatten.

„Was hast, Mutter? Drückt dich der Alp?“

„Kannst recht haben, Alter,“ entgegnete Karin, „ist unser einzig Kind, das mich kummert; ihr Herz hat sie an Lars Skåne, den bettelhaften Burschen gehängt — den bessern Mann könnte sie haben, Knut Foßström geht ihr nach, wird gern mit Lars tauschen.“

„Morgen, Mutter, morgen, wollen's beschlafen,“ erwiderte der Fischer, sich nach der Ofenseite mit lautem Gähnen hinflehend.

„Schlafen, wie kannst du schlafen, wo sich's um Glück und Frieden unseres einzigen Kindes handelt? Ist der Vater ein Thunichtgut, wird's mit dem Jungen nicht besser werden.“

„Pui, Mutter, wie magst du den alten braven und tüchtigen Lars Skåne so schelten, weil das Unglück ihn verfolgt und alles, was er anfängt, mißlingt.“

„Ach,“ rief Frau Karin heftig, „hat der Vater kein Glück, hat's der Sohn auch nicht, und ein Bettelprinz kriegt meine Tochter nicht!“

Von Luleå aus ruderte langsam ein Mann die Elv herauf. Er trug das gewöhnliche Kleid der Landleute dieser Gegend, nur die Mütze aus schwarzem Tuch mit gelbem Rand zeigte den Postbeamten an. Alle vierzehn Tage fuhr er einmal hinauf und einmal herunter. Es war nicht leicht für ihn, allein gegen den starken Strom anzukämpfen, und nur langsam kam er vorwärts, so daß die Brieffschaften oft recht

spät in die Hände ihrer Empfänger gelangten; wichtig waren sie meist nicht, was lag daher wohl daran?

Erika hatte recht sehnsüchtig nach ihm ausgesehnt, absichtlich machte sie sich jetzt mehr an der Elv zu schaffen wie sonst. Heute nun sah sie nach dem Flachs, der in der seichten, von dem Druckwasser gebildeten Lache wässerte. Sinnenden Auges prüfte sie, ob die Fäden sich gut lösten, das war eine günstige Vorbedeutung und diese sehnste sie herbei, denn der Flachs war zu ihrem Hochzeitsklimen bestimmt. Den Flachs, alles rings um sich her vergessend, eilte sie auf den Postboten zu: „Grüß dich Gott, schön' Erika, nun sollst du auch den ersten Schreibebrief haben, den ich meiner Mappe entnehme.“

Wie ihre Hand zitterte, als sie danach griff und wie ihr das Herz gegen das Nieder klopfte! Das Nahen des Postbootes — es war ja ein Ereignis — hatte so manchen Neugierigen herbeigelockt, unter ihnen auch Knut Foßström. Erika ging abseits, ihr Heiligthum, den Brief von Lars Skåne, unter der Schürze verbergend. Mit zitternder Hand erbrach sie das Siegel und begann die Buchstaben zu entziffern, da war weiter nichts geschrieben als lauter Liebe! Plötzlich wurde sie ernst. „Blanda,“ ja so lautete der Name, stand da, und Lars Skåne erzählte, daß er in ihr eine Freundin gefunden habe, welche schön und gut sei, die er täglich sehe und mit der er stets von seiner Erika sprechen könnte. Er beschrieb, was sie für herrliche Augen hatte, wie ihr Haar so schwarz und ihre Lippen so rot seien. Erika faltete das Papier zusammen und schob es in den Lag ihres Nieders. Die Thränen flossen noch immer, aber waren sie vorher mild gewesen wie befruchtender Frühlingregen, so gleichen sie jetzt den kalten Tropfen, welche sich unter den Novembersturm mischen. Ringsum tiefes Schweigen, die Birken und Fichten ruhten im schwerheissen Sonnenscheine. Da fuhr ein Blitz aus heiterem Himmel nieder, ein Windstoß jagte Wolken zusammen und der Donner grollte. Plötzlich war Leben in die schlafende Natur gekommen, aber ein zorniges Beben durch alle ihre Glieder. Erika sprang auf, ihr kam es vor, als hätte sich die Unendlichkeit zwischen die letzte Stunde ihres Lebens gelegt, um eini und jetzt in zwei gänzlich verschiedene Teile zu zerschneiden. Den ersten kennzeichnete die jubelnde Freude, den andern das bittere Weh. Einzelne Tropfen fielen; groß und schwer berührten sie klatschend die Blätter, sie eilte zur Hütte. Es entging Knut nicht, wie verändert die Züge des Mädchens waren; vorher wetteiferten sie mit den Strahlen der Sonne und jetzt lagen dunkle Gewitterwolken auf ihrer Stirn, gerade wie in der Natur.

„Was ist dir, Erika, du siehst so verstört aus?“

Sie lachte kurz. „Der Blitz und der Donner haben mich erschreckt, sie kamen so plötzlich aus heiterem Himmel,“ gab sie flüchtig zurück und slog dabei vorwärts. Ein zuckender Blitz fuhr hernieder und der Donner rollte erneut durch die Berge. Nun lief auch Knut Foßström von dannen, aber plötzlich stuzte er, denn er sah, wie Erika den Brief verlor; ihn aufnehmen und denselben in die Tasche stecken, war das Werk eines Augenblicks.

Als Knut Foßström gelesen hatte, was in dem Schreiben stand, da wußte er, was Erikas Antlitz verdüsterte. Aber in seinen Zügen leuchtete es auf, sein Herz war von Hoffnung geschwellt; vielleicht hatte die alte Ula doch recht gesprochen. Das Papier lag wieder auf derselben Stelle, wo Erika es verloren; des strömenden Regens nicht achtend, eilte sie zurück und

nahm es auf. Aber sie mochte es nicht behalten, ein Name stand darin, der ihrem Herzen so tiefe Schmerzen bereitete, fort damit in alle Winde. Sie zerstückelte es und gab es dem Sturme preis.

Auch in Stockholm beging man das Johannisfest; lauter, prächtiger wohl, als droben im Lappland, aber vielleicht nicht so bedeutungsvoll, nicht so innig. Die Kasernen waren bekränzt, den Soldaten wurde ein Festmahl bereitet, und ein fröhlicher Johannistanz schloß sich an. Blanda durfte dabei nicht fehlen. Sie strahlte in ihren Festgewändern, alles an ihr atmete glühende Lebenslust und dabei war doch liebliche Anmut über ihre Erscheinung ausgegossen.

Nlas Nielsen verschlang sie fast mit seinen Blicken, er forderte sie zum ersten Ringelreigen auf, und sie hatte keinen Grund, ihm denselben abzuschlagen. Aber ihr Auge schweifte unruhig über die Soldaten hin, welche den Tanzplatz umstanden; sie schien jemanden zu suchen, dessen Kommen sie sicher erwartet hatte. Nlas wußte wohl, warum Blanda so still und in sich gefehrt war, sie wartete auf Lars Skäne; doch der kam vor der Hand nicht, dafür hatte er, sein Korporal, gesorgt. Er hatte so lange gesucht und gemäkelt, bis er an seiner Uniform und seinen Waffen eine kleine Vernachlässigung gefunden und er somit das Recht erworben, über ihn eine Ordnungsstrafe zu verhängen. Das höchste Maß, das ihm zustand, hatte er gewählt, und ihm aufgegeben, bis um 9 Uhr des Abends die Kasernenstube nicht zu verlassen, um seine Sachen zu putzen. Traurig gehorchte der Soldat, seine Gedanken flogen heimwärts, er gedachte der fernem Erika und der schönen Johannisfeste, welche er sonst mit ihr verlebte hatte. Nur eins tröstete ihn, und dies war der Gedanke, daß auch sie dem Tanze wohl heute fern bleiben würde. Einen Brief hatte er noch nicht von ihr erhalten, kaum durfte er auch darauf hoffen, wußte er doch, wie schwer ihr das Schreiben wurde. Die Knaben erklernen es dort nur selten, die Mädchen aber heinabe nie.

Nun war die Stunde seiner Strafe vorüber, er ging hinunter, um wenigstens dem Tanze zuzusehen. Blanda gewahrte ihn, eilte auf ihn zu und überschüttete ihn mit liebevollen Vorwürfen, daß er so lange auf sich habe warten lassen. Lars Skäne mochte nicht eingestehen, daß er Strafe erhalten. Sie drängte ihn zum Tanze; er wollte ihr nicht willfahren aber nun schoß sie die Pfeile ihres Spottes auf ihn ab.

„Ei, bei euch daheim, in dem Lande, wo die Eisbären zu Hause sind, kennt man den Ringelreigen und den Springtanz wohl nicht? Laß es mir gut sein, Lars Skäne, du würdest mich doch wohl nur fallen lassen, und dazu wäre mir mein Festkleid zu lieb.“

Das war für den flotten Burschen, der daheim weit und breit für den besten Tänzer galt, doch zuviel. Er erariff Blanda und nun schwenkte er sie im Kreise, daß ihr die Röcke flogen. Pflöchlich warf er sie in die Höhe, fing sie wieder und sprang in mächtigen Säzen mit ihr weiter. Blandas Herz klopfte gewaltig, alle Stürme der Leidenschaft waren in ihr entfesselt, sie hätte den blonden Riesen des Nordens unter der Blut ihrer Küsse ersticken mögen. Noch immer rasten sie dahin, und der Zufall wollte, daß sie an Nlas Nielsen stießen, der die beiden schon längst eifersüchtig beobachtet hatte. Er stürzte wütend auf Lars Skäne zu, faßte ihn am Kragen und schüttelte ihn gewaltig, doch dieser, seine untergeordnete Stellung vergessend, holte aus und verfezte dem Korporal einen Schlag in das Gesicht. Im Nu war er umringt, man führte

ihn ob seines Vergehens ab und stellte ihn vor ein Kriegsgericht.

Blanda war außer sich. „Nichtsnuziger Dube!“ schleuderte sie Nlas Nielsen ins Gesicht und damit eilte sie nach Hause. So endete für Lars Skäne und für Blanda das Johannisfest, aber auch Nlas Nielsen war es verdorben.

Der Brief Lars Skänes ließ Knut Fossström keine Ruhe. Der Name „Blanda“ hatte plötzlich für ihn eine Bedeutung gewonnen, an welche er große Hoffnungen für die Zukunft knüpfte.

Er ging zu Ula und brachte ihr ein neues schönes Fell. „Schau, Ula, hierauf würdest du wohl besser liegen als auf deiner alten Bärenhaut.“

Die hagern Finger der Alten wühlten in dem langhaarigen Pelze. „Wie weich und wollig!“

„Nimm es, mir ist es nicht von Nutzen.“

„Ei, das nenne ich brav gesprochen, der Himmel lobt es einem schmucken Burschen schon hier auf Erden, wenn er ein altes armes Weiblein nicht mißachtet.“

Sie trug die kostbare Gabe vorsichtig in ihre Behausung, dann kehrte sie zurück. Sie bemerkte wohl, daß Knut Fossström etwas auf dem Herzen hatte; deshalb forderte sie ihn auf, bei ihr einzutreten, um selbst zu sehen, wie schön sich das Fell auf ihrer Lagerstatt ausnehme.

Knut that es und setzte sich gemütlich neben die Alte. „Mir scheint es, Ula, du rauchst nicht vom Besten.“

Sie nickte und entgegnete feuzend: „Wo soll es herkommen, ich trockne das Kraut von den Kartoffeln, qualmt es doch wenigstens und beißt's auf der Zunge.“

Dabei blies sie in die Pfeife, so daß dieser ein übelriechender Rauch entströmte.

„Du sollst es besser haben, Ula, hier nimm, es ist traurig, wenn das Alter so freudenleer ist wie das deine. Ich habe gehört — du lieber Gott, man munkelt so manches — daß du es besser haben könntest, wenn dich Lars Skäne der Vater — —“

Bei Nennung dieses Namens sprang Ula auf und ließ sogar in der Erregung den kostbaren Tabak fallen. „Nun, nun, beruhige dich nur, ich wollte dich nicht kränken.“

Sie stieß einen verhaltenen Fluch durch die schadhafte Zähne und fauerte wieder nieder. Dabei störte sie mit dem Schürreisen in den glimmenden Kohlen, so daß die hellen Flammen wieder daraus emporschlügen.

Knut Fossström begann wieder: „Ja, ja, Lars Skäne der Vater hat es übel mit dir getrieben, und der Sohn scheint es nicht besser zu machen; ich hörte ein Vöglein singen, daß er in Stockholm nach andern Mädchen schaut und Erika darüber vergift. Ihr Gesicht scheint mir die Wahrheit zu bekunden, sie sieht aus, als hätte sie das Lachen verlernt.“

Knut schwieg, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Ein kostbares Kräutlein rauchst du, Knut Fossström,“ antwortete Ula, indem sie begierig an der Pfeife sog, welche sie sich mit dem geschenkten Tabak gefüllt hatte. Sie schien die Reben des jungen Mannes überhört zu haben und ganz in den ungewohnten Genuß vertieft zu sein. Erst als sie eine blanke Doppelkrone in ihren Händen fühlte, wandte sie ihm ihre Aufmerksamkeit wieder zu.

„Blanda heißt sie und du könntest gelegentlich einmal bei Erika — aber nur heimlich, so von ungefähr — nun, du verstehst mich schon, Ula.“

„Ich versteh' dich schon,“ lachte die Alte, und als Knut die Kote verließ, meinte sie mit vielstündigem Grinsen, indem sie auf das Geldstück in ihrer Hand blickte: „Sorge nur dafür, daß sich die Krone bei mir nicht zu einsam fühlt, mich will es bedünken, als ob sie sich nach Gesellschaft sehnte.“

Knut versprach ihr noch mehr solcher blinkenden Stücke, dann verließ er das Weib.

„Verdammte habgierige Hexe!“ murmelte er zwischen den Zähnen, als er das Birkenwäldchen wieder durchschritt.

Erika schritt hinauf zum Säter, in jeder Hand trug sie einen Eimer, sie wollte die Kühe und die Ziegen melken. Da tauchte Ula aus dem Grase auf, über ihren Schultern hing ein Sack, darin hatte sie Kräuter und Wurzeln gesammelt, um daraus heilsame Tränke für Menschen und Vieh zu bereiten. Erika begrüßte sie kurz, es graute ihr ein wenig, diesem unheimlichen Weibe hier oben in den Bergen allein zu begegnen. Ihr war, als würde ihr das Weib etwas zuleide thun, und da befand sich niemand weit und breit, den sie hätte zu Hilfe rufen können. Eilig schritt sie vorwärts, aber die Alte vertrat ihr den Weg; rechts und links waren Felsen, sie mußte halten und ihr Rede und Antwort stehen.

„Nun, wie steht es in Stockholm?“ fragte Ula gleichgültig lächelnd. Erika zuckte zusammen und entgegnete mit möglichst gleichgültiger Miene: „Soviel ich weiß, gut.“

Damit wollte sie weiter gehen.

„Nun, hat er nicht geschrieben?“

„Nein,“ erwiderte das Mädchen kurz und dabei durchzuckte bitterer Gram ihr Gesicht.

„So sind die Soldaten; bei ihm heißt es wohl auch: Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen.“

Erika wurde bald rot, bald blaß, sie stand wie festgewurzelt, und die Lappin, ihr starr in die Augen sehend, meinte weiter: „Ich hatte einen merkwürdigen Traum, du weißt, Kind, ich verstehe sie ein wenig zu deuten. Mir träumte, ich wäre in Stockholm, und da war ein Mädchen, das hieß Blanda —.“ Ula schwieg jetzt, sie schien den kurzen Ausschrei, welchen Erika ausstieß, erwartet zu haben. Aber nun hielt diese nichts mehr, sie schob das Weib beiseite und stürmte vorwärts. Ula sah ihr hohnlächelnd nach. Der Pfeil hatte getroffen, aber sie ärgerte sich doch, daß das Mädchen so schnell davon ging, denn sie hatte sich vorgenommen, ein kleines Geschäft zu machen, indem sie ihr Tausendgüldenkraut anbieten wollte, von dem die abergläubischen Leute meinten, es führe ungetreue Liebhaber wieder zurück. Ula besuchte Knut in seiner Hütte und gab ihm einen Wink, daß die Gelegenheit jetzt günstig sei, Erika allein zu treffen. Der ließ sich das nicht zweimal sagen und eilte auch zum Säter. Freundlich trat er an sie heran und legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie schüttelte sie ab.

„Hast du geweint, Erika?“

„Nein!“

„Bist du traurig?“

„Nein!“

„Hat dich Lars Skäne vielleicht gekränkt?“

„Nein!“

„Bist du böse auf ihn?“

„Nein!“

„Soll ich dir helfen?“

„Nein — nein!“

Dabei nahm sie die Eimer, und obgleich die Ziegen noch nicht gemolken waren, lief sie, so schnell sie ihre

Kühe nur tragen wollten, den Bergpfad hinunter. Knut sah ihr zornig nach und dabei verschlang er sie doch mit seinen Blicken. Noch nie war sie ihm so schön erschienen wie eben jetzt, wo sich die dicken goldschimmernden Zöpfe beim raschen Laufe gelöst hatten und das offene Haar wie ein Mantel über ihre Schultern fiel. Aber wie schön hatte sie ihn behandelt, seine Eitelkeit war tief gekränkt, sie sollte erfahren, daß er wohl wußte, wie es um sie und Lars Skäne stand.

„Frage nur Blanda, wie es ihm geht!“ rief er ihr nach. „Blanda“, dieser entsetzliche Name traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel, unter seiner Gewalt sank sie beinahe in die Knie. Zum zweitenmal schlug der Name heute schon an ihr Ohr. O, es war kein Zweifel mehr, Ula hatte nicht von Blanda geträumt, sie hatte so gut wie Knut Fossström, vielleicht durch andere Soldaten, welche mit Lars Skäne bei demselben Regiment standen, davon gehört. Er mußte es doch arg treiben, daß sie es hierher in die Heimat schrieb. Wie ein gezeichnetes Reh lief sie nach Hause. Trübselig war einige Zeit vergangen, Erika wich Knut aus, ebenso wie der Lappin. Nun nahte der Sonntag, und oben im Dörfchen Quicksjök hielt der Pfarrer heute den Gottesdienst. Sein Kirchspiel war weit und ausgedehnt und von allen Seiten eilten die Leute auf Kähnen und durch die unwegsame Wildnis heran, um dem Worte Gottes zu lauschen.

Pfarrer John war ein echter Hüter der Seinen; er hatte nach Stockholm geschrieben und sich erkundigt, wie Lars Skäne seine Pflichten bei der Fahne erfülle. Die Nachrichten hatten nun freilich nicht günstig gelaute, und als die Gemeinde in dem schlichten Holzkirchlein des nördlichsten Ortes des schwedischen Lapplandes an der Inleälf vereint war, da flocht er denn in seiner Predigt mit ein, daß sich leider einer — und zwar Lars Skäne — so weit vergessen habe, aus lauter fleischlicher Lust, um eines leichtfertigen Mädchens willen, sich gegen seinen Korporal, also einen Vertreter der weltlichen Obrigkeit thätlich zu vergehen. Es war, als ob die Kirchenwände sich auf Erikas Brust legten, als ob aller Augen wie glühende Pfeile auf sie gerichtet wären. Beinahe war es auch so, denn jeder, der wußte, daß die Nase, Erika, für Lars Skäne erblickte, sah zu dem erstenden Mädchen hinüber, die einen gleichgültig, andere bedauernd, Ula jedoch voll stillen Triumphes. Sie suchte den Ausdruck auf Knut Fossströms Zügen zu lesen, doch dieser sah da stumm und starr, wie aus Holz geschnitten, kein Muskel bewegte sich, er schien ganz in das Gesangbuch vertieft. Ula aber sah genau hin, und so entging es ihr nicht, daß der junge Fischer dennoch über den Rand des Buches hinweg ganz verstoßen zu Erika hinüber blinzelte. Die Blicke Ulas und Knuts begegneten sich verständnisvoll. Auf Frau Karins Stirn lagerte Trost und deutlich stand auf dem zusammengekniffenen Mund geschrieben: „Seht Ihr, hatte ich nicht recht, Lars Skäne taugt ebensovienig wie sein Vater.“ Ihr Ehegemahl allein empfand warm mit seinem Kinde, unter der Betbank versuchte er ihre Hand zu fassen, um sie teilnehmend zu drücken. Nun war das Amen gesprochen, die Kirche leerte sich nach und nach, nur Erika saß noch wie fest gebannt. Es war, als hätten sie ihre Sinne verlassen, sie hörte und sah nichts, merkte nicht, daß sie nur allein noch im Gotteshause war, und starre unverwandt auf die leere Kanzel. Sonst war ihr von da stets Stärkung und Trost gekommen, doch heute war ein Blitz von dem geweihten Orte hernieder gefahren, der sie mitten ins Herz traf. Und der Herr Pfarrer

hatte es gesagt, da mußte es wahr sein, da war nicht daran zu denken, denn aus seinem Munde floß nur lautere, unverfälschte Wahrheit. Rings um das Kirchlein waren die Toten gebettet. Ein einfaches Kreuz mit einer zum Himmel strebenden, aus Holz geschnittenen Taube bezeichnete die jedesmalige Stelle, wo sie ausruhten vom irdischen Wallen. Keine hemmende Mauer beengte diese Stätte des Friedens; der Urwald drängte herein und beschattete mit seinem lauschigen Dunkel schon die äußersten Gräber. Junge, frische Sproßlinge tauchten aus den dunkeln Gräften empor und grüntem lustig zum Himmel. Es lag etwas Verfüh-

nendes in dieser engen Verbindung zwischen dem Tode und dem Leben. Auch Erika empfand es, sie lehnte sich jetzt gegen eine junge Birke, die aus einem solchen Grabe sproßte, das Kreuz, welches auf der andern Seite gestanden, war an den kräftigen Stamm gesunken. Das Mädchen schaute den Tod herbei.

Frau Karin stand bei dem Pfarrer und sprach eindringlich mit ihm. Nahe dem Ausgang der Kirche verhandelte Knut mit Ulla, und allein für sich, trübselig ins Weite blickend, harterte Erikas Vater der Seinen.

„Nehmt sie nur gehörig ins Gebet, geistlicher Herr, denn für einen kederlichen Bruder ist sie zu gut, und wenn Ihr ein Wörtlein einfließen lassen wölltet, daß Knut Fohström doch ein anderer Mann für sie wäre, auf den schönsten Nachs käme es mir nicht an.“

John schüttelte die weißlich schimmernden Locken: „Behaltet Euren Fißch, Mutter Karin, wohl will ich mit Erika sprechen und ihr sagen, daß ein untreuer Bursche, der sein Mädchen so schnell vergißt, ihrer nicht wert ist, aber zu Knut ihr zuzureden, wäre nicht gut, die Wunde muß ausbluten, ehe man sie zu heilen versucht.“

Frau Janssen war es zufrieden. „Kommt Zeit, kommt Rat.“ Ulla und Knut Fohström sprachen noch immer

heimlich. „Warte noch, der Augenblick ist noch nicht da, um Erika deine Wünsche zu offenbaren. Geh mir so lange der Mutter um den Bart,“ meinte die Alte. Karin verließ den Friedhof, Knut schloß sich ihr an, sie hatten eifrig miteinander zu verhandeln. Ulla schlich in das Dorf, bald bettete sie in dieser Hütte, bald gab sie in jener guten Rat, wie man dem Kinde den Sticksusten heilen, oder wie man der Kuh die blutige Milch vertreiben könne. Anderswo besprach sie die Gesichtskrose oder den reisenden Fluß. Essen und Trinken, vielleicht auch einige Kupfermünzen handelte sie dafür ein und verließ endlich vergnügt ihre Kund-

schaft, damit sie die Gelegenheit der Heimfahrt nicht verpasse.

Sie hatte Grund, fröhlich zu sein, denn sie war satt geworden, der Barbestand ihrer Tische hatte sich gemehrt und dann — die kostbare Nachricht von Lars Skäne.

Der Gottesacker war leer. Sonnengold lag darüber, eine weihevollte Stille erhöhte die Heiligkeit des Ortes. Man beging ein unsichtbares Begräbnis, ein junges wehleidendes Menschenherz begrub eben das Glück seines Lebens.

Erika war unaufgefordert an ihren geistlichen Berater herangetreten und hatte gebeten, in ihrem Namen an Lars Skäne zu schreiben und ihm zu sagen, daß sie sich entschlossen

habe, dem Glanze der Brautkrone für ewig zu entsagen.

„Aber scheltet ihn nicht, ehrwürdiger Herr; Ihr werdet es besser zu schreiben wissen, wie ich es zu sagen vermag, daß es ihm nicht wehe thut; kränkt ihn nicht, ich bitte Euch darum. Und hier — hier —“

Sie hatte das silberne Kettlein, es war wieder gelötet, vom Halse gelöst und es dem Priester eingehändig, dann war sie davon gestürzt, sie konnte den gewaltsam zurückgehaltenen Thränen nun nicht mehr wehren.



Sie lehnte sich gegen eine junge Birke, die aus einem solchen Grabe sproßte.

* * *

Das war eine schweigende Fahrt, nur das Auf und Nieder der Ruderstangen und das Rauschen des Kielwassers war zu vernehmen. Nichts regte sich, ganz Lappland lag unter der Glut der Mittagssonne darnieder. Da flogen, aufgeschreckt durch die nahenden Boote, Tausende von Wasservögeln über die Luleäfluten und verdunkelten für einen Augenblick die Sonne, ihr Getreisch erfüllte die Luft. Erika glaubte den Aufschrei ihrer eigenen schmerz erfüllten Seele vernommen zu haben. Dann war es stille wie vorher, so still wie auf dem Friedhofe in Quickjock.

Frau Karin war sprachlos vor Wut, Erika hatte erklärt, daß es sie zu Hause nicht mehr halte und daß sie nimmermehr gelassen sei, Knut Fosström als Festman zu nehmen. Die Mutter wollte sie schlagen, schon hatte sie den Arm gegen sie erhoben, aber ihr Vater ermahnte sich jetzt aus seiner weiblichen Schwäche und schützte sein Kind.

„Habt Dank, Vater, der Himmel mag es Euch vergelten!“ Damit nahm Erika ihr Bündel und wandelte immer der Elfenlang, der dornigen, stacheligen Ranken nicht achtend, fort durch die Wildnis. Sie fühlte kaum die Risse und Stiche, das Herz that ihr so weh, daß sein Schmerz jeden andern übertäubte.

Lars Skäne hatte nun bald die Zeit seiner Strafe überstanden. So dunkel ihn auch seine Zelle umging, so war es ihm doch, als ob sie sich zuweilen mit einem hellen Lichtschein erfüllte. Seine Gedanken hatten dann lieben Besuch. Erika war bei ihm und flüsterte ihm tröstend ins Ohr:

„Zage nicht, Lars Skäne, ich weiß doch, daß du brav und mir treu geblieben bist, ich glaube nicht, was die Menschen von dir sagen, und wäre es das Schlimmste.“

Und nun hatte sie es doch geglaubt. Der Brief des geistlichen Herrn, den der arme Soldat samt dem silbernen Kettlein in der zitternden Hand hielt, hatte es ihm eben verkündet.

Nun war er frei, und das erste, was er that, war, daß er an Erika schrieb, um sie seiner Treue und Unschuld zu versichern, und mit dem Briefe eilte er zu Blanda, die sollte darunter setzen, was für ein schlechter Mensch Olaf Kielfsen sei und wie sie selbst bei den Wunden des Erlösers schwören könnte, daß er — Lars Skäne — niemals ein Wörtlein von Liebe zu ihr gesprochen habe.

Aber ein anderes Mädchen stand hinter dem Schenktisch, ein hageres, rothaariges Geschöpf, für die sich wohl nicht so bald ein Liebhaber gefunden hätte. Als Lars Skäne nach Blanda fragte, lachte sie roh: „Ah, Ihr seid es, Lars Skäne, Euer Mädchen ist auf und davon, fortgejagt hat man sie, man ist der Liebelei müde.“

Bestürzt eilte Lars Skäne von dannen, der Brief mußte abgeben ohne die Bestätigung seiner Unschuld durch Blanda, aber nach Wochen kam er zurück, er war nicht in Erikas Hände gelangt.

In einem Dachkammerlein des Gasthauses „Flygare“ zu Luleå lagen zwei Mädchen, um nach gethaner harter Arbeit der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Die Jahreszeit war vorgeückt, nur selten noch hatte sich dieser nördliche Weltteil des wärmenden Sonnen-

scheins zu erfreuen, das Tageslicht war ihm nur spärlich zugemessen. Ein matt brennendes Licht erleuchtete den engen Raum und beschien die zwei jugendlichen Mädchengesichter. Die eine hatte blondes goldschimmerndes, die andere schwarzes tiefdunkles Haar. Beide waren jung und schön, aber die Fröhlichkeit, welche sonst wohl der Jugend eigen, schien ihnen fremd zu sein. Dieser Ernst lag auf ihren Zügen, aber beide fühlten sich zueinander hingezogen. Vielleicht war es das Gefühl, daß jede einen Kummer im Herzen trage, welches sie schneller und inniger verband, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Die stille



„Habt Dank, Vater, der Himmel mag es Euch vergelten!“

Stunde der Nacht, wenn der Mensch ausruht von der Arbeit des Tages, hat es an sich, daß das Herz sich dem Herzen leichter erschließt als beim geräuschvollen Walten des Tages. Das Mädchen mit dem schwarzen Augen schüttete der neugewonnenen Freundin ihr Herz aus. Die andere hörte schweigend zu, nur zuweilen unterbrach sie ihre Rede und sprach: „O, Hanna, Hanna, was hast du leiden müssen!“

Die andere erzählte, wie sie den Soldaten liebe, und wie sie, trotzdem sie gewußt hätte, daß er eine Braut besessen, welche er abgöttisch liebte, dennoch versucht habe, sein Herz zu gewinnen. Und weiter sprach sie von Olaf, dem bösen heimtückischen Olaf, der den Armen ins Unglück gebracht, und dabei rannen ihr die Thränen über die Wangen. Erika lauschte gespannt,

sie drückte die Hand aufs Herz, um das verräterische Klopfen zu unterdrücken. Es wollte ihr nur schlecht gelingen.

„Nun, und liebte dich der Soldat, hat er mit dir getanzt, dir Liebes gesagt, hat er dich geküßt?“

Hanna lachte beinahe wild auf: „Getanzt wohl, doch dazu habe ich ihn gezwungen. Liebes gesagt? Ha, ha, und geküßt? Kalt wie ein Eiszapfen war er, nur wenn er an sein nordisches Mädchen dachte, fing er an zu glühen wie die Berge, welche Feuer speien, ich weiß nicht, wie man sie nennt.“

Da hielt es die Blonde nicht länger, sie sprang vom Lager und umhastete die Freundin. Endlich faßte sie sich und sagte: „Der Soldat hieß Lars Skäne und ich bin das Mädchen, welches er liebt, o, und ich konnte an seiner Treue zweifeln — und du heißt nicht Hanna, sondern Blanda wie unsere Frau Wirtin!“

Blanda fuhr empor und machte sich aus der Umarmung der andern los. Einen Augenblick schossen die dunkeln Augen zornglühende Blitze auf die neue Freundin; aber diese blickte so sanft, diese bittend zu ihr hinüber, daß Blanda die Nührung übermannte und sie ihr dunkles Haupt gegen Erikas goldigen Scheitel legte. Es that ihr so wohl, in ihrem bitteren Liebessumner eine teilnehmende Seele neben sich zu wissen.

Nun weinten sie beide; die eine aus Glück, aus Reue und aus Kummer über den Schmerz der Freundin, die andere aus Liebesweh und aus Teilnahme an der Wonne der Gefährtin.

Lars Skänes Herz wieder zu gewinnen, war Erikas einziges Bestreben. Die Zeit, welche er noch bei der Fahne zu dienen hatte, währte ja nicht mehr allzulange, dann kehrte er an die Ufer der Luleå und in Erikas Arme zurück. In Erikas Herzen jubilierte es; hätte sie nur nach Hause gekommt, um den Herrn Pfarrer zu sprechen, damit dieser an Lars Skäne schreibe. Aber es ging ja nicht, es war zuviel zu thun im Hause Flygare, da durften zwei flinke Hände wie die Erikas bei der Arbeit nicht fehlen. Plötzlich änderte sich die Sache, nach einigen Wochen, als die Tage immer kürzer und kürzer wurden, langte die Trauertunde an, daß Frau Karin unerwartet das Zeitliche gesegnet habe. Erika mußte den Dienst verlassen, um dem vereinsamten Vater den Haushalt zu führen. So traurig ihr Herz über den Verlust war, so durchbeßte es doch ein freudiges Bittern, als sie dem Herrn Pfarrer das erzählte, was ihr Blanda vertraut hatte.

„Schreibt ihm gleich, mein lieber geistlicher Vater, daß ich alles, alles bitter bereue.“

Johns Auge ruhte freundlich auf seinem liebsten Beichtkinde, er legte die Hand wie segnend auf ihr Haupt und sagte: „Warten wir es ab, bis er selbst heimkommt, denn lange wird es nicht mehr währen, so hat er seine Dienstzeit erfüllt, und es wird ihn zur Heimat ziehen.“

Nun war es beinahe ganz dunkel geworden in den lappländischen Wäldern, nur um die Mittagszeit lag es wie ein Dämmerlicht darüber, die Birken standen entlaubt, das Lied der Vögel war verstummt und die Blumen waren alle schlafen gegangen.

Ein Jüngling wanderte durch die traumversunkene Natur, er trug das landesübliche Kleid der Fischer, aber auf dem blonden gefirniskopfe die schwarz gelbe schwedische Soldatenmütze. Lars Skäne war es, der aus der geräuschvollen Welt in seine stille Heimat wiederkehrte. Nichts ließ er zurück in der nordischen Königinn am Mälarsee und nichts erwartete ihn hier. Er hatte alles verloren, seinen guten Namen und das

Herz seines Mädchens. Das machte ihn betrübt, so betrübt, daß er hätte sterben mögen. Wäre sein alter Vater nicht gewesen, der auf die Kraft seiner Arme angewiesen war, er würde wohl nimmer zurückgekehrt sein. Aber so — es mußte ja sein, er wäre ein schlechter Sohn gewesen, hätte er es nicht gethan.

Und es hat es an sich das stille, waldige Lappland, seine Söhne, die sich einmal draußen in der Welt umgesehen haben, stets wieder wie mit tausend unsichtbaren Armen zurückzuziehen. Wachend und träumend, mitten im Geräusch der Großstadt flüstert plötzlich eine schmutze Birke: „Vergiß mich nicht, kehre wieder, mein Sohn!“

Lars Skäne vergaß nichts, er kehrte wieder und ehe er sich's versah, war er daheim, aber still, in sich gekehrt, wandermüde, nur wie im Traume wandelnd.

„Da bin ich, Vater!“

„Da bist du, mein Sohn!“

Sie schüttelten sich die Hände, dann war es, als hätten sie sich nie getrennt, jeder ging an sein Tagewerk.

Aber zwischen aller Arbeit schaute Lars sehnsuchtsvoll nach der Gegend, wo Erikas Hütte lag. Obgleich es dunkel war, glaubte er sie zu sehen, ihm war es, als läge ein verklärter Schein weit hinleuchtend durch die Nacht über dem mit Rasen bewachsenen Dache. Trübselig stand er an der Fensterluke und starrte hinaus. Hufchte da nicht ein Schatten vorüber? Sah da nicht ein Menschenangeßicht durch die getrübbten Scheiben? Klopste da nicht ein zagender Finger, daß die bleigefassten Gläser leise erklinkten?

Er stand schon in der Thür seiner Hütte, hinter ihm loderten die Flammen des Herdes, seine Gestalt hob sich scharf von dem goldroten Hintergrunde ab.

„Lars Skäne!“

„Erika!“

Mehr sagten sie nicht, es waren zwei bis zur Seligkeit beglückte Menschenherzen, die da aneinander schlugen, galt es doch ein Wiedersehen nach langer Zeit, galt es doch eine hochbeglückte Versöhnung!

Und nun war es Erika, die dem seligen Lars Skäne alles gestand, was sie erduldet und wie sie sich ihm gegenüber schuldig fühle. Seine Küsse verschlossen ihr den Mund.

Nur eins verschwieg sie — wozu sollte sie Zwietracht säen, die vielleicht ihr und dem Geliebten verhängnisvoll werden konnte — und dieses eine war, daß sich Knut Fosström als schlechter Freund bewährt und nur zu oft versucht hatte, die Hand nach dem ihm anvertrauten Gute auszustrecken.

Erikas Vater willigte nun ein, daß der kirchliche Segen die beiden verbinde.

Knut schäumte vor Wut und Rache, aber Ma meinte, es wäre besser, sie nicht offen zu zeigen, weil es leichter sei, unter der Maske der Freundschaft zu schaden als in offener Feindschaft. Der Fischer pflichtete ihr bei.

Morgen nun sollte die Hochzeit sein. Am Altar des Kirchleins zu Jokmod wollte sie Pfarrer John für dieses und jenes Leben verbinden.

Die Luleå lag eisgebannt, ein weißes Tuch breitete sich feuch über die Polarländer, Frau Holle hatte die Betten geschüttelt und den Schnee fußhoch getürmt. Das ist eine Lust für die Bewohner des Nordens. Dann spannen sie die Rentiere vor die leichten Schlitten und jagen dahin über die spiegelglatten Flächen; oder sie nehmen die fußlangen Stiber von der Wand und schnallen sie unter die Füße, um

wie der Vogel in der Luft über die Eis- und Schneefelder zu fliegen. Aber es ist dunkel, die leuchtende Fackel in der Hand muß die Wege zeigen.

Lars Skäne ging zu Knut Fosström: „Freund, Herzensbruder, morgen ist mein Festtag, erweis mir die Ehre und sei mein Fackelträger bei dem Laufe zur Kirche.“

Knut starnte vor sich hin, langsam schürte er die Kohlen auf der Feuerstelle, die Flammen züngelten empor, es war, als ob sich zugleich mit ihnen die sündhaften Gedanken des Fischers zu neuer Kraft entfachten.

„Ich will es!“ sagte er endlich kurz und geleitete Lars zur Thüre. Mehr als einmal faßte seine Hand nach dem Stofmesser an seiner Seite, als er die knisternden Schritte des andern im Schnee langsam verhallen hörte. Aber nein — Blut — hu, ihm graute — er sah die roten Flecke auf dem weißen Schnee, bunt fanzte es vor seinen Augen und dann — es wäre zu offenkundig gewesen und der Verdacht hätte zu nahe gelegen. Er beschloß, zu Ula zu gehen, um sich mit ihr zu beraten. Nicht ohne reiche Gabe begab er sich zu ihr.

Die Lappin hörte ihm schweigend zu, je mehr Silber in ihrer Hand glänzte, desto mehr Teufel grinsten aus ihrem Gesichte. Nun flüsterte sie ihm etwas heimlich ins Ohr. Knut erbleichte, aber bald — leicht war es der Widerschein des Feuers — flammte es blutrot über seine Stirn.

„So sei es!“ sagte er rauh und dann ging er.

In der Nacht schlichen zwei dunkle Gestalten mit Arten bewaffnet die Luleälf hinan, und da, wo sie sich kurz vor dem Dorfe Jockmod merklich verengt, begannen sie das Werk der Hölle. Weithin erklangen die Schläge ihrer Werkzeuge durch die schweigende Einsamkeit, die Eisdecke brach unter ihren dröhnenden Schlägen. Am entgegengesetzten Ende, wo das Eis wieder sicher war, sollte Ula des kommenden Brautganges harren; sobald Knut, der demselben ein gutes Stück vorauslief, seine Fackel mit dem bereitgehaltenen Tuche verlöschte, sollte die Lappin die ihre erheben und weiter laufen. Ein kühleres Brautbett wurde wohl niemals zwei glühenden Herzen bereitet!

Jetzt brach der Hochzeitstag an. Die Sonne hatte die Polarwelt vergessen, nebelhaftes Dunkel erfüllte die Gefilde der Luleälf. Aber es war kalt, eisig

durchzog es die blutleeren Glieder der Lappin. Sie suchte sich für die Ungunst der Witterung schadlos zu halten, indem sie ab und zu einen Schlud des gebrannten Wassers nahm, welches Knut Fosström heimlich aus Luleä eingeschmuggelt hatte. Wie der Feuertrant ihr wohlthat, wie erwärmend er sie durchrieselte! Dabei bewegte sie die Fackel langsam hin und her, damit sie nicht verlösche und zum Zeichen werde, daß sich nun endlich die Rache an dem verhassten Lars Skäne und seiner Sippe vollziehen solle.

Knut Fosström schmückte sich; grüne Reiser, bunte Bänder zierten seinen Hut, Festkleider umhüllten seine nervigen Glieder.

Und nun setzte sich der Hochzeitszug in Bewegung, Knut Fosström voran. Hell flammte die Fackel in seiner Hand und warf zitternde Lichter über den blendenden Schnee, zuweilen leuchtete er damit nach rückwärts bis zur goldflimmernden Brautkrone auf Erika's Haupt.



Der Hochzeitszug stand wie festgebant.

Niemand sprach ein Wort, fellig, Hand in Hand, fuhr das Paar dahin, sollte sich doch nun der schönste Traum ihres Daseins erfüllen. Niemand als die beiden Väter begleitete das beglückte Paar. Nichts hörte man, nur den zischenden Ton der pfeilschnell vorwärtsfliegenden Skider.

In Knut Fosströms Brust klopfte es, als wenn ein schwerer Hammer auf den Ambos fiel, bald mußte die verhängnisvolle Stelle erreicht sein, mit Adlerblick spähte er nach Ula's glühender Fackel. Noch war sie nicht zu sehen, er lief weiter, das Tuch, um seine Leuchte auszulöschen, in der Hand.

Ein Schrei, entsetzlich und nervenerschütternd — ein klatschendes Zusammenschlagen des Wassers — die Fackel des Brautführers war verlöscht. Erika umfaßte Lars und dieser hielt sie fest umschlungen. Der Hochzeitszug stand wie festgebant. Sie lösten die Skider.

„Knut Fosström, Knut Fosström!“ riefen sie laut,

doch keine Antwort erfolgte, nur das Echo gab schaurig den Namen zurück. Man lief zum Ufer, entzündete Reisigbündel und gewahrte mit Entsetzen den schaurigen Schlund, der das Glück der Liebenden verschlingen sollte und statt dessen den Verräter in sich begraben hatte.

Auf der andern Seite aber lag zusammengekauert eine menschliche Gestalt. Es war Ulas entseelter Körper; infolge des übermäßigen Brauntweingenußes war sie eingeschlafen und erfroren, die Fackel aber im Schnee erloschen.

Nicht am Todestage zweier Menschen — und waren es auch ihre ärgsten Feinde — sollte das Eheglück den Liebenden ersprossen. Knut Fohströms entseelten Körper fand man erst, als der Frühling ins Land ging und Lappland nach langem Winterschlaf erwachte. Als die Gräser grüntem, die Blumen erblühtem, Schwedens Nachtigallen wieder sangen und die Sonne den Norden nicht mehr verließ, da erfüllte sich endlich das Sehnen zweier liebenden Herzen.

„Lars Skäne!“
„Erika!“ tönte es von ihren glücklich bebenden Lippen. Lars Skäne und Erika waren nun Mann und Weib.

Der Onkel auf Freiersfüßen.

Erzählung von Gustav Höcker.



Es ist einem herrlichen Blumenstrauch, wie es um diese Winterszeit nur ein Kunstgärtner der Residenz zu liefern vermochte, betrat die Frau Seifensiedermeisterin Bornmüller

mit ihrer fünfundschwanzigjährigen Tochter Minchen das kleine schmucke Haus ihres Bruders, um denselben zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen.

Auf ihr Anläuten an der Vorfaalthür öffnete die Haushälterin, welche erst seit einigen Monaten bei dem ledigen Herrn in Dienst getreten war. Sie mochte wohl das von den Mädchen allgemein so gefürchtete Alter der Dreißig bereits erreicht haben, aber an ihrem schlanken Wuchse hatte die Zeit nichts ändern können, und waren die Rosen der Jugend auf ihrem Antlitze auch verblüht, so gab die Umrahmung des reichen schwarzen Haares dem Gesicht doch noch immerhin etwas Interessantes, und ihre großen dunkeln Augen

übten sogar einen sanften Zauber aus. Sie empfing die beiden Besucherinnen mit einer gewissen verhäimten Befangenheit, wobei ihr sonst blaßes Antlitze von einer Röthe überflogen ward, und führte dieselben in den kleinen Salon, mit dem Bemerkten, daß sie Herrn Krausneck sogleich von der Ankunft des Besuchs unterrichten werde.

„Hast du auch beobachtet, Mutter,“ fragte Minchen, nachdem jede der beiden Damen es sich in einem Lehnstuhl bequem gemacht hatte, „daß Fräulein Bertha offenbar verlegen war, als sie uns begrüßte?“

„Jawohl,“ entgegnete die Seifensiedermeisterin, „und ich fürchtete schon, sie habe vielleicht eine von des Onkels kostbaren Vasen zerbrochen, doch dort stehen sie beide noch unversehrt.“

In diesem Augenblick erschien das „Geburtstagskind“, ein freundlicher behäbiger Herr mit schlichtem, dünnen braunen Haar, und nahm die Glückwünsche von Schwester und Nichte schmunzelnd entgegen.

„Aber Onkel, was ist nur heute mit dir?“ fragte Minchen, „ich weiß nicht, woran es liegt, daß du mir so verändert vorkommst. Du siehst um wenigstens fünf Jahre jünger aus!“

Der Onkel weidete sich stillvergüügt, wie seine Verwandten sich die Köpfe zerbrachen, der Ursache seines veränderten Aussehens auf den Grund zu kommen.

„D, jetzt weiß ich's!“ rief plötzlich die Seifensiedermeisterin. „Onkel hat sich den Schnurrbart abnehmen lassen!“

Es war so. Der dicke, weißgesprenkelte Schnurrbart war glatt wegrasiert, keine Spur eines grauen Härchens ließ sich mehr in Onkels Gesicht entdecken, und das verlieh ihm dieses verjüngte Aussehen.

„Eigentlich gefielst du mir früher besser,“ bemerkte die Schwester, „du sahst ehrwürdiger in dem grauen Barte aus.“

„Ei was, ehrwürdig!“ lehnte der Junggeselle ab, „ich will noch gar nicht ehrwürdig aussehen, dazu ist es in zwanzig Jahren Zeit.“

„Dho!“ rief die Schwester. „Wenn du vor zehn Jahren so gesprochen hättest, wollte ich's noch gelten lassen, aber heute, wo du das halbe Jahrhundert voll hast —“

„Halbes Jahrhundert!“ polterte der Onkel, „muß man denn die Dinge gleich bei ihrem schlimmsten Namen nennen? Mit fünfzig Jahren ist man noch im schönsten Mannesalter.“

„Wer Onkelchen so reden hörte und ihn nicht kannte,“ bemerkte Minchen und stieß ihre Mutter scherzend mit dem Ellbogen an, „der würde meinen, er gehe auf Freiersfüßen.“

„Gehe ich auch!“ nahm Krausneck das Wort auf. „Ihr könnt mir's glauben.“

Mutter und Tochter fühlten sich von einem eisigen Schreck durchrieselt, denn der Junggeselle besaß ein ansehnliches Vermögen und Minchen sollte dasselbe einst erben. Unter keinen Umständen durfte er glauben, daß sie dieses Wort ernst nehmen könnten. Wie auf gegenseitige Verabredung brachen beide in eine erschütternde Lachsalbe aus, wenn sie auch nicht von Herzen kam.

„Sieh nur, Minchen, was er für ein ernstes Gesicht dazu macht!“ rief die Mutter und wollte vor Lachen bersten.

„Es ist ganz seine Art,“ sicherte Minchen, „die unglaublichsten Sachen mit einer wahren Leichenbitterniene vorzubringen.“

„Ich spaze auch nicht,“ beteuerte der Junggeselle. „Am Ende sagt er uns noch, wer die Braut ist!“

brachte Frau Bornmüller unter einem förmlichen Erstickungsanfälle hervor.

„Warum nicht?“ ver setzte der Onkel. „Die Braut ist Fräulein Bertha.“

„Aber Bruder,“ rief Frau Bornmüller mit Entsetzen, „wenn Fräulein Bertha dies gehört hätte, so wäre es mit dem Respekt vorbei.“

„Der Henker hole den Respekt!“ plaste der Jungge selle heraus. „Ich mache keinen Spaß, sondern hei rate wirklich Fräulein Bertha, mit oder ohne Respekt, und jest seid vernünftig und hört mich ruhig an.“

Verschiedene Umstände waren zusammengetroffen, um den Fünziger zu diesem Entschlusse zu bringen. Er hatte sich kürzlich erst vom Geschäft zurückgezogen, und weil er nicht an den Müßiggang gewöhnt war, so kam es ihm jest vor, als habe er in der Welt nichts mehr zu thun, als zu sterben. Der böse Geist der Hypochondrie bemächtigte sich seiner und da riet ihm denn sein Freund, der Doktor, er solle heiraten. Krausned hatte zu diesem Rate gelächelt, denn zum Heiraten gehören zwei, und wie ihm die Ehe die Hypochondrie verschrecken solle, konnte er sich auch nicht recht denken. Da war Bertha als neue Wirtschafterin in sein Haus gekommen und mit ihr schien ein Zauber in dasselbe eingezogen zu sein. Nie zuvor hatte eine solche Ordnung und Sauberkeit geherrscht, und wenn Herrn Krausned seine hypochondrische Stimmung überkam, so brachte ein ein ziger Blick, den er aus Berthas dunkelbraunen Augen auffing, ein ganz neues Leben über ihn. So war denn der Wunsch in ihm entstanden, dieses freundliche Wesen, diesen guten Geist an seine Häuslichkeit und an sein Leben zu fesseln. Freilich wurde bei der Gründung einer eigenen Familie die Zukunft seiner Nichte benachteiligt, welche sich bisher als einstige Erbin seines Vermögens betrachtete hatte, und eben beschäftigte den Jungge sellen diese Frage, als ihm die Kunde ward, daß Minchen die Gattin eines reichen Witwers werden sollte und somit auf die Erbschaft nicht zu rechnen brauchte. Nun entschloß er sich, seiner Haushälterin einen Heiratsantrag zu machen, welcher denn auch freundliche Auf- und Annahme fand.

Onkel Krausned setzte seinen Verwandten diese Gründe auseinander, soweit er es für nötig hielt, und holte dann Fräulein Bertha herbei, um sie als seine Verlobte vorzustellen. Frau Bornmüller und ihre Tochter bemühten sich zwar, ein Lächeln zu zeigen, aber es lag etwas ungemein Giftiges darin, und jest erst begann Bertha zu ahnen, daß sie sich durch ihr Jawort die Verwandten Herrn Krausned's zu Feinden gemacht hatte. Die Eltern des Mädchens waren gestorben, der Vater erst vor wenigen Monaten. Als Hofmusiker mit 600 Gulden Gehalt hatte er der Tochter nichts hinterlassen können als eine alte Geige und seinen Segen. Wer wollte es der Verlassenen, die nun für sich selbst sorgen mußte, wohl verdenken, daß sie jest das Glück nicht von sich wies, welches ihr aus den freundlichen Augen eines gereiften Mannes lächelte, und mit gutem Gewissen versprach, die Pflichten treu zu erfüllen, welche sie damit übernahm? Kaum hatte sich Bertha wieder zurückgezogen, da plaste Minchen in heller Entrüstung heraus und begann einen sehr jungenfertigen Vortrag über das Thema: „Alter schützt vor Thorheit nicht.“ Aber die Mutter brachte sie mit einem gelinden Rippenstoß noch zur rechten Zeit zum Schweigen.

„Heirate du nur in Gottes Namen und höre nicht auf das Kind,“ sagte Frau Bornmüller, indem sie ihrem Bruder mit der Hand auf die Schulter klopfte,

„du mußt selbst wissen, was zu deinem Besten dient, und ich wünsche dir alles Glück!“

Onkel Krausned, der bereits große Augen zu Min chens Belehrungen gemacht hatte, ward dadurch wieder beruhigt, worauf sich die beiden Frauen empfahlen.

„Aber Mutter!“ rief Minchen fast weinend auf der Treppe, „ich begreife gar nicht, wie du dem Onkel noch zureden kannst!“

„O, Minchen!“ schalt Frau Bornmüller leise, „weißt du denn nicht, daß er nur um so hartnäckiger auf seinem Kopfe besteht, je mehr man ihm widerspricht? Das muß man ganz anders einfädeln! Auf geraden Begeen werden wir nichts daran ändern können, wir müssen krumme einschlagen.“

„Vielleicht könnte man ihn durch Eifersucht kurieren,“ meinte Minchen. „Frau Betterlein sagte uns ja, daß Bertha schon einmal ein Verhältnis gehabt habe.“

Die ebengenannte Frau Betterlein besaß ein Nach weisungsbüreau und durch ihre Vermittlung hatte Bertha die Stelle bei Herrn Krausned erhalten. Gelegentlich zog sie aber auch die Vermittlung von Hei raten in das Gebiet ihres Wirkens.

„Erinnerst du dich noch, Mutter?“ fuhr Minchen fort. „Es war damals, als Frau Betterlein zu uns kam, um sich zu erkundigen, ob der Onkel mit der neuen Wirtschafterin zufrieden sei. Da erwähnte sie im Laufe des Gesprächs, daß Bertha schon einmal Braut gewesen sei, und eben wollte sie uns den Namen ihres früheren Verlobten nennen —“

„Da fiel ihr plötzlich ein,“ ergänzte Frau Born müller, „daß sie eine glänzende Partie für dich wisse, und nun kam die Rede auf den reichen Witwer.“

„O du meine Güte!“ jammerte Minchen, „wenn der von Onkels Heiratspläne erführe, da könnte mir am Ende noch die ganze glänzende Partie ins Wasser fallen!“

„Komm, laß uns gleich zu Frau Betterlein gehen,“ sagte Frau Bornmüller, „wir wollen sie über Berthas Vergangenheit vorsichtig ausfragen.“

Beide begaben sich zu der Stellenvermittlerin, aber merkwürdigerweise schien Frau Betterlein plötzlich an Gedächtnischwäche zu leiden, denn sie wollte sich ihrer Auserung nicht mehr erinnern. Mutter und Tochter zerbrachen sich vergebens die Köpfe, welcher Grund sie bestimmen könnte, die Sache rundweg zu leugnen, aber irgend eine Schlaubeit dieser schlangentlugen Frau ver barg sich gewiß dahinter. Sie mußten nun darnach trachten, ohne Frau Betterleins Hilfe hinter Berthas Geheimnis zu kommen, und wirklich lächelte ihnen das Glück, wie es ja mit Vorliebe diejenigen zu begünstigen pflegt, die im Dunkeln schleichen. Bald nach jenem Geburtstage besuchten beide den Onkel wieder. Er be fand sich noch auf seinem gewöhnlichen Spaziergange, Bertha war an das Bügelbrett gebannt, und so benutzten sie die Gelegenheit, in allen Zimmern umher zu schnüffeln. Dabei entdeckte das scharfe Auge Frau Bornmüllers, daß an der Kommode, in welcher Bertha ihr Eigentum aufbewahrte, der Schlüssel lag.

„Ha! welch ein Gedanke!“ flüsterte sie Minchen zu, auf die unbehüteten Schubladen deutend, „wenn da etwa heilige Reliquien oder gar Liebesbriefe zu finden wären! Besser könnte es sich nicht treffen.“

Minchen schlug die Hände zusammen und starrte nach der Kommode, als ob dieselbe einen unermeßlichen Schatz enthielte.

„Die Verführung ist groß,“ sagte die Mutter, „aber mir kommt es fast vor, als wenn ich auf Diebeswegen wäre.“

„Und mir scheint es eher wie eine Schidung,“ ver-
setzte Minchen. „Wir wollen ja nichts stehlen, wir
wollen nur eine Auskunft erlangen. Wir sind es so-
gar dem Onkel schuldig, es wäre doch schrecklich, wenn
er in die Schlingen eines Frauenzimmers fiele, das
vielleicht schon mit allen Hunden geheßt ist.“

Diesen zwingenden Gründen vermochte sich die Mutter
nicht zu verschließen. Beide lauschten mit verhaltenem
Atem, ob sich kein herannahender Schritt, kein fernes
Thürgereisch hören lasse, dann machten sie sich hastig
an die Durchsuchung der Kommodenfächer. Ein leiser
Schrei Minchens verkündete einen Erfolg. Mit einem
ganzen Bündel Briefe in der Hand sprang sie plötzlich
in die Höhe, um ihren Fund auszubreiten. „Es sind
wahrhaftig Liebesbriefe!“ rief sie, einen nach dem andern

in fliegender Hast ent-
faltend. „Unter jedem
Briefe steht: Dein treuer,
dich ewig liebender Karl.“
Mutter und Tochter ver-
schlangen nun gierig den
Inhalt der Briefe, die
einen ganz gewöhnlichen
Liebesroman erzählten;
sie datierten aus ver-
schiedenen Städten, ga-
ben aber über die Person
des Schreibers keinen
Anhaltspunkt, als daß
sein Vorname Karl lau-
tete. Die ganze Korre-
spondenz umfaßte einen
Zeitraum von vier Jah-
ren, ohne daß sich eine
Andeutung gefunden
hätte, weshalb das Ver-
hältnis abgebrochen wor-
den war. Als der Onkel
von seinem Spazier-
gange zurückkam, wurde
ihm der Fund vorgelegt.
Er war sehr unwillig
über diese Indiskretion,
umso mehr bemühte sich
Minchen, seine Neugier
rege zu machen.

„Wenn du mir einen
dieser Briefe lesen wol-
lest, Onkelchen!“ rief sie
enthusiastisch, „sie sind
mit so glühender Leiden-
schaft geschrieben, daß ich
Fräulein Bertha wirklich beneiden könnte, so geliebt wor-
den zu sein.“ Sie hatte schon vorher für eine geeignete Aus-
wahl der stärksten Herzensergießungen gesorgt und hielt
sie jetzt dem Onkel unter die Nase. „Himmliche Bertha!“
lispelte sie, auf eine Überschrift deutend, „den mußt du
zuerst lesen, Onkelchen. Und dann diesen hier, worin
er sie „angebetetes Wesen“ nennt, der ist der gefühl-
vollste von allen.“

Der Onkel war, zum unsäglichen Vergnügen seiner
Verwandten, bis hinter die Ohren rot geworden, den-
noch ließ er sich nicht bewegen, einen der Briefe in
die Hand zu nehmen, sondern befahl Minchen, die-
selben sofort wieder an ihren Ort zu legen. „Mich
geht ja die ganze Geschichte gar nichts an!“ fügte er
hinzu.

„Ich finde es aber nicht sehr aufrichtig von Fräulein
Großer Volkskalendar für 1889.

Bertha,“ sagte Frau Bornmüller frostig, „daß sie dir
dieses Verhältnis verschwiegen hat.“

„Ich habe sie nicht darnach gefragt,“ versetzte der
Onkel, „übrigens konnte ich mir's denken, denn wo
gäb's überhaupt ein Mädchen in den Zwanzigern oder
gar darüber hinaus, das nicht schon eine Liebe gehabt
hätte. Dein reicher Witwer, Minchen, bekommt dich
auch nicht aus der ersten Hand. Es sind ihm bereits
mehrere Anbeter vorausgegangen.“

„Allerdings,“ erwiderte Minchen, „aber das waren
Habenrichte, die ich nicht mochte, folglich kann von einem
Verhältnis keine Rede sein. Und übrigens, wenn man
Braut ist, wie Fräulein Bertha, so hebt man solche
Andenten nicht wie heilige Reliquien auf, sondern über-
liefert sie den Flammen und bricht mit der Vergangen-
heit.“

„Ach, dummes Zeug!“
versetzte der Onkel. „Ich
habe selbst einmal eine
Liebe gehabt, wenn's auch
schon lange her ist —“

„Du, Onkel? Du hast
schon einmal geliebt?“
riefen wie aus einem
Munde Mutter und
Tochter zugleich, denen
dieses Geständnis etwas
Funktelnagelneues war.

„Ja, ich!“ bekräftigte
der Onkel, die Hand
feierlich auf sein Herz
legend.

„Davon hast du mir
ja nie ein Sterbens-
wörtchen gesagt,“ fügte
Frau Bornmüller hinzu.

„So etwas pflegt man
einer Schwester gewöhn-
lich nicht auf die Nase
zu binden,“ lachte der
Onkel. „Aber ich habe
heute noch einen zerris-
sen-Handschuh in meiner
Verwahrung, den die
Geliebte meiner Jugend
getragen hat. Und wenn
ich ein Recht zu besitzen
glaube, eine alte Er-
innerung aufzubewah-
ren, so mag Fräulein
Bertha in Gottes Namen
ihre Heiligthümer eben-
falls aufheben; mich geniert das nicht!“

So niederschlagend auch dieser Mißerfolg für Mutter
und Tochter war, so ließen sich beide dadurch doch nicht
abbrechen. Minchen hatte einen der Briefe heimlich
in ihre Tasche praktiziert: der Besitz der Handschrift
des noch unerforschten Brieffschreibers konnte ihr viel-
leicht nützlich werden. Bald hatte sie denn auch einen
neuen Feldzugsplan ausgedacht. Da Onkel Krausneck
sich durch das frühere Liebesverhältnis seiner Verlobten
nicht anfechten ließ, so wollte Minchen die Vergangen-
heit in die Gegenwart rücken und Berthas ehemaligen
Anbeter gewissermaßen wieder auferstehen lassen. Sie
entwarf folgenden Brief:

„Heißgeliebte Bertha! O! wie haben mich
Deine veröhnlichen Zeilen beglückt, denn aus jedem
Worte erkenne ich, daß Du mir Deine Liebe und



„Es sind wahrhaftig Liebesbriefe!“

Treue bewahrt hast. Nur mit blutendem Herzen riß ich mich einst von Dir los. Ich war der Sklave der Verhältnisse, die mir nicht gestatteten, das Teuerste, was die Erde für mich besitzt, an mein Leben zu fesseln, aber nachdem ich zu Glücksgütern gelangt bin, darf ich Dir von neuem Herz und Hand anbieten. Aus Deinem Briefe spricht die Befürchtung, ich könnte Dir zürnen, daß Du den Heiratsantrag Deines Brotherrn angenommen hast. Diese Besorgnis ist unbegründet. Die Huldigungen, welche Dir ein greiser Anbeter zu Füßen legt, können mich nicht eifersüchtig machen, und Du hast mir ja selbst das Bekenntnis abgelegt, daß mir Deine verlassene, gänzlich hoffnungslose Lage und die Sorge für die Zukunft Dich bewogen haben, dieses Opfer zu bringen. Eine andere Frage freilich ist, wie Du von dem alten Junggefallen wieder loskommen kannst, dessen Verliebtheit Du mir so ergötlich geschildert hast. Das muß ich aber Deiner eigenen Schlaubeit überlassen. Ist es möglich, so bringe dem alten Burken die Sache mit zarter Schonung bei; macht er aber Umstände, so gib ihm ohne weiteres den Laufpaß. Er mag sich dann getrost seinen grauen Schnurrbart wieder wachsen lassen. Aber handle rasch, geliebte Bertha, damit ich mich bald wieder nennen darf Deinen glücklichen Bräutigam Karl."

Wir müssen leider hinzufügen, daß auch Frau Bornmüller an diesem böshaftern Briefe redlich mitgearbeitet hatte. Das heilige Verhältnis zwischen Mutter und Tochter war ihr nie ein Hindernis gewesen, mit der letztern kleine Intriquen zu spinnen, und ihr habgieriges Verlangen, München die bedeutende Erbschaft des Onkels zu sichern, sowie ihr Haß gegen das Weib, welches die glänzende Aussicht der Tochter zu vernichten drohte, waren so unfähig groß, daß sie sich nicht scheute, den eigenen Bruder schonungslos der Lächerlichkeit preiszugeben und ihm vielleicht die bitterste Stunde seines Lebens zu bereiten.

München wollte das Konzept abschreiben und dabei die Handschrift Karls mit möglichster Treue nachahmen, wozu ihr der entworfene Brief als Muster dienen sollte. Dann wollte sie irgend eine günstige Gelegenheit benutzen, das gefälschte Schriftstück in die Hand des Onkels zu spielen. Aber so große Mühe sie sich auch gab, so wollte ihr doch die Nachahmung der Handschrift nicht gelingen. Da kam sie auf den Gedanken, die Hilfe ihres Verlobten in Anspruch zu nehmen, der als ehemaliger Kaufmann jedenfalls eine gewandte Feder führte.

Herr Meinhardt, mit dem wir den Leser jetzt bekannt machen müssen, war ein Vierziger von ziemlich verlebtem Aussehen. Von Hause aus ein armer Teufel, hatte er das Herz einer vermögenden Witwe gewonnen und dieselbe geheiratet, trotzdem sie ihren Jahren nach recht gut seine Mutter hätte sein können. Dieser bedeutende Altersunterschied veranlaßte sie, ihn eifersüchtig zu überwachen; sie ließ sich nicht bewegen, aus ihrem kleinen Landstädtchen in die nahe Residenz zu ziehen, und hielt ihn kurz am Zügel, bis der Tod ihr wachsameres Auge schloß. Meinhardt war Erbe ihres gesamten Vermögens und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den bisher entbehrten Vollgenuß des Lebens nachzuholen. Nachdem er es Jahre lang ziemlich bunt getrieben, fühlte er, daß es die höchste Zeit sei, nun wieder ein solides Leben anzufangen. Dazu brauchte er eine Frau, und diese hoffte er am bequemsten durch Frau Betterleins vermittelnde Hand zu erlangen. Auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege war das Verlöbniß

mit München zustande gekommen, welche, gleich ihrer Mutter, das Geld anbetete.

Bei Meinhardts nächstem Besuche machte München ihn mit dem kleinen Dienste bekannt, den sie sich von der Kunstfertigkeit seiner Hand versprach, und überreichte ihm die beiden Schriftstücke.

"Was haben Sie, Herr Meinhardt?" fragte sie betroffen, als sie ihn den Originalbrief Karls lesen sah und dabei bemerkte, daß er bald rot, bald blaß wurde.

"O nichts!" antwortete der Gefragte, während der Brief in seiner Hand zitterte.

"Ist Ihnen nicht wohl?" forschte München weiter. "Nicht so ganz; ich hätte vielleicht besser gethan, zu Hause zu bleiben. Ich fühle schon seit heute morgen Fieber in mir; bald wird mir siedend heiß, bald überläuft mich innerer Frost."

"Ihre Stimme klingt auch plötzlich ganz heiß," bemerkte München besorgt, "ich will Ihnen ein Glas Glühwein bereiten."

"Nein, das erhitzt mich zu sehr," widersprach Meinhardt, "auch ist der Anfall schon ziemlich vorüber. Aber wo haben Sie diesen Brief her?" fragte er mit einem forschenden Blicke auf München.

"Das kann ich jetzt nicht sagen; vielleicht erfahren Sie es einmal später. Sie brauchen mich nicht so durchdringend anzublicken. Es handelt sich nur um einen ganz harmlosen Spaß. Sie wissen ja, daß wir uns mitten in der Karnevalszeit befinden."

"Wohnt dieses Fräulein Bertha hier in der Residenz?" fuhr Meinhardt mit Fragen fort. "Und wer ist der alte Herr, der sie heiraten will?"

"Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß ein Mann so neugierig sein könnte," verietzte München. "Interessiert Sie diese Dame so sehr?" fügte sie spitzfindig hinzu.

"Nicht im mindesten," entgegnete Meinhardt eintretend. "Aber ich kann unmöglich meine Mitwirkung zu einem Karnevalsscherze bieten, wenn es sich um Personen handelt, die ich nicht kenne."

"Ah! Sie wollen Bedingungen stellen!" rief München frostig. "Dann muß ich bestens danken. Bitte, geben Sie mir die beiden Briefe zurück."

Sie streckte die Hand darnach aus, aber vergebens. "Geben Sie mir die Briefe zurück!" wiederholte sie in eigensinnigem Tone.

Meinhardt schien zu überlegen. Endlich faltete er beide Schriftstücke zusammen und steckte sie in seine Brusttasche.

"Ich will kein Spielverderber sein," sagte er, "wenigstens werde ich mein möglichstes versuchen, die Handschrift nachzunehmen, obwohl ich sonst dergleichen Scherze nicht liebe."

Ein paar Tage später brachte er das gewünschte Schriftstück. München jubelte auf, so täuschend war die Handschrift Karls nachgeahmt. Aber er hatte sich erlaubt, noch eine Nachschrift unter den Brief zu setzen, die nicht in Münchens Konzepten stand. Dieselbe lautete folgendermaßen:

"Willst Du mir nicht Gelegenheit geben, Dich zu sprechen, geliebte Bertha? Im Hause Deines alten Herrn wird sich dies freilich nicht thun lassen. Aber am 8. ds. findet der große Maskenball in der Festhalle statt. Du wirst es schon durchsetzen, an diesem Abende auf ein paar Stunden loszukommen. Unter den Karyatidensäulen des Saales befindet sich rechts vom Orchester eine mit der Gestalt der Thalia. Der Verfer, den Du an dieser Säule treffen wirst, ist Dein in Sehnsucht harrender Karl."

"Diese Nachschrift ist durchaus nicht nach meinem Geschmack," sagte München naserrümpfend.

„Nicht?“ fragte Meinhardt. „Ich wollte es recht gut machen und glaube daher, noch einen kleinen Drücker aufsetzen zu dürfen. Wenn es sich darum handelt, einen verliebten alten Herrn eiferfüchtig zu machen, so darf ein Rendezvous nicht fehlen. Das setzt der Sache erst die Krone auf. Einen andern Brief schreibe ich übrigens nicht, denn das Kunststück hat mich Schweiß genug gekostet.“

Er sprach das mit großer Entschiedenheit und München machte gute Miene zum bösen Spiele.

Die Hauptsache war, daß sie sich nun glücklich im Besitz der gefährlichen Waffe befand, welche sie gegen Bertha geschmiedet hatte, und daß der Brief möglichst bald in die rechten Hände gelange. Mutter und Tochter hatten das Feld bereits gehörig vorbereitet und sich in der letzten Zeit den Anschein gegeben, als wären sie mit der Heiratsabsicht des Onkels vollkommen ausgehört. Sie benahmen sich äußerst liebenswürdig gegen Bertha, welche von München bereits scherzend „Lantchen“ genannt wurde. Frau Bornmüller erteilte dem Bruder Schwesterliche Ratschläge inbetreff seiner künftigen Einrichtung und München schwärmte von der Hochzeit und freute sich schon auf die Ehre, eine von Berthas Brautjungfern sein zu dürfen. Onkel Krausneck sowohl wie Bertha waren hoch erfreut über diese glückliche Sinnesänderung der beiden Damen, in deren Wesen bisher etwas Verschmuptes gelegen hatte; wäre Herr Krausneck freilich weniger harmlos gewesen und hätte Bertha mehr Menschenkenntnis besessen, so würden beide vielleicht dem schönen Wetter nicht getraut, sondern geargwöhnt haben, daß dies nur eine Maske sei, unter welcher sich ein Hauptschlag vorbereitete.

Dieser Schlag ließ denn auch nicht lange auf sich warten; er kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mutter und Tochter befanden sich wieder beim Onkel zu Besuch und alle saßen in traulichem Geplauder beisammen, an welchem auch Bertha teilnahm, als die letztere das Zimmer verließ, um in der Küche nach dem Braten zu sehen. Kaum hatte sie hinter sich die Thüre geschlossen, als München aufsprang und etwas vom Boden aufzuheben schien, als habe es Bertha fallen lassen.

„Da hat Bertha eben einen Brief verloren,“ wandte sie sich an den Onkel, das zusammengebrochene Papier in die Höhe haltend.

„Nies den Brief nicht, München!“ bat der Onkel, als er sah, daß seine Nichte den Hund mit lusternem Auge auseinanderfaltete, um sich mit dem Inhalte bekannt zu machen.

Aber der Einwurf kam bereits zu spät.

„Wie? — Heißgeliebte Bertha? was tust du?“ rief München mit trefflich erbeucheltem Erstaunen, und indem sie das Blatt umwandte, fügte sie hinzu: „Dein glücklicher Bräutigam Karl!“

„Es wird einer der alten Liebesbriefe sein,“ sagte Frau Bornmüller, „sie trägt sie wahrscheinlich in der Tasche herum, um damit Feuer anzuzünden.“

„Nein!“ rief München topfschüttelnd, „der Brief trägt das Datum von vorgestern. Er soll freilich ein Feuer entzünden, ein Liebesfeuer, ha, ha, ha! Da sieh selbst, Mutter!“

Frau Bornmüller trat eilig hinzu, überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Behauptung und begann nun gemeinschaftlich mit München den ganzen Brief zu lesen. Dabei überboten sich beide an Ausrufen des Erstaunens und der Entrüstung, so daß Onkel Krausneck wie auf Kohlen saß. Als Bertha nach einer Viertelstunde wieder ins Zimmer trat, fand sie die so

friedlich verlassene Scene auffallend verändert. Frau Bornmüller und ihre Tochter zeigten sich plötzlich unheimlich kalt und zurückhaltend und musterten sie mit verächtlichen Blicken. Herr Krausneck hielt unter traurigem Kopfschütteln einen Brief in der Hand und befand sich offenbar in einer schmerzlichen Aufregung.

„Tröste dich, Bruder,“ sprach ihm Frau Bornmüller zu, „du bist nicht der einzige Mann, der diese bittere Erfahrung machen muß. Aber du am wenigsten hättest eine solche Behandlung verdient. Wir alle haben uns in dieser falschen Person getäuscht.“

„Laßt uns jetzt allein,“ sagte Herr Krausneck tonlos, worauf seine Verwandten sich zum Gehen bereit machten. Ehe sie sich verabschiedeten, flüsterte ihm München ins Ohr: „Und verlaß dich darauf, Onkel, es ist so, wie ich schon vorhin sagte: sie hat den Brief absichtlich fallen lassen, damit wir ihn finden und lesen sollen. Sie konnte keinen bequemern Weg wählen, um rasch ihren Zweck zu erreichen. Anstandshalber wird sie dir jetzt natürlich irgend eine Komödie vorspielen, durch die du dich aber nicht wirst täuschen lassen.“

Bald darauf befand sich Herr Krausneck mit Bertha allein. „Fräulein Bertha,“ redete er das vor Verwunderung sprachlose Mädchen an, „meine Nichte hob vorhin diesen Brief auf, den Sie im Hinausgehen verloren haben; ist Ihnen diese Handschrift bekannt?“ Er reichte ihr den Brief dar und kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, als ein dunkles Rot über ihr Antlitz flog.

„Ja, ich kenne die Handschrift,“ gab sie zur Antwort.

„Und Sie leugnen Ihre Beziehungen zu dem Schreiber dieses Briefes nicht?“ fuhr Krausneck fort.

„Nein,“ antwortete Bertha mit ehrlicher Offenheit, denn sie glaubte, es sei einer der alten Briefe, der sich durch irgend einen noch unaufgeklärten Zufall aus ihrem Kommodofache in Herrn Krausnecks Hand verirrt habe.

„Nun, so sind wir fertig miteinander,“ sagte Herr Krausneck und wollte das Zimmer verlassen. An der Thüre wandte er sich noch einmal um. „Es würde einer kleinlichen Rache ähnlich sehen,“ fügte er hinzu, „wollte ich Sie auf der Stelle aus meinem Hause weisen. Sie mögen daher bleiben, bis Ihre Angelegenheit geordnet ist; mein Frühstück und meine Mahlzeiten werden Sie mir in meinem Bibliothekszimmer servieren lassen.“

Damit ging er hinaus. Kaum hatte Bertha den Brief mit fiebernder Hast überflogen, als sie Herrn Krausneck nachstürzte.

„So wahr mir Gott helfe, ich bin unschuldig!“ beteuerte sie, die Hände an ihr Herz pressend, „ich habe den Brief jetzt zum erstenmale zu Gesicht bekommen und stehe mit dem Schreiber desselben seit Jahren in keinem Verkehr mehr. Die Sache muß sich aufklären, Herr Krausneck. Ich will alles über mich ergehen lassen, aber von Ihnen so schwer verkannt zu werden — das kann und werde ich nicht dulden!“

Große Thränen rollten über ihre Wangen, aber Krausneck gedachte an Münchens Wort: das war die Komödie, die ihm die Nichte vorausgesagt hatte, denn daß er und Bertha das Opfer eines schlaun angezettelten Betrugs vonseiten seiner Verwandten sein könnten, kam ihm nicht in den Sinn.

„Fräulein Bertha,“ sagte er mit ruhiger Würde, „ich habe schon viel von der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens gehört und gelesen und das hat mich immer von der Ehe zurückgeschreckt, denn ich war mir wohl bewußt, daß ich ein schlechter Seelenkenner

sei und mich in den Rätseln eines Frauenherzens nie zurechtfinden werde. Nun habe ich mich doch noch auf dieses Gebiet gewagt, und vielleicht geschieht mir recht, daß ich diese bittere Erfahrung mache. In einer Beziehung liegt ja die Sache sehr einfach: Sie haben Ihren frühern Liebhaber wiedergefunden, und nach dem Sprichworte: „Alte Liebe rostet nicht,“ zieht es Sie zu Ihrer alten Herzensneigung zurück, nachdem die frühern Heiratshindernisse behoben sind. Aber Sie hätten mich wenigstens nicht lächerlich machen sollen: daß Sie dies jedoch gethan haben, geht aus diesem Briefe nur zu deutlich hervor. Das habe ich nicht verdient, denn ich meinte es gut mit Ihnen.“

Er machte eine Handbewegung, zum Zeichen, daß die Unterredung beendet sei, und Bertha entfernte sich schweigend. Wäre er in hellen Zorn ausgebrochen, so hätte sie hoffen können, mit ihm bei ruhiger gewordenen Stimmung ein Wort zu reden; gegen diese sanfte schmerzliche Fassung jedoch, die seine Worte befand, hatten, ließ sich nicht ankommen, es lag darin eine zu tiefe Überzeugung von Berthas Schuld. Das arme Mädchen erkannte nun, daß man sie mit dem Netzwerk einer tückischen Intrigue umspinnen hatte, und so fest waren die Fäden zusammengezogen, daß ihre Hand sich gänzlich machtlos fühlte, dieselben zu lösen. . . .

Frau Bornmüller und ihre würdige Tochter triumphierten. Sie hatten ihren Zweck erreicht und der Dunkel war von seiner plötzlich erwarteten Heiratslust nun wohl für alle Zeiten gründlich turirt.

„Jetzt bin ich nur noch neugierig,“ äußerte die erstere am zweiten Tage nach dem eben erzählten Vorgange, „ob Bertha auf die Einladung zum Stellbischen in der Festhalle anbeißt und heute abend den Maskenball besucht.“

„Und ich möchte wissen,“ versetzte Minchen nachdenklich, „wie Meinhardt es mit dem Maskenballe hält.“

„Nun, er hat es doch selbst gesagt, daß er nicht ohne uns ginge, und du hattest ja keine Lust dazu.“

„Um!“ machte Minchen, „mir will die Nachschrift nicht aus dem Sinne, die er eigenmächtig dem Briefe hinzugefügt hat. Er war gar so neugierig, zu erfahren, wer diese Bertha sei, und möchte gern hinter die ganze Geschichte kommen. Glaube mir, Mutter, hinter der Nachschrift verbirgt sich nur der feine Plan, mit der Empfängerin jenes Briefes zusammenzutreffen und seine Neugier zu befriedigen. Und wenn Bertha erschiene, da sie eigentlich nichts mehr zu verlieren hat, so —“

„Wie wäre es, wenn du einer deiner Freundinnen Auftrag gäbest?“ meinte Frau Bornmüller.

Minchen dachte eine Weile nach. „Mutter, ich habe einen gottvollen Gedanken!“ rief sie, plötzlich von ihrem Sitze emporschnellend. „Ich will selbst Bertha spielen und dem Perser eine Falle stellen, wenn er sich einfinden sollte.“

„Wenn nun aber die echte Bertha ebenfalls erscheint?“ fragte Frau Bornmüller.

„Ich habe genau Berthas Figur und das gleiche schwarze Haar,“ entgegnete Minchen, „wenn ich das meinige zu einem griechischen Knoten schlinge und mich etwas fester schnüre, so will ich denjenigen sehen, der uns beide unter der Larve zu unterscheiden vermag.“

Der Plan fand der Mutter volle Billigung, und da Minchen selbstverständlich nur in Begleitung der Eltern den Ball besuchen konnte, so wurden sogleich alle Vorbereitungen zur Beschaffung der Maskenanzüge getroffen. In einem Leibgeschäfte für Maskengarderobe suchte sich Minchen das Kostüm eines Blumenmädchens aus und

auch für die Eltern fanden sich zwei passende Anzüge. Der Papa wurde gar nicht erst gefragt, der kannte keinen andern Willen als den von Frau und Tochter und erfuhr erst beim Mittagessen, daß er heute abend beide auf den Ball führen werde. Den ganzen Tag gab es noch an den Kostümen der beiden Damen zu nähen und zu ändern. Endlich als der Abend kam, war alles fix und fertig; Sofa und Stühle des Wohnzimmer waren mit den verschiedenen Garderobestücken bedeckt und Minchen befand sich bereits in den schneeweißen Unterkleidern, da tönte plötzlich die Vorkaalklingel und deutlich hörte man eine Männerstimme das öfFnende Dienstmädchen fragen: „Die Herrschaft zu Hause?“

„Gerrgott! das ist Meinhardt!“ raunte Minchen erschrocken der Mutter zu. „Ich bin unwohl, Mutter, verstehst du?“

Mit diesen Worten raffte sie blitzschnell die verräterische Maskengarderobe zusammen, stürzte damit in das anstoßende Schlafzimmer und warf sich ins Bett. Frau Bornmüller war hinausgeeil und führte Herrn Meinhardt ins Zimmer, wo er erfuhr, daß Minchen von heftigem Kopf- und Magenweh heimgesucht sei. Dieser bedauerte, heute abend um das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu kommen, und da er in Folge dessen mit dem nächsten Zuge wieder nach Hause fahren werde, wie er sagte, so kürzte er seinen Besuch ab und verbieth auf morgen seine Wiederkehr, um nach dem Befinden seiner Verlobten zu sehen.

Als Meinhardt fort war, sprang Minchen von ihrem Schmerzenslager wieder auf. „Der fährt nicht nach Hause, Mutter!“ rief sie. „Er hat sich nur überzeugen wollen, ob wir uns wegen des Maskenballes nicht etwa anders besonnen haben, um desto sicherer zu sein, daß er uns nicht dort trifft. Nun bin ich meiner Sache erst recht gewiß!“

Eine Stunde später befand sich die Familie Bornmüller im dichtesten Gewühl des strahlenden Festhallsaales. Mit Mühe gelang es dem Papa, in einem der Nebenzimmer für sich und seine beiden Damen Plätze an einem gedeckten Tisch zu erobern, von wo aus Minchen von Zeit zu Zeit einen Streifzug nach der bewußten Karvattensäule rechts vom Orchester unternahm. Plötzlich traf ihr Auge auf eine hohe spitze Mütze, welche sich durch das Gedränge hindurch arbeitete, und als der Träger derselben sichtbar wurde, vollendete sich seine Erscheinung in der That zu der eines vornehmen Persers. Dieser hatte zwar das Blumenmädchen bereits bemerkt, schien aber unsicher, da sich noch andere weibliche Masken in der Nähe befanden. Minchen wich zurück, bis sie dicht an der bezeichneten Säule stand, und als er ihr zögernd folgte, griff sie in ihr Blumenkörbchen und warf ihm aus dem kleinen Vorrathe desselben eine Rose zu. Das war deutlich. Der Perser hob die Blume auf, drückte sie, zum nicht geringen Arger der Spenderin, an sein Herz und stand im nächsten Augenblick an ihrer Seite.

„Bertha?“ hörte Minchen seine flüsternde Stimme an ihrem Ohre. „Wenn ich nicht schon dein Erscheinen als günstige Vorbedeutung rechnen dürfte, so würde diese Rose dafür gesprochen haben.“

Diese Anrede übertraf noch Minchens kühnste Befürchtungen. Also nicht nur Neugierde hatte Herrn Meinhardt hergeführt; er schien diese Gelegenheit sogar zu einem Abenteuer ausbeuten zu wollen.

„Erinnerst du dich noch dieses Perserostiums, Bertha?“ sprach er weiter. „Ich trug es auf jenem Maskenfeste, wo wir uns zuerst kennen lernten, und habe es wie ein Heiligtum aufbewahrt.“ Es kam immer besser!

Diese Worte schienen auf eine bereits vorausgegangene Bekanntschaft mit Bertha hinzudeuten; Minchen mußte mehr erfahren und nicht mit dem Kopfe, als ginge sie auf seine Rede verständnisvoll ein. Der Perler bot ihr seinen Arm und wandelte mit ihr durch das Maskengetümmel, bis beide einen der Nebensäle gewonnen hatten, wo der nur gedämpft hereindringende Schall der Musik ein Gespräch ermöglichte, ohne daß man Ohr und Stimme besonders anzustrengen brauchte.

„Ehe ich dir das Räthel meines Briefes erkläre, höre mich zuvor an, Bertha,“ begann der Perler wieder. „Es ist jetzt einige Monate her, als ich dir zufällig auf der Straße begegnete. Ich kannte dich gleich wieder; dir aber schien mein Gesicht fremd geworden zu sein. Diese Begegnung rief in mir lebhaft die Erinnerung an frühere Zeiten wach und wunderbar fühlte sich von dem Blicke deiner Augen mein Herz bewegt. Es war der ganze Zauber, den du wieder auf mich ausübtest. Da es auf offener Straße war, so wollte ich nicht umkehren und dir nachgehen; auch — hm! hm!“

fügte er hustend hinzu, „hatte ich mir infolge einer heftigen Erkältung ein rheumatisches Fußleiden zugezogen und ging noch an der Krücke. Im übrigen glaubte ich, dich bei deinem Vater leicht finden zu können. Ich war wieder frei, Bertha. Die Bande, die mich an eine andere knüpften, hatte der Tod zerissen. Ich hatte Vermunftschlächten walten lassen, als ich unser Verhältnis abbrach. Diese Rücksichten hinderten mich jetzt nicht mehr, aufs neue um deine Liebe zu werben, wenn du mich nicht zurückweist. Aber als ich dich in der alten väterlichen Wohnung aufsuchen wollte, erfuhr ich, daß dein Vater gestorben sei. Über deinen Aufenthalt vermochte mir niemand Auskunft zu geben. Wochenlang setzte ich meine Nachforschungen fort; sie blieben ohne Erfolg und ich gab dich wieder auf. Noch aber bin ich Herr meiner Entschlüsse!“

Der Sprechende fühlte, wie die Hand des Blumenmädchens unter seinem Arme zuckte. Vor Minchen begann es hell zu tagen. Sie erkannte jetzt in Herrn Meinhardt Berthas ehemaligen Liebhaber, den Verfasser jener zärtlichen Briefe mit der Unterschrift Karl. In der Übereinstimmung dieses sehr gewöhnlichen Vornamens mit dem ihres Verlobten hatte sie nie etwas Auffallendes gefunden. Eine sehr einfache Gedankenverbindung Frau Betterleins hatte die ganze Lage geschaffen. Dieselbe hatte vorgezogen, den Namen von Berthas ehemaligem Anbeter zu verschweigen, weil er

auf ihrer Heiratskandidatenliste stand und eine passende Partie für Minchen abgab. Das alles hatte jetzt blischnell in ihrem Geiste keine Erklärung gefunden. Hätte sie ihrer natürlichen Eingebung folgen können, so würde sie ihre Larve vom Gesichte gerissen und dem Treulosen eine wohlverdiente Demüthigung bereitet haben. Aber das verbot ihr die Klugheit, denn dann wäre es natürlich auch mit der Heirat vorbei gewesen, und Minchen spürte durchaus keine Lust, sich einen solchen Goldfisch, wie Meinhardt, aus ihrem Netze entweichen zu lassen. Um keinen Preis durfte er erfahren, wen er vor sich hatte; das war der einzige klare Gedanke, den sie in ihrer peinlichen Lage zu fassen vermochte.

Während sie noch ihr Hirn abmarterte, einen Ausweg zu finden, kam ein ganzer Zug Pierrots, Harlekins und anderer lustiger Personen herangetanzt und wirbelte in heiterem Übermuth der Maskenfreiheit das Pärchen mit sich fort. Dadurch wurden beide getrennt und das Blumenmädchen ersah einen günstigen Augenblick, sich loszumachen, um zu den Eltern zu eilen, mit denen sie sofort nach Hause wollte. Aber der Perler hatte sich inzwischen ebenfalls freigegeben, und als Minchen zurückblickte, sah sie ihn hinter sich. Vergebens stürzte sie sich mitten in das dichteste Maskengewühl, kein Hindernis vermochte ihn von der Verfolgung abzuhalten.

Minchen floh, als ließe sie um eine Million, und in ihrer Herzensangst schlüpfte sie zuletzt durch eine der kleinen Nebenthüren des Saales, rannte durch einen erleuchteten Korridor und sah sich in einem dicht mit Tabakrauch gefüllten Zimmer, wo eine Menge Herren beim Bier saßen oder Billard und Karten spielten. Lautes Gelächter empfing das verirrte Blumenmädchen und bereits wollte dasselbe durch die noch geöffnete Thür wieder den Rückzug antreten, da tönte auch schon der Ruf: „Bertha!“ hinter ihr und mit eiligen Schritten kam der Perler den Korridor entlang gepoltert. Ohne sich weiter zu befinnen, stürzte Minchen zwischen zwei Billards hindurch, die zum Stoße ausgelegten Quenes der Spieler beiseite schiebend, und verschwand durch die nächste Thür. Ein kalter Luftzug und eine endlose Dunkelheit, in welcher lange Reihen von Gasflammen wie Irreflichter flackerten, sagten ihr, daß sie sich im Freien befand. Einen Augenblick schreckte sie zurück, sich in ihrem leichten Kostüm der Nachtlust auszusetzen, aber bereits verriet ihr der helle Lichtschein, der hinter ihr auf die dunkle Straße herausdrang, daß ihr der Verfolger auf den Fersen sei, und in der That er-



Der Perler stand im nächsten Augenblick an ihrer Seite.

schienen in der von ihr kaum zugeworfenen Thür die Umrisse des Bersers und aus der Bierstube heraus tönte das schallende Gelächter der Gäste, welche die seltsame Jagd weidlich zu ergötzen schien. Geru hätte sich Minchen in eine Droschke geworfen, aber sie hatte die Festhalle auf einer Nebenseite verlassen, wo keine Wagen hielten. Auch hätte ihrem Verfolger das gleiche Mittel zu Gebote gestanden, und zu Fuße hoffte sie ihm eher zu entrinuen. Anfangs ließ sie den Berser ein gutes Stück hinter sich, aber da seit einigen Tagen Schmutzwetter eingetreten war, so versperrten ihr oft große Wasserlachen den Weg; sie mußte denselben ausweichen oder sie auf den Fehenspitzen behutsam durchschreiten und inzwischen kam Meinhardt ihr immer näher, denn er sprang, ohne Rücksicht auf sein Kostüm, mitten durch Schmutz und Pfützen, daß Minchen es laut platschen hörte. So war die Jagd bereits durch

mehrere Straßen gegangen, zur großen Belustigung der Leute, die den beiden Masken unterwegs begegneten. Da sah Minchen das Haus des Dinkels vor sich. Sie konnte nicht mehr weiter; ihre eng zusammengeschnürte Taille hinderte sie am Atmen und dazu fühlte sie das heftigste Seitenstechen. Mehr tot als lebendig, riß sie an der Klingel. Es war noch nicht spät; in der Wohnung des Dinkels brannte Licht; eines der Fenster öffnete sich und ein Kopf streckte sich heraus; allem Anscheine nach war es Bertha. „Öffnen Sie schnell!“ rief Minchen hinauf, „ich werde verfolgt!“

Der Berser war, durch übermüthige Straßensjungen aufgehalten, ein Stück zurückgeblieben. Er langte eben keuchend und atemlos vor dem Hause an, als das Blumenmädchen in der sich öffnenden Thür verschwand, die ihm gerade vor der Nase zugeschlagen und dann rassend verschlossen wurde.

Herrn Krausnecks Überraschung war nicht gering, als Bertha ihm seine halb ohnmächtige Nichte zuführte, in phantastischem Maskenanzuge und von unten bis oben mit Rot bespritzt. Als sie sich einigermaßen erholt hatte, gelangte ein Entschluß, der ihr schon unterwegs dunkel vorgeschwebt, in ihr zur Reife. Sie wollte dem Dinkel lieber ein beschämendes Geständnis ablegen, als auf den Besitz eines zwar treulosen und wandelmüthigen, aber reichen Gatten verzichten. Es war das Beste, sie söhnte den schwer hintergangenen Dinkel mit Bertha wieder aus und schob dadurch allen weitem Bewerbungen Meinhardts um seine alte Liebe einen fräftigen Riegel vor.

Als Bertha sich wieder entfernt hatte, beichtete Minchen dem Dinkel den ganzen Betrug, durch den sie das Glück zweier edlen Menschen hatte zerstören wollen.

Starr vor Staunen, hörte Krausneck das Geständnis an. Als Minchen schwieg und der Junggefelle seine Sinne wieder gesammelt hatte, entgegnete er: „Du fühlst Reue und Gewissensbisse über deine Handlungsweise, — gut! Mit meiner Verzeihung allein ist es jedoch nicht gethan! Ich bin nur getäuscht und hintergangen worden, aber jenes edle Mädchen hat die schimpflichste Verleumdung erdulden müssen, ohne sich verteidigen zu können. Ich kann dir die wohlverdiente Demüthigung nicht ersparen, vor allen Dingen Fräulein Bertha um Verzeihung zu bitten.“

Damit schritt er hinaus und kehrte bald darauf mit der Haushälterin zurück. Sie hielt einen versiegelten Brief in der Hand, den sie an diesem Abende geschrieben hatte. Noch ohne Ahnung, um was es sich handelte, trat sie auf Minchen zu.

„Ich habe eine Bitte an Sie,“ sagte Bertha mit fester Stimme. „Sie haben kürzlich auf wunderbare Weise einen Brief gefunden. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen dieses Billet zur Beforgung anvertraue. Die Hand, welche so glücklich im Finden ist, wird gewiß auch den Empfänger meiner Antwort nicht verfehlen.“

Mit einem Blicke des Borwurfs überreichte sie Minchen den Brief, der die einfache Adresse: „Herrn Karl Meinhardt“ trug.

Bertha war im Laufe der beiden qualvollen Tage ganz richtig auf die Vermutung gekommen, daß sie es mit einem heimtückischen Anschläge Minchens zu thun habe; doch trug sie Bedenken, eine derartige schwere Beschuldigung gegen Herrn Krausnecks nahe Verwandte auszusprechen. Sie vernahm daher kaum viel Neues, als Minchen jetzt ihre That gestand.

„Vielleicht wird nun dieser Brief überflüssig,“ fügte Minchen ihrer Beichte hinzu, einen mißtrauischen Blick auf das ihr anvertraute Billet werfend, „wenigstens möchte ich nicht, daß sich etwa weitere Folgen an diesen Brief knüpfen, dessen Inhalt ich nicht kenne.“

„Ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich damit bekannt machen wollen,“ entgegnete Bertha ruhig, „es kostet mich bloß ein frisches Couvert.“

Minchen machte von dieser Erlaubnis sogleich Gebrauch und riß das Couvert auf.

„Darf ich vielleicht auch wissen, was darin steht?“ fragte Herr Krausneck, den die Neugierde plagte. Bertha nickte, worauf Minchen den Brief laut vorlesen mußte.

„Mein Herr!“ lautete der kurze Inhalt. „Wenn Ihre Zeilen ernst gemeint wären, so würden dieselben Gefühle in mir voraussetzen, welche längst erstorben sind, und die Verunglimpfung eines hochachtbaren Mannes wäre ein sehr ungeeignetes Mittel, das An-



Er streckte ihr seine Hand entgegen und Bertha ergriff sie.

denken an einen Wortbrüchigen in mir zu verklären. Ich erblicke in diesen scheinbaren Fieberphantasien aber einen Fallstrick, den Sie als Werkzeug einer dritten Person mir gestellt haben, und wenn ich Ihnen auf der einen Seite leider die Genugthuung einräumen muß, daß derselbe seinen Zweck erreicht hat, so ist es mir andererseits räthelhaft, wo ein Mann, den ich unlängst an der Krücke sah, noch den Mut zu solchen Uebelnstreichen hernimmt. — Bertha Funke.“

„Dem haben Sie's tüchtig gesagt!“ rief Krausneck, nachdem Minchen die Vorlesung beendet hatte, „aber der Fallstrick soll seinen Zweck nicht erreicht haben! Oder tragen Sie mir's etwa nach, Bertha, daß ich Sie so schwer verkannt habe?“

Er streckte ihr seine Hand entgegen und Bertha ergriff sie und eine darauf niedersinkende Thräne aus ihren großen braunen Augen besiegelte den neuen Bund.

„Es könnte vielleicht nichts schaden,“ bemerkte das kluge Minchen, „wenn der Brief abgesehnet würde, Fräulein Bertha; ich werde Ihnen die genaue Adresse diktieren.“

Das geschah auch wirklich und einige Tage später bestimmte Meinhardt den Tag seiner Trauung mit Minchen.

Über seinen Irrthum auf jenem Waschenballe wurde er nie aufgeklärt, aber über die irrige Voraussetzung, in Minchen eine gehorsame, sanfte Lebensgefährtin und eine treu aufopfernde Pflegerin für seine rheumatischen Heimsuchungen erheiratet zu haben, gingen ihm die Augen bald genug auf, und deshalb ist es besser, wenn wir uns die weitere Ausmalung dieser Ehe ersparen und einen dichten Schleier darüber breiten.

Um so glücklicher gestaltete sich Krausnecks Zukunft an der Seite Berthas, die ihm nie Ursache gab, sich nach seinem so lange behaupteten Junggesellentume zurückzusehen, und ihn auch mit allen von ihm so gefürchteten Rätzeln des Frauenherzens verschonte.

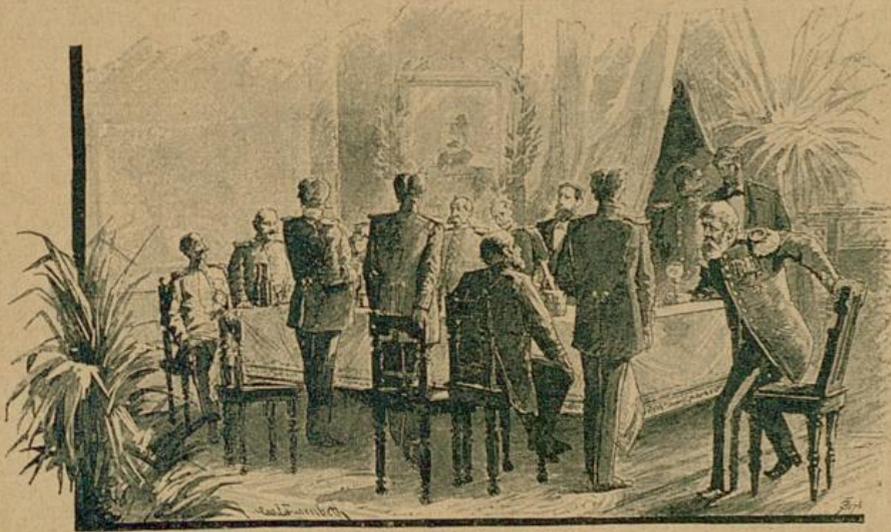
Ein Trinkspruch.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1850.

Eine schwere Zeit für das badische Land war überstanden, mit der Übergabe von Kastatt war die unglücklich heraufbeschworene Revolution niedergeworfen, die Standgerichte hatten ihre blutige Pflicht erfüllt und das geängstigte Volk atmete wieder auf. Nach Beendigung des Feldzuges des Jahres 1849 war ein Teil der negreichen preussischen Armee zur Sicherung der Ordnung im Großherzogtum zurückgeblieben. Darunter

das 8. Jägerbataillon, welches während des Winters in dem gewerbesleißigen Lörrach sich von seinen Strapazen erholte. Für die leiblichen Bedürfnisse war reichlich gesorgt, und in dieser Beziehung konnte es den preussischen Offizieren wohl behagen in dem schönen fruchtbaren badischen Lande, welches man den Garten Deutschlands nennt; aber in Lörrach war unter dem Drucke der schmerzlichen Vergangenheit das gesellige Leben eingeschlummert und eine tödliche Langeweile machte die trüben Wintertage noch unfreundlicher. Es versetzte deshalb die Herren Offiziere in eine freudige Aufregung, als der Kommandeur, Baron v. Gillermer, für den Abend des 22. März 1850 eine Einladung zu Bowle und Abendbrot ergehen ließ. Bowle ist ein Lieblingsforgeben für die norddeutschen Krieger, das Klingeln der mit dem köstlichen Raß gefüllten Gläser ist für sie ein Heimatsklang, und was unter dem schlichten Namen Abendbrot zu verstehen sei, wissen sie alle.

Um 7 Uhr versammelte sich die Gesellschaft mit anerkannter Pünktlichkeit. Außer den Offizieren und



„Erheben Sie sich, meine Herren!“ rief er mit Stentostimme.

Ärzten des Bataillons hatten sich auch der Herr Oberamtmann Winter und die angesehensten Bewohner der Stadt eingefunden. Nach den üblichen militärischen und civilen Begrüßungen ging es alsbald zu Tische. Die vorzügliche Küche der Frau Hirschwirtin Pflüger, mit einem Liebesausdruck „das Mütterle“ genannt, und der auserlesene Marktgräfler ihres berühmten Kellers trugen wesentlich dazu bei, die Unterhaltung zu beleben und die Gesellschaft in eine fröhliche, behagliche Stimmung zu versetzen. Der goldene Wein funkelte in den Gläsern und verlieh den Gesichtern der fröhlichen Gäste erhöhten Glanz, und Messer und Gabeln, auch beliebte Waffen in der Hand der Krieger, wurden tapfer gehandhabt.

Die Forellen waren gespeist, den Braten der Garaus gemacht und das Hauptstück des Festes, die Bowle, stand auf dem Tische und verbreitete ihren köstlichen Duft. Der feierliche Akt des Gläserfüllens war vollzogen, als es bemerklich wurde, daß der Kommandeur, welcher bis dahin in der muntersten Weise an der Unterhaltung teilgenommen hatte, plötzlich schweigsam wurde und in nachdenklicher Stimmung in sein Glas

blickte. Jeder erkannte, daß der feierliche Augenblick gekommen war, wo der lebenswürdige Festgeber seinen Trinkspruch ausbringen würde.

Die Offiziere gaben ihren Gesichtern den vorschrittmäßigen feierlichen Ausdruck und die Civilisten hingen am Munde des geehrten Redners, um keine Silbe seines jedenfalls vortrefflichen Trinkspruches zu verlieren. Jetzt erhob dieser sein Haupt, streifte mit einem ernsten Blicke die ganze Tafelrunde, ergriff sein Messer und da, zum ungeheuren Erstaunen der ganzen Gesellschaft erscholl das bedeutungsvolle Klingeln — nicht vom Glase des Kommandeurs, sondern am untersten Ende der Tafel, wo Herr Schröder, der Unterarzt des Bataillons, seinen bescheidenen Platz gefunden hatte. Dieser hatte seinem Kommandeur mit dem Klingelzeichen den Rang abgelaufen. Wie eine Feder war er in die Höhe geschleudert und mit einem von Markgräfler und Erregung glühenden Gesichte, die kleinen Augen in ungewöhnlichem Feuer leuchtend, stand er da, die Hände auf den Tisch gestützt, offenbar im Begriffe, mit der unbefangenen Miene von der Welt die herkömmliche Ordnung an der Tafel umzukehren und eine Todsünde gegen die Subordination zu begehen.

„Erheben Sie sich, meine Herren!“ rief er mit Stentorstimme, als mehrere von der Gesellschaft in ihrer Verblüffung über die unerhörte Dreistigkeit des Doktors auf ihren Stühlen sitzen geblieben waren.

„Erheben Sie sich!“ Auch der Kommandeur, nachdem er sich von seiner Überraschung erholt hatte, erhob sich, aber er warf einen Blick nach dem untern Ende der Tafel, der für den unglücklichen Doktor nichts Angenehmes prophezeite. Dieser aber, unbefürmert um die Aufregung, die er veranlaßt hatte, fuhr fort:

„Meine Herren! Wir sind heute auf Einladung des verehrten Herrn Kommandeurs festlich versammelt, um des Geburtstages eines Mannes in froher Vereinigung zu gedenken, der uns als Prinz unseres Königshauses und als geliebter Heerführer, diesem gastlichen Lande aber als ein milder Sieger und als Erretter aus schwerster Bedrängnis teuer ist. Allen ist er ein glänzendes Vorbild menschlicher Tugenden und der Inbegriff der Ritterlichkeit und der höchsten militärischen Eigenschaften. So steht er hochhaben vor uns, der Stolz der Armee, die Hoffnung des Vaterlandes!

„Meine Herren! Sie wissen, daß ein berechtigter Ehrgeiz in die Brust eines jeden Soldaten den Drang eingepflanzt hat, vorwärts zu streben, höhere Ziele zu erreichen. Auch in unserm edlen Prinzen von Preußen muß dieses, jeder tüchtigen Soldatennatur eigentümliche Streben zur Geltung kommen, denn er ist der erste Soldat des Heeres.

„Darum lassen Sie uns freudig antworten auf sein Wohl mit dem Wunsche, daß auch ihm, nach den Mühen des Feldzuges, der ihm allein würdige Lohn zuteil werden möge — der Thron seiner Väter! Er lebe hoch!“

Fast atemlos hatten die Anwesenden der nicht ungehörten, aber seltsamen Rede gelauscht. Bei der auffallenden Schlusswendung aber glaubten sie, kaum ihren Ohren trauen zu dürfen.

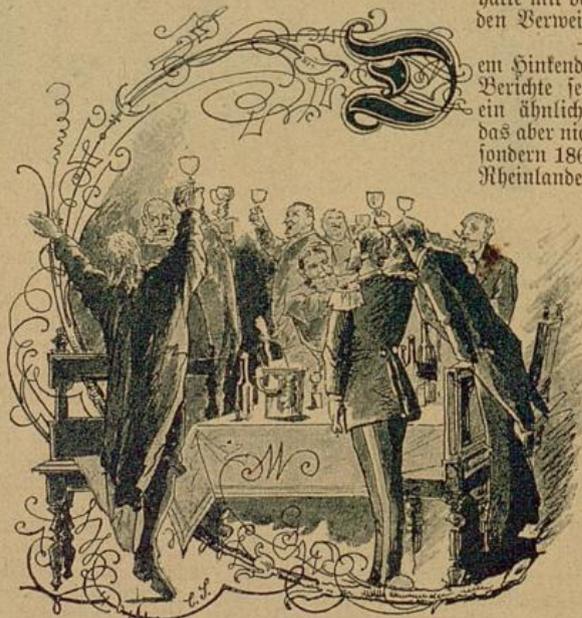
Der Kommandeur war bleich geworden und auf seiner Stirne hatte sich eine Falte zusammengezogen, die nichts Gutes verhieß.

„Mein Herr Bataillonsunterarzt Schröder, darf ich bitten?“ herrschte er den unbefugten Redner an. Dieser nahte sich in streng militärischer Haltung und machte zwei Schritte vor seinem zürnenden Chef Halt: „Zu Befehl, Herr Oberstwachmeister!“

„Heran,“ donnerte dieser mit vor Aufregung bebender Stimme, „Herr, wie zum Teufel können Sie sich unterstehen, eine solche Rede zu halten, und noch dazu in solcher Gesellschaft? Und dieser unerhörte Schluß? Was wollten Sie damit sagen? Heraus mit der Sprache!“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachmeister!“ lautete die Antwort mit erhöhter Stimme, „das ist sehr einfach und für jeden braven Soldaten ist ein ehrenhaftes Avancement sein höchstes Ziel und seine beste Belohnung. Für den Lieutenant ist dieses Ziel der Hauptmann, für den Hauptmann der Major, für den Herrn Oberst — der General, — von dem Unterarzt gar nicht zu reden. Für unsern Prinzen, für unsern Heerführer aber giebt es nur noch ein Avancement, und dieses habe ich ihm gewünscht — aus aufrichtigem Herzen!“ Diese Entschuldigung, mit dem gleichen Pathos vorgetragen wie seine Tischrede, erweckte unter den Anwesenden, welche dem ganzen Vorgang mit Spannung gefolgt waren, eine große, kaum unterdrückte Heiterkeit, selbst um die Mundwinkel des zürnenden Chefs zuckte ein Lächeln.

Der arme Sünder hatte die Lächer auf seiner Seite; das bewahrte ihn schließlich vor den übeln Folgen. Es hatte mit dem sofortigen milden Verweis sein Bewenden.



em Sinkenden fällt bei diesem Berichte seines Mitarbeiters ein ähnliches Stücklein ein, das aber nicht 1850 in Baden, sondern 1867 im preussischen Rheinlande geschehen ist, als Friedrich Wilhelm IV. bekanntlich schon lange das Zeitliche gesegnet hatte und an seiner Stelle König Wilhelm regierte — Gott segne sein Andenken! In dem wackeren Städtchen D. war ein neuer Pfarrer eingeführt worden. Nach der ziemlich langen kirchlichen Feier reichten sich die angesehensten Herren zu löblichem Thun um die große reichbesetzte Tafel des ersten Gasthofes und stärkten sich redlich durch Speis' und Trank — die gute Wirtin kochte vortrefflich, das weiß der Sinkende aus

Lebensrettungen.

Von Wilhelm Fischer.



Herrn Bismarck hat jetzt auf seiner männlichen Brust, so breit sie auch ist, kaum Platz für all die Orden und Ehrenzeichen, mit welcher die Herrscher

eigener Erfahrung; hat er doch auch an jenem frohen Tage mitgegessen. Dem würdigen Superintendenten aus S. kam es zu, den ersten Trinkspruch auf den geliebten Landesherren auszubringen. Das fällt einem guten Preußen nicht schwer (einem deutschen Bruder aus anderem Gau, aus dem badischen Vöndle z. B. ebensowenig) und damals nach dem glorreichen Jahre 1866 erst recht nicht, zudem sind die geistlichen Herren das Reden gewohnt. So war denn auch sein Anfang und Mitte und mehr ganz prächtig und schwungvoll, die begeistertsten Zuhörer, stehend und die Hand am gefüllten Glase, rüsteten sich schon zum Anklagen und Einstimmen, da trat im letzten Augenblick eine kleine unerwartete Störung ein. Der alte Herr Superintendent hatte nämlich in seinem langen Leben schon so manchem Fest- und Zweckessen beigewohnt, schon so manches Lebehoch auf den König ausgebracht, daß ihm ganz zum Schluß sein Gedächtnis oder die Gewohnheit einen lustigen Streich spielte. Er rief nämlich mit seiner kräftigen und wohlklingenden Stimme dröhnend durch den weiten Saal: „Seine Majestät unser allergnädigster König Friedrich Wilhelm der Vierte — nein! (kopfschüttelnd und ärgerlich) — Wilhelm der Vierte — nein! (und noch lauter) noch grimmiger das große Haupt schüttelnd — Wilhelm der Erste lebe hoch! und nochmals hoch! und zum drittenmale hoch!“

Lachend und jubelnd stimmte die Tafelrunde ein — zum drittenmale hatte der Wackere doch glücklich das richtige getroffen.

Merkt: Einen Irrtum sofort verbessern und zurücknehmen, ist das zweitklügste; das Beste ist, sich vor jedem hüten. Aber das gelingt, wie man sieht, sogar Redegewandten nicht immer, und wenn das geschieht am grünen Holze, was soll's am dünnen werden? **Merkt** also ferner: Es ist eine schöne und löbliche Sitte, das Festmahl zu würzen durch gute Reden und Trinksprüche. Die Tierlein mögen ihr Futter mit behaglichem Schweigen verzehren; der Mensch bleibt sich auch bei der Stillung der Speise- und Trinklust seiner höhern Ziele bewußt und fügt zu der leiblichen Speise die geistige, zum edelsten Weine die edlere Weihe des lebendigen Wortes. Allein man kann auch des Guten zuviel thun, wie wenn z. B. bei der Taufe eines ganz kleinen Kindleins 37 große Reden losgelassen werden, auf Kind und Eltern, auf Paten und Gotten, auf sämtliche Gäste und, wenn die nicht ausreichen, nach dem Beispiele eines Franzosen, auf das Menschengeschlecht überhaupt „qui marche à la tête des animaux.“ Besinn dich also zweimal, ehe du ans Glas klopfst, und bist du nicht gerade dazu berufen, treibt der Geist dich nicht ganz unwiderstehlich, so schweig auch einmal, es ist vielleicht ebensogut. Bei einem großen Zweckessen rückte ein alter Herr, einer der wenigen, die noch nicht geredet, unsicher auf seinem Stuhl hin und her und flüsterte endlich seinem Gegenüber ratlos zu: „Eigentlich müßte ich nun auch eine Rede halten!“ Der aber, übersättigt von den vielen Genüssen, beugte sich über den Tisch zu ihm hin und raunte ihm, mehr aufrichtig als höflich, die denkwürdigen Worte ins Ohr: „Wenn Sie denn durchaus was halten müssen, so halten Sie's Maul!“ —

Aus der Schule.

Religionslehrer: „Was thut man, wenn man von schwerer Krankheit genesen ist?“

Schüler: „Man bittet den Doktor um die Rechnung.“

der verschiedensten Völker ihn nach Gebühr bedacht haben, und müßte eher fragen: Was fehlt mir etwa noch? als: Was hab' ich schon? Aber es gab einmal eine andere Zeit, als er noch nicht Durchlaucht und weltberühmt, sondern ein schlichter Edelmann und Deichhauptmann war. Da befand er sich eines Tages in einer glänzenden Gesellschaft besterter und behänderter Herren und trug selbst nur eine einfache Silberdenkmünze, etwa von der Größe eines Zweimarkstückes, auf seinem Frack. „Was haben Sie da eigentlich?“ fragte ein kurzsichtiger Gesandter, dem der persische Sonnen- und Löwenorden am breiten Bande aus dem Halse — wolt' ich sagen um den Hals hing, indem er das kleine runde Ding gering-schätzig durch seinen Kneifer betrachtete; „bei welcher Gelegenheit haben Sie diesen Silberpfennig verdient?“

„D, ich hab' die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten,“ versetzte Bismarck gleichmütig, denn an einer treffenden Antwort fehlte es ihm schon damals nie. Durch eine Gegenfrage den großen Herrn in Verlegenheit zu setzen, hielt er nicht der Mühe wert.

Er hatte wohl recht, auf seine schlichte Rettungs-medaille stolz zu sein. Wer mit eigener Lebensgefahr einen Nebenmenschen aus dem Rachen des Todes reißt, der findet zwar den schönsten Lohn in seiner eigenen Brust, ist aber auch des Dankes, der Anerkennung und Auszeichnung wert. Das wußten schon die alten Römer und setzten dem, welcher einem römischen Bürger das Leben gerettet hatte, die corona civica, einen Eichenkranz, auf. Besonnenheit, Mut und Kraft sind Eigenschaften, welche Lob und Racheiferung verdienen.

Ein paar hierhin einschlägige Stückelein nun will ich erzählen, fang' aber mit kleinem an und spar' mir den besten Bissen bis zuletzt auf, das ist überhaupt eine weise Regel. Dagegen fass' ich mich anfangs auch recht kurz und verweile beim Schönsten etwas länger, und dafür wird mir der geneigte Leser dankbar sein.

Einige Kinder vergnügten sich in einem Rachen auf der Blies oberhalb des Behrs in D., wo dieselbe recht breit und tief ist. Das war soweit gut und wohl. Aber sie begnügten sich nicht mit glatter Fahrt, sondern schaukelten, sich neckend, hin und her. Und das war thöricht, wie auch das unsinnige Bedrohen mit vermeintlich nicht geladenen Schießwaffen thöricht und frevelhaft ist und jährlich mehrere Opfer kostet. Auf einmal plumpst denn auch der längste und wildeste Bub, der aber noch nicht schwimmen kann, rücklings in die gelbe Flut. Er wär' verloren gewesen ohne seinen Kameraden, den zwölfjährigen Albert. Der sprang nicht wie verrückt dem Ertrinkenden nach, denn es ist

unfäglich schwer, mehr als sein eigenes Gewicht aus dem Wasser zu heben, wenn man selbst darin steckt; er stieß aber auch nicht wie die übrigen kleinen Inassen des Nachens nun ein gellendes Geschrei aus, denn das mag von Mitleid zeugen, schreckt aber die trüben Wellen nicht; sondern: „Stillgeessen!“ kommandiert er, „mehr auf die Seite!“ und damit lehnt er sich auf der andern vorsichtig, aber entschlossen weit über den Rand, faßt kräftig den Auftauchenden, zieht ihn heran und bringt ihn, freilich mit Mühe, ohne das Fahrzeug umzustülpen, endlich glücklich hinein und ans Ufer.

Auf die Rettungsmedaille durfte er natürlich nicht hoffen, damit geht man nicht so verschwenderisch um, aber die öffentliche Belobigung, welche die königliche Regierung ihm erteilte, hatte der wackere Knabe wohl verdient.

Ein andermal hatte die glatte Eisbahn der Blies die Jugend angelockt. Zwei Knaben gerieten auf ihren Schlittschuhen an eine dünne Stelle und brachen ein. Dem einen gelang's mit Hilfe eines kleinen entschlossenen

Kindes, glücklich wieder auf festes Eis und ans Ufer zu kommen; dem andern, der sich nach der unrechten Seite gewandt hatte, brach das Eis immer wieder unter den sich anklammernden Armen, er war schon mehrmals untergefunken und die Sinne schwanden ihm fast in der furchtbar kalten Flut. Da kommt Jakob, ein fünfzehnjähriger, verwaiseter Bergmannssohn, vom Angstgeschrei der ratlosen Kinder herbeigelockt, in schnellem Lauf ans Ufer. Er besinnt sich nicht lange, er fragt nicht: Wird's dich tragen, wenn der Knirps dort eingebrochen ist? — er wagt sich auf die tüchtige Fläche, und sie hält! denn am Rande war sie noch fest; er schreitet vorsichtig weiter, er kniet nieder, streckt den rechten Arm aus und erwischt das zappelnde Bübchen und zieht es heraus und schleppt es ans Land. Dort hat's eine kleine Weile gefressen, bis es wieder vollends zu sich kam, während Jakob ihm schweigend die Schlittschuhe abschnallte. Und dann im Trabe heim ins warme Bett! Es ist nicht dummer davon geworden, sondern vorsichtiger, und hat außer einem tüchtigen Schnupfen auch sonst keinen Schaden davongetragen.

Auch dem braven Jakob konnte die Rettungsmedaille nicht verliehen werden, da es nicht haarscharf zu erweisen war, daß er selbst in Lebensgefahr geschwebt hatte, aber die hohe Regierung bewilligte dem Waisenkneben auf den Vorschlag des Herrn Landrats eine klingende Belohnung, wie denn jede rechtschaffene Obrigkeit lieber lobt und belohnt als rügt und straft, — käm' sie nur noch öfter in den Fall.

Nun von dem wackern Knaben zu einem wackern jungen Manne, doch freilich, ich muß wieder beginnen

mit einem Blüthen. Das badete an einem schönen Sommertage in dem bei W. ziemlich breiten Flusse, und that wohl daran, denn was ist erfrischender und gesünder als ein Bad im fließenden Wasser bei heißer Zeit? Aber das Närrchen, das noch nicht schwimmen, sondern nur plätschern konnte, wagte sich leichtsinnig tief und tiefer hinein, bis es den Boden ganz verlor, und stieß, eh' es vollends unter sank, einen kläglichen Hilferuf aus. Der wär', von keinem Retter gehört, verhallt, aber auf der Wiese waren einige Frauen und Mädchen mit dem Heu beschäftigt, die hörten das Geschrei und wiederholten es sofort im Chor, und was junge und alte Weiberlungen bei gutem Willen vermögen, das hat der geneigte Leser vielleicht schon selbst einmal erfahren. Und diesmal ward ihre Anstrengung belohnt: ein junger Bäcker, der gerade vor dem heißen Ofen stand, vernahm die schrillen Töne, er verlor keine Zeit damit, durch Thür und Hausflur zu laufen, er sprang aus dem Fenster, das, nach der Flußseite sich öffnend, ziemlich hoch über dem Boden liegt, und brach und verstauchte keinen Fuß, sonst hätt' er ja nicht,

nur mit Hose und Hemd bekleidet, in seinen leichten Schuhen wie der Wind durch die Wiesen laufen können. Er kommt ans Ufer. „Dort, dort!“ kreischen die Weiber, und er sieht noch einmal ein Händchen austauschen, er springt trotz Hitze und Herzklopfen hinein, daß die Wellen über ihm zusammenschlagen, er schwimmt in die Mitte, taucht unter, greift um sich, erblickt den Zappelphilipp, der schon anfing, ruhig zu werden, und trägt ihn fröhlich ans sichere Land, wo er bald wieder die Augen aufschlug. Da kreischen die Weiber wieder,



Damit lehnt er sich vorsichtig, aber entschlossen weit über den Rand.

aber diesmal vor Freude und Bewunderung, und der junge Bäcker hätte in dem Augenblick vom schönsten Mädchen einen Kuß bekommen, wenn er gewollt. Es ist ein gewagt Stück, erhitst und nach schnellem Lauf ins kalte Wasser zu springen; dabei kann einen der Schlag rühren.

Die Rettungsmedaille hat er bekommen, und ich bin zu meiner Freude selbst dabei gewesen, als der Herr Landrat sie ihm mit ein paar kräftigen Worten überreichte, und darauf haben wir ein Glas zu Ehren Sr. Majestät und ein zweites auf die Gesundheit des Neu-Dekorierten getrunken.

So gebührt sich's nach meinem Sinn, überhaupt wenn deutsche Männer zur guten Stunde beisammen sind: das erste Hoch immer dem Kaiser, Gott segne ihn! und die folgenden allen denen, die solche Ehre verdienen.

Wenn dem geneigten Leser dies Stücklein ein wenig gefallen hat, so ist's mir lieb. Wenn er aber meint, ich sei nun mit ihm fertig (oder er mit mir), so ist er im Irrtum. Das Beste kommt nach. Spielet auf, ihr Musikanten! ihr Trommler, Pfeifer und Trompeter,

— doch nein! das wär' nicht gut genug, — aber ihr Flöten und Geigen, spielt euren schönsten Tusch, denn der Held, oder vielmehr die Heldin dieser letzten Geschichte ist ein schönes Mädchen.

Schwarze Haare, die trotz aller Pflege um Stirn und Schläfe sich ein wenig kraus emporringelten, dunkle Augen, die oft so groß und gedankenvoll starren und dann wieder so schelmisch blitzen konnten, liebliche Wangen, auf denen die holde Röte der Gesundheit prangte, frische Lippen, die beim Lächeln perlenschnell zeigten, und eine schlankte Gestalt — das sind einige Andeutungen, aber der beste Maler könnte mit allen Farben der armutigen Helene kaum Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie viel weniger denn ein armer



Er trägt ihn fröhlich ans sichere Land.

Schriftsteller mit bloßen Worten. Sie hatte ihre jungen Glieder nicht in träger Ruhe verweichlichen lassen, sondern durch mancherlei Bewegung geübt und gestärkt: sie konnte tanzen, das versteht sich von selbst, — sie konnte wandern und Berge ersteigen, reiten und den Ball schlagen, turnen und schwimmen, trieb aber alles in den gehörigen Schranken, wie es sich für ein Mädchen paßt. Zu alledem war sie reicher Leute Kind, denn ihr Vater, der große Herr Schwarz, befaß selbst einen bedeutenden Teil der Berg- und Hüttenwerke, deren oberster Leiter er war; außer ihr hatte er noch zwei Söhne. Der älteste, seit einem Jahre brustleidend, hielt sich meist im Süden auf; der jüngste besuchte noch die Schule. Was Wunder, daß mancher junge Mann seine Augen auf das schöne und in jeder Beziehung begehrenswerte Mädchen richtete? Aber Helene hatte bis

jetzt bei aller Freundlichkeit keinen bedorragt. Sie zählte erst neunzehn Jahre und schien's durchaus nicht eilig zu haben, das prächtige Haus ihrer Eltern, dessen Herrin sie fast mehr als ihre Mutter war, mit einem eigenen zu vertauschen. An einem klaren Wintermorgen war die Oberfläche des großen Hüttenweihers von einer fröhlichen Menge belebt. Kühne Schlittschuhläufer glitten einzeln oder in Ketten auf und ab oder beschriebten zierliche Kreise und Windungen, alte und junge Damen ließen sich in bequemen Schlitten von dienstfertigen Herren oder von Bedienten schieben, und arme Jungen fuhren noch kräftigem Anlauf auf der bloßen Sohle eine weite Strecke über die spiegelglatte Bahn dahin, und alles war Lust und Leben — da horch! ein Krach — ein schriller Angstschrei aus vielen Kehlen — eine wilde Flucht zum

Ufer hin! Fast in der Mitte des Weihers war jemand eingebrochen.

Zum Glück geriet er nicht unter das Eis, er klammerte sich verzweifelt an, aber wenn er versuchte, sich vollends hinaufzuschwingen, so brach es immer wieder unter seiner Last. — „Ein Seil! hätten wir ein Seil hier!“ rief eine Stimme. „Oder Bretter — oder einen Balken!“ — „Nein, eine Leiter wäre das beste — eine Leiter! schafft eine Leiter her!“

So schrieten die Hilfsbereiten vom sichern Standpunkt aus durcheinander, aber all die Dinge waren nicht zur Hand, und so wagte sich niemand in die dräuende Gefahr, da sieh! eine junge Dame in pelzverbrämtem Mantel, die eben

das obere Ende des Weihers erreicht hatte, wendet sich bei dem ersten furchtbaren Schrei um und überblickt die Sachlage im Nu mit ihren klaren Augen, aber sie flüchtet nicht, sie schießt pfeilschnell nach der gefährlichen Stelle hin, sie zieht die schöne, aber auch kräftige Hand aus dem Muff und reicht sie dem Versinkenden — atemlose Spannung aller Zuschauer: wird's brechen? versinken sie beide? — aber nein! Gott sei Dank! es bricht nicht, und die Retterin kehrt, den fast Betäubten an der Hand haltend und nachziehend, mit hochgeröteten Wangen und blitzenden Augen ans Ufer zurück. Dort erst läßt sie ihn los, und wäre am liebsten gleich weggeeilt, um sich dem vielstimmigen Hurra, dem Rühmen und Glückwünschen von allen Seiten zu entziehen.

„Warum gehen Sie nicht heim?“ wandte sie sich an den geretteten jungen Mann. Dienst-

fertige Hände hatten ihm die Schlittschuhe abgeknallt, aber er saß noch wie betäubt am Boden, ohne Hut, den hatte er im Wasser gelassen, in einfachen Rock, schauernd vor Nässe und Kälte, und sehr blaß. „Fühlen Sie sich noch zu schwach?“

„Das nicht,“ murmelte er und stand auf. Aber er schien doch zu schwanken, er blickte so ungewiß ins Leere. „Sie dürfen hier keinen Augenblick länger bleiben, kommen Sie!“ rief Helene entschlossen. In der freudigen Aufregung über das Gelingen ihrer mutigen That, voll Mitleid mit dem jungen Mann, der ihr unbekannt und vielleicht fremd in der Stadt war, setzte sie sich über alle ängstlichen Bedenken und alltäglichen Rücksichten hinweg. Die Menge machte ihr Platz, mit raschem Schritt eilte sie bergan der Landstraße zu, und geborjam, ja willenlos, ohne ein Wort zu sprechen, folgte ihr Schützling.

Da rollte gerade der prächtige Zweispänner heran, welcher ihre Eltern zum Besuch auf ein benachbartes Gut gebracht hatte; sie winkte, der Kutscher hielt, der Diener sprang herab und öffnete den Schlag, und einen Augenblick darauf fuhr der Gerettete wie im Traume auf schwellenden Rissen mit seiner Retterin dem Hause ihres Vaters zu. „Nichts halb thun!“ dachte Helene; „wie könnt' ich den armen jungen Mann bei dieser Kälte noch die Viertelstunde bis zur Stadt laufen lassen?“

Einige Minuten später lag Walter Frank, mit seinem Nachtzeug angethan, in einem Prachtbett, wie er noch nie eins berührt hatte, von der seidnen Decke und weichem Federkissen warm umhüllt. Im besten Fremdenzimmer des reichen Hauses, das versteht sich! „Wozu ist es denn anders da, als um benutzt zu werden?“ dachte Helene. Ein Diener heizte geschäftig ein, denn der Raum war groß, ein anderer holte Walters Kleider zum Trocknen und Reinigen, und der Kutscher spannte nicht aus, sondern fuhr zum Arzt.

Inzwischen erzählte Helene im Wohnzimmer ihrer Erzieherin recht lebhaft und vergnügt das Abenteuer. Fräulein Oberhoff war nicht jung noch schön, aber sehr gebildet und herzengut, und deshalb blieb sie als Freundin im Hause, auch nachdem Helenens Erziehung längst vollendet war. Alle ihre Begriffe von Anstand und Schicklichkeit hatte sie dem lieben Mädchen freilich nicht beibringen können und schüttelte auch während des Berichts einigemal das weise Haupt; aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und ihr überwiegendes Gefühl war doch freudiger Stolz auf ihre mutige Schülerin.

Der Arzt kam, besuchte Walter und sprach dann bei den Damen vor. „Deshalb hätten Sie mich nicht herauszusprengen brauchen, Fräulein Helene,“ sagte er geradezu; „Frank kommt hoffentlich mit einer Erhaltung davon.“

„Also Frank heißt er? Kennen Sie ihn?“
 „Ob ich ihn kenne? Natürlich, mit seinem Vater hab' ich studiert. Aber er ist zu früh gestorben, der arme Kerl, und seine beiden Jungen müssen sich's sauer werden lassen, und seine Witwe könnte von der kleinen Pension nicht leben, wenn Walter nicht von seinem kargen Verdienst sich noch was abzwachte und ihr aufsteckte. Aber ich komm' ins Schwätzen.“

„Erzählen Sie weiter, lieber Doktor!“ drängte Helene, „Sie wissen, wie neugierig ich bin. Nehmen Sie ein Glas Wein bei der Kälte,“ — sie schellte und ließ Bordeaux kommen — „und da stehen des Vaters Regalia, — ohne Umstände! wir sind an den Dampf gewöhnt.“

Die guten Cigarren gaben den Ausschlag, der Doktor

machte es sich bequem und fuhr fort: „Ja, Sie haben wirklich ein gutes Werk gethan, liebes Kind, und einem wackeren jungen Menschen das Leben gerettet. Walter ist Kaufmann, hat bei Dingsda und Compagnie gelernt und gearbeitet, in Köln, wo auch seine Mutter lebt und sein jüngerer Bruder das Gymnasium besucht. So lange er dort war, ging's noch, die drei hausten sehr bescheiden, aber sehr glücklich miteinander. Aber das Geschäft hat sich aufgelöst, und junge Kaufleute ohne Stelle laufen leider zu Dutzenden herum, so daß es selbst tüchtigen schwer hält, wieder ein Pöstchen zu finden. Walter wollte nicht müßig gehen, er arbeitete lieber als Schreiber, auch eine Zeit lang bei unserem Landrat, der sich seines Vaters noch erinnert. Das paßte ihm freilich nicht recht, und hochmütige Burschen mögen ihn deshalb wohl über die Achsel angesehen haben, aber in meinen Augen macht es ihm Ehre.“

„Gewiß!“ stimmte Helene zu, und selbst Fräulein Oberhoff nicht gnädig:

„Keine ehrliche Arbeit legt uns herab.“

„Aber es bleibt immer ein schlimmes Ding, sich lange dem eigenen Fach zu entfremden,“ fuhr der Doktor fort, „und deshalb ergriff der arme Junge die erste beste Gelegenheit, wieder in ein Geschäft zu kommen. Da ist er denn nun leider, auf eine Anzeige in der Zeitung hin, an den Unrechten geraten, an unsern Krämer Engstmeier, der sich freilich auch Kaufmann schimpfen läßt. Da muß er nicht nur die Bücher führen und korrespondieren, sondern mit dem Lehrling — ich begreif' nicht, daß der Bursch' noch seine dicken Backen

behält — hinter dem Ladentische stehen und Thran und Seife, Heringe und Schmalz verkaufen, bei schmaler Kost und wenig Geld; ich glaub', er hat gar seinen Überzieher, einen Rest aus bessern Tagen, verkauft, um sich ein paar Groschen zu verschaffen, denn ich sah ihn heut im einfachen Rock vorüberlaufen.“

„Der Armste!“ rief Helene.

„Heut war sein Prinzipal verreist — so hat er mir eben gebeichtet — und Frau Engstmeier, ein wahrer Drache, zum Kaffe bei einem andern bösen Weibe. Im Geschäft war's sehr still. Da ergriff ihn, der fast nie an die Luft kommt, das Verlangen, sich einmal wieder auszulassen, er hoffte, warm und vergnügt dabei zu werden, und ist nun recht kalt, und wäre beinahe ganz still geworden — ohne Sie, mutige Retterin. Und als er wie ein nasser Fudel am Ufer lag, da wußte er nicht wohin. Denn Frau Engstmeier hat die Angewohnheit, bevor sie ausgeht, nicht nur Vorratzzimmer, sondern den ganzen Oberstock zu verschließen, und so konnte der arme Kerl nicht einmal auf seine kalte Dachkammer gelangen.“

„Unerhört!“ rief Helene.



„Fühlen Sie sich noch zu schwach?“

„Aber wahr! Freilich er hätte in den Gasthof gehen können, doch das ist teuer, oder zu mir kommen: so voll mein Haus ist, für ihn hätt' sich noch Platz gefunden. Nun, sein Zögern hat ihm vielleicht eine kleine Erkältung, jedenfalls aber das beste Quartier eingebracht, er ist denn auch voll Dankbarkeit, und seine Augen leuchten, wenn er von Ihnen spricht.“

„Er kann also aufstehen, nachher?“ fragte Helene.

„Sofort!“

„Und heimgenhen — oder fahren?“ fragte Fräulein Oberhoff.

„Wo denken Sie hin, meine Liebe?“ rief Helene. „Bei achtzehn Grad Kälte auf die elende Dachkammer! Hab' ich ihn vor dem Ertrinken gerettet, daß er erfrieren soll? Nein, ich schick' ihm von Eduards Kleidern — er hat ungefähr die Größe meines Bruders — und dann laden wir ihn zum Thee ein, und er muß erzählen von der bösen Frau, von seiner Mutter — wie treu' ich mich, daß ich nicht mit Papa und Mama gefahren bin! Wir können's dem Herrn Engstmeier ja sagen lassen.“

„Das will ich im Vorbeigehen besorgen,“ sprach der Doktor, „jetzt muß ich wirklich fort.“

Eine halbe Stunde später saß Walter am reichbesetzten Theetisch den beiden Damen gegenüber. Er sah in dem schneeweißen Batisthemde und der feinen Kleidung des Sohnes vom Hause ganz anders aus, als da er wie ein Häufchen Unglück naß und frierend am Boden lag, und paßte ganz gut in die vornehme Umgebung hinein. Auch wußte er seine Worte gut zu setzen und plauderte recht ergötlich über die geizige Frau Engstmeier, wie sie die Kartoffeln und Kaffeebohnen abzählte und aus anderthalb Pfund Fleisch sieben Portionen zu machen verstand, daß sogar Fräulein Oberhoff lachen mußte. Ernster ward er, als Helene ihn auf seine Mutter zu sprechen brachte. Kurz die drei verlebten einen schönen Abend.

„Sie werden müde sein,“ sprach Helene gegen halb zehn Uhr zu ihm, „schlafen Sie wohl, und so lange wie Sie wollen, — wir frühstücken spät.“

Er zog sich zurück, ging aber nicht gleich zu Bett — vor freudiger Aufregung hätte er doch noch nicht einschlafen können. In seinem verschwenderisch ausgestatteten Zimmer war für allerlei gesorgt; so fand er auch Papier und Schreibzeug und benutzte es sofort. Einen Brief übergab er dem Diener, den er an seiner Thüre vorbeigehen hörte, mit der Bitte, denselben gleich morgen zur Post zu senden; eh' er den zweiten vollendet hatte, zwang ihn eine seltsame Müdigkeit und Beklemmung, das Lager aufzusuchen.

Als Herr und Frau Schwarz heimkehrten, machte ihnen die unerwartete Einquartierung gerade keine besondere Freude, desto mehr aber die mutige That und die vergnügliche Stimmung ihres Töchterleins.

„Am Ende war's vielleicht wirklich so am besten,“ meinte schließlich der gütige Vater, „es handelt sich ja nur um eine Nacht.“

Aber das kam anders. Am nächsten Morgen lag Walter in heftigem Fieber, der Arzt mußte wieder kommen und machte diesmal ein ernstes Gesicht. Tagelang hütete der Kranke das Bett. Daß er aufs beste gepflegt wurde, brauch' ich wohl kaum zu sagen. Herr Schwarz selbst sah täglich nach ihm, und sogar Helene stattete ihn einmal, von Fräulein Oberhoff begleitet, einen Besuch ab, hielt sich aber befangen im Hintergrund. Während nun die ältere Dame sich mütterlich nach Walters Befinden erkundigte, fand die jüngere mit ihren guten Augen Gelegenheit, vom Inhalt eines

angefangenen Briefes Kenntnis zu nehmen, der offen auf dem Schreibtische lag. Und was sie so verstohlen las, das rührte sie tief, wenn's auch zum Teil nicht ganz der Wahrheit entsprach:

„Liebe Mutter!

Meinen Brief von vorgestern mit den 10 Thalern wirst Du richtig erhalten haben. Du siehst daraus, daß es mir hier durchaus nicht so schlecht ergeht, wie Du fürchtest. Die Stelle ist nicht glänzend, nährt aber ihren Mann. Laß Dir und Heinrich nur nichts abgehen, ich bin ja wieder im Verdienst. Daß ich Dir heute schon wieder schreibe, hat seinen besondern Grund.“

Und nun folgte eine Schilderung seines Abenteuers und Helenens, die ihr das Blut in die Wangen trieb: so war sie doch in ihrem Leben noch nicht gelobt und erhoben worden. „Der brave Junge hat seinen Mantel verkauft, um der Mutter Geld schicken zu können; er prahlt, es gehe ihm gut, um ihre Sorgen zu zerstreuen, — und dabei muß er frieren und Hunger leiden bei dem saubern Herrn Engstmeier und dem bösen Weibe,“ dachte sie. „Er darf nicht wieder dahin zurück, — ich rede mit Papa!“

Das that sie denn auch, sobald sie ihres Vaters ansichtig wurde. „Sieh ihm eine gute Stelle in deinem Geschäft!“ war das Ende ihrer Rede.

Der Mensch nimmt unwillkürlich Anteil an jedem, welchem er sich hilfreich und wohlthätig erwiesen hat, zumal, wenn derselbe sich dieser Wohlthaten würdig erzeigt. So sah Herr Schwarz seinen jungen Gast auch nicht mehr mit vollkommener Gleichgültigkeit an und doch suchte er bei der bringenden Bitte der Tochter die Achseln: „Alles besetzt!“

Natürlich in einem solchen Hause und unter einem solchen Prinzipal waren bei der geringsten Stelle, die frei wurde, gleich zwanzig Bewerber da.

„Aber du klagst doch oft, daß der arme Eduard dir sehr fehle!“

„Eduard ist mein Sohn,“ erwiderte Herr Schwarz wehmütig.

Helene, klug und rücksichtsvoll, drang für den Augenblick nicht weiter in ihn, beschloß aber, ihren Angriff bald zu erneuern.

Als Walter wieder aufstehen durfte, begann er sofort von endlichem Weggehen zu sprechen, um nicht länger lästig zu fallen, doch das redeten ihm seine gütigen Wirte vereint aus, erst solle er ganz außer Gefahr eines Rückfalles sein. Da kam eines Tages bei grimmiger Kälte, mit roten Händen und rotem Gesicht, mit einem kleinen Koffer und ein wenig Geld der dicke Lehrling angetrabt: „Eine Empfehlung von Herrn Engstmeier und er bedaure, auf Herrn Franks fernere Dienste verzichten zu müssen; er habe sich genötigt gesehen, die Stelle anderweitig zu besetzen.“

Walters Lippen zuckten schmerzlich, Helene aber, die zufällig oder absichtlich zugegen war, freute sich im stillen. Sie führte den Jungen in die Bediententube und ließ ihm Wein, Brot und kalten Braten vorsetzen, daß seine Augen funkelten und seine Kinnbäden alsbald eine vergnügliche Thätigkeit begannen. Walter sah ihm gedankenlos zu, Helene aber eilte zu ihrem Vater. „Nun mußt du ihm aber eine Stelle geben; hat er doch durch unsere Schuld seine bisherige verloren,“ sagte sie.

Das hätte sich zwar noch bestreiten lassen. Aber was wollte der gegen seine verwöhnte und entschlossene Tochter so schwache Vater machen? Er willfahrte ihr, und sobald der glückliche Walter vollkommen hergestellt

war, wurde er auf dem großen Bureau des Herrn Schwarz beschäftigt. Eine passende Wohnung hatte er beim Gärtner gefunden.

Beim Anzug dankte er Herrn und Frau Schwarz sehr herzlich und wortreich, als er aber von Helene Abschied nahm, konnte er kaum ein Wörtlein hervorbringen, er murmelte etwas, er wagte es, die freundlich gebotene Hand, die ihm das Leben gerettet, keise zu berühren, und seine Augen wurden ihm feucht.

Auch Helene war bewegt, aber sie verbarg es besser, darin sind die Weiber uns überlegen. „Kein feierlicher Abschied, Herr Frank,“ rief sie, „Sie bleiben ja in der Nähe und hoffentlich sehen wir Sie zuweilen.“

Das traf ein, denn Walter versäumte keine Gelegenheit. So war er auch eines Morgens wieder im Hause, um Herrn Schwarz, der mit den Damen plaudernd im Wohnzimmer saß, einen wichtigen Brief zur Durchsicht vorzulegen, da rollte ein Wagen vor. „Der Landrat!“ rief Helene, die ans Fenster geeilt war.

Erstaunt ließ Herr Schwarz den Brief fallen. Zwischen ihm und dem Landrat war seit geraumer Zeit eine Spannung eingetreten, und obgleich beide das frühere schöne Verhältnis zurücksahnten, so mochte doch keiner den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Er stand auf, um den unerwarteten Gast in einem andern Zimmer zu empfangen, aber schon klopfte es und der Landrat trat ein.

Er verbeugte sich tief vor den Damen, etwas kühl vor seinem ehemaligen Freunde, und nickte Walter leicht zu.

Herr Schwarz war ihm entgegen geschritten, doch ohne ihm die Hand zu reichen: „Was verschafft uns die unverhoffte Ehre Ihres so seltenen Besuches?“ fragte er, den Gruß höflich erwidern.

„Der Dienst,“ antwortete der Landrat, und seine Hand, welche schon im Begriff gewesen war, die des Hausherrn zu ergreifen, holte ein Papier aus der Rocktasche hervor.

„Dann haben Sie wohl die Güte, mich ins Nebenzimmer zu begleiten.“

„Unnötig, die Damen können, ja eine derselben muß zugegen sein.“ Und sich an Helene wendend, fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Se. Majestät der König haben allergnädigst geruht, Ihnen, verehrtes Fräulein, für den Mut und die Entschlossenheit, wodurch Sie viele Männer beschämt haben, auf meinen gehorsamsten Bericht die Rettungsmedaille am Bande zu verleihen, und ich habe mir die Freude nicht versagen mögen, Ihnen dieselbe persönlich zu überreichen. Hier ist das Diplom, hier die Empfangsbefcheinigung, welche ich Sie zu unterzeichnen bitte, und hier die Dekoration!“

Helene erglühte in freudiger Überraschung, als sie das Stui mit der glänzenden Medaille in Empfang nahm. Sie hatte Goldschmuck und Perlen genug, aber diese einfache Silbermedaille wog alles auf.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch zu der hochverdienten Auszeichnung,“ sprach der Landrat

und reichte ihr die Hand, die sie dankbar drückte, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Um so redlicher waren die andern, und ein allgemeines Fragen, Verwundern und Glückwünschen begann.

„Aber wie wußten Sie — wie haben Sie alles so genau erfahren?“ sagte Herr Schwarz.

„Aus bester Quelle, von Herrn Frank selbst, der mir noch selbigen Tags nach dem kalten Bade einen sehr warmen Brief geschrieben hat,“ erwiderte der Landrat lächelnd.

Aller Blicke richteten sich auf Walter, der mit großer Freude zugehört, aber sich bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte und jetzt etwas rot wurde.

„Also noch abends, noch ehe Sie an ihre Mutter schrieben —“ rief Helene und verstummte dann plötzlich und wurde noch roter als Walter, dem sie bewegt die Hand reichte.

„Daß ich darauf auch mein Bestes that, versteht sich von selbst,“ fuhr der Landrat fort. „Galt's doch einer

Dame und hieß diese Dame doch Helene Schwarz!“

„Ich danke Ihnen, verehrter Herr und Freund, ich danke Ihnen aufrichtig!“ rief Herr Schwarz und schüttelte ihm die Hand, während Thränen in seine Augen traten.

Die Luft war wieder überbrückt und die alte Freundschaft in neuer Innigkeit hergestellt, das hörte man auch den nächsten Worten des Landrats an: „Wenn Sie nun ein Glas Wein für mich übrig haben, alter Freund, so wollen wir auf das Wohl Seiner Majestät und Ihrer Tochter trinken.“

Natürlich stießen sie jubelnd an, und mehr als einmal, und es ward aus alter Freundschaft und neuer Freude ein schöner Tag.

Auch Walter bekam sein Glas Wein, zog sich dann aber, wie's einem jungen, fleißigen Untergebenen geziemt, aufs Kontor zurück.

„Ein vortrefflicher junger Mann,“ sprach der Landrat, als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte; „er schlägt seinem Vater

nach: anständig und tüchtig im Dienst und außer Dienst. Er ist Ihrer Güte nicht unwürdig.“

„Er hat mir alles reichlich vergolten in dieser Stunde,“ erwiderte Herr Schwarz.

Das hörte Helene gerne.

Sie war ein junges Mädchen und trug die Medaille anfangs täglich, dann wenigstens jeden Sonntag, später nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten.

So vergingen einige Monate, da sagte Herr Schwarz eines Tags beim Mittagessen: „Ich hab' Siebel“ — das war der erste Mann auf dem Bureau — „in wichtigen Angelegenheiten nach England schicken müssen und vielleicht bleibt er Jahr und Tag da. Frank vertritt ihn aufs beste — er hat sich merkwürdig schnell eingearbeitet.“

Das hörte Helene wieder gerne.

In den Osterferien bekam Walter Besuch, Mutter und Bruder, und erbat und erhielt die Erlaubnis, beide auch im Herrenhause vorzustellen. Die blasse Dame



Da flüsterte er ihr etwas zu.

und der frische, bescheidene Gymnast machten den besten Eindruck und fanden sogar Gnade vor den strengen Augen der Donna Oberhoff, die lange in England gelebt hatte. „Eine ausgezeichnete Familie,“ äußerte sie nachher, „lady und gentlemen (vornehme Leute), wenn nicht eines fehlte, das Geld!“

„Wie können Sie so was sagen?“ rief Helene unwillig. „Es gehört dazu, es verbürgt die Selbständigkeit.“

„Ja, es gehört dazu,“ wiederholte Herr Schwarz.

Das hörte Helene nicht gern.

Im Juni wurde, wie alljährlich, der Geburtstag ihres Vaters mit großem Glanz gefeiert und zum Garten fest auch das Kontorpersonal eingeladen. Die Speisen waren gut, die Weine vorzüglich, Walter befand sich in der besten Stimmung, besonders als es ihm gelang, an Helenens Seite einen Spaziergang durch den Park zu machen. Da flüsterte er ihr etwas zu, — was es war, weiß ich nicht, nur so viel: sie hörte es gern.

Bei einer Wendung trafen sie plötzlich auf Herrn Schwarz, der sie erstaunt und nicht besonders erfreut betrachtete. Walter war etwas verwirrt, aber Helene nicht. Sie hielt seine Hand fest und sprach: „Ich hab' eine Perle aus dem Wasser gezogen, Papa; ich darf sie behalten, nicht wahr?“

Herr Schwarz liebte Geld und Ansehen, aber seine Tochter doch noch mehr. Er selbst hatte den tüchtigen jungen Mann lieb gewonnen, seinen Verkehr im Hause und mit Helene geduldet, er besaß im Überfluß, was jenem nach Fräulein Oberhoffs Meinung zum Gentleman fehlte, eine bessere Stütze im Geschäft konnte er sich gar nicht wünschen. Er willigte ein.

Am 28. Dezember, dem Jahrestag der Rettung, war Hochzeit, und die Braut trug als schönsten Schmuck die Medaille.

Ein Zeugenberhör.

Von Wilhelm Fischer.

„Wenn Ihr meine Geschichte hören wollt, so müßt Ihr sie mich auf meine Art erzählen lassen, denn wie könnt Ihr verlangen, daß ich sie auf eine andere, etwa auf Eure Art erzähle?“

So ungefähr sagte einmal ein etwas umständlicher Berichterstatter zu dem ungeduldrigen Zuhörer, von dem er unterbrochen worden war, und er hatte im Grunde recht. Am klügsten ist es, den zapfen zu lassen, dem das Fäßchen gehört, ob er nun rasch oder langsam zu Werke geht, denn wenn man ihn ärgerlich macht, so dreht er am Ende den Hahn ganz zu. Aber freilich dem Durstigen kann die Zeit dabei lang werden, davon weiß jener Friedensrichter in Köln ein Liedchen zu singen.

Er hatte wegen einer Wirtshausschlägerei eine Menge Zeugen zu verhören, und als erster derselben trat vor Johann Ebel, fünfundsiebzig Jahre alt, Schuster, in der Follerstraße wohnhaft und noch nicht bestraft, ein seelenvergnügt und harmlos aussehender Kerl mit ziemlich frischgewaschenem Gesicht und reinem Hemdekragen. Nachdem er die Vorfragen beantwortet und den Eid geleistet hatte, sprach der Richter, mit einem Seufzer die große Rolle überblickend: „Nun sagt, was Ihr von der Sache wißt!“

„Das will ich, Herr Justizrat, mit Plaisier. Wozu sollt' ich's nicht? Ich hab' ein gutes Gewissen, ich bin rein im Kittel.“

„Laßt die Vorrede weg, faßt Euch kurz!“

„Mit Vergnügen, Herr Justizrat. Kurz und bündig, das sag' ich auch, — nur nicht, wenn mein Stück Bratwurst abgeschnitten wird.“

Der Richter zog die Stirn in grämliche Falten, statt über den Wit zu lachen, und Meister Ebel verschwendete kein weiteres Spätschöchen an ihn, sondern fuhr fort: „Also, es mag ein Tag oder acht her sein — nein, so lang ist's noch nicht — doch, es kann doch sein, wart' einmal —“

„Es war am vorigen Montag,“ fiel der Richter grinnig ein.

„Ganz recht, Herr Justizrat, — was Ihr für ein gutes Gedächtnis habt! Am Montag war's, das hätt' ich behalten können; wir hatten gerade die Bohnen und Speck, wer das nicht mag, ist ged, und es ist sonst auch eines meiner sieben Leibgerichte: erstens saurer Kappus mit Erbsen und Schmüßchen und Dyrchen, zweitens —“

„Verschont mich mit Eurem Küchensettel, kommt endlich zur Sache!“

„Mit Vergnügen, Herr Justizrat, was hilft's, von guten Dingen schwätzen, wenn man sie nicht hat? Man macht sich den Mund nur wässrig. Also, die Gottesgabe schmeckte mir nicht, ich weiß nicht, wie's kam, es passiert mir selten, ich aß kaum eine halbe Portion und legte mich bald aufs Ohr. Das thut' ich nämlich alle Tage nach dem Essen, ein Stündchen, heißt das, allzuviel ist ungesund. Allein ich konnt' nicht schlafen. Ich setz' mich an die Arbeit, es fleckte nicht. Ich gab dem Lehrjungen eine Ohrfeige, es half nicht. Der Kaffee kam, er gefiel mir nicht. Es war mir nicht recht. Schang! sag' da meine Frau, wie siehst du mir aus? Weißt du was? Zieh deinen Sonntagnachmittagsrock an, setz' deinen Sonntagnachmittagshut auf, mach dir eine Pfeife an und geh zum Bütz auf die Weiberstraße und trink dir ein Glas Bier!“

„Und so gingt Ihr also hin?“ drängte der Richter.

„Noch nicht, Herr Justizrat, ich war ja noch in meinem Werkeltag, und Kleider machen Leute. Ich ging erst in die Kammer und wusch mich, dann zog ich mir meinen Sonntagnachmittagsrock an, setzte meinen Sonntagnachmittagshut auf, steckte mir eine Cigarre an und machte mich auf den Weg. Kaum war ich drei Häuser weit gegangen, wer sollt' mir begegnen als Vetter Drißtes. Tag, Schang! sag' er, wohin? — Oh, sag' ich, es war mir nicht recht, da sagt' meine Frau: Schang, wie siehst du mir aus? Weißt du was? Zieh deinen Sonntagnachmittagsrock an, setz' deinen Sonntagnachmittagshut auf, mach dir eine Cigar' an und geh zum Bütz auf der Weiberstraße und trink dir ein Glas Bier!“

„Schön, sprach Vetter Drißtes, ich konnt' später auch noch dahin. Bonjour, Schang! — Bonjour Drißtes! sag' ich und geh' weiter.“

„Und so kamt Ihr endlich hin, — was habt Ihr nun gesehen?“

„Nicht so schnell, Herr Justizrat, ich muß' noch über den Weidmarkt, und wer sollt' da vor der Georgskirch' stehen als der Herr Pastor selber? Er kennt mich, Herr Justizrat, ich arbeit' für ihn. Ei, Meister Ebel, sagte der hochwürdige Herr, so gepust auf den Werktag?“

„Oh, Herr Pastor, sag' ich, es war mir nicht recht, da sag' meine Frau: Schang, sag' sie, wie siehst du mir aus? Weißt du was? Zieh deinen Sonntagnachmittagsrock an, setz' deinen Sonntagnachmittagshut auf, mach dir eine Cigar' an und geh zum Bütz auf der Weiberstraße und trink dir ein Glas Bier!“

„Das haben wir ja nun schon zweimal gehört!“

„Aber der Herr Pastor noch nicht, Herr Justizrat, ich muß' ihm doch Bescheid geben; wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus.“

„Braucht Ihr es deshalb auch mir sechsmal zu wiederholen? Macht, daß Ihr zur Sache kommt!“

„Zu Befehl, Herr Justizrat, ich hab' zwar noch einen kleinen Umweg gemacht, weil, warum? Ich wollt' mir noch ein paar Cigarren mitnehmen, ich raucht' an meiner letzten, doch das thut nun nichts.“

„Durchaus nichts, also weiter.“

„Gut. Kaum tret' ich auf den Perlengraben, wen sollt' ich treffen —?“

„Nacht, daß Ihr endlich ins Wirtshaus kommt!“
„Ihr preßiert wirklich arg, Herr Justizrat; Ihr seid eiliger als ich, und ich hatt' doch so 'nen schönen Durst.“

„Der Mensch bringt einen zur Verzweiflung!“ murmelte der Richter. „Wollt Ihr nun sofort zur Sache übergehen?“

„Mit Vergnügen, Herr Justizrat, was kam ich dafür, daß der Weg so weit ist? Ich wollt', der Büts wohnte neben mir, er hat gewöhnlich das beste Bier. Aber endlich ist nicht ewig! Ich komm' auf die Weiberstraße, ich komm' vors Haus, und wer sollt' in der Thür stehen als der alte Paul Büts selber? — Ihr kennt den Büts doch, Herr Justizrat?“

„Nein!“
„O, Ihr müßt ihn kennen. Der Türk mit dem kahlen Kopfe ist sein Schwiegervater, den kennt Ihr doch gewiß, Herr Justizrat, Ihr habt doch das Kiedchen schon gehört:
Zu Köln op der Weiberstraße
Da wohnt der Meister Türk,
De ganze Wösch' em Platekopp,
Des Sonntags mit der Pütk.“*)

„Aber ich bitt' Euch, Mann, was hat der Meister Türk und seine Peride mit unserer Schlägerei zu thun?“

„Nichts, Herr Justizrat, durchaus nichts, da habt Ihr recht. Er war gar nicht da. Aber er hätte leicht da sein können, er kommt alle Tage dahin. Wie gesagt, der Büts steht in der Thür — es wundert mich, daß Ihr ihn nicht kennt — und als er mich sieht, sagt er: Bonjour, Schang!“

„Sagt er, du kommst grad' recht, ein frisch Käpfchen ist soeben aufgelegt. Wir sagen nämlich du zueinander, weil, warum? Wir sind noch mitsammen in die Klippeschul' gegangen. Aber wie ist es, daß du so früh kommst?“ — „Ach! sag' ich, das will ich dir sagen. Es war mir nicht recht, da sag' meine Frau: Schang, sag' sie, wie siehst du mir aus? Weißt du was? Zieh deinen Sonntagnachmittagsrock an, mach dir eine Cigarre an und geh zum Büts auf die Weiberstraße, und trink' dir ein Glas Bier.“ — „Eine brave Frau, Schang,“ sag' er, „wenn sie nur all' so wären!“ und damit gehen wir hinein.“

„Hatte der Streit schon begonnen?“ fragte der Richter, froh, die letzte Wiederholung überstanden zu haben.
„Noch nicht, Herr Justizrat, sonst hätt' der Büts nicht in der Thür gestanden, da kennt Ihr ihn schlecht. Es war ziemlich voll im Hinterzimmer, aber noch ganz gemüthlich. Ich bleib' vorn, setz' mich in eine Ecke und

*) Bütk = Peride.

trink' ein Glas Bier und spür' sofort Vinderung. Und meiner Seel' es dauert keine Viertelstund', da ist der Drittes auch da und setzt sich neben mich und sagt: Du, Schang, wo fehl's denn eigentlich? Wie geh't's?“ — „Ach,“ sag' ich, „es war mir nicht recht —“

„Sind jetzt die Schlägerei an?“
„Noch nicht, Herr Justizrat, Ihr preßiert zu arg. Wä'r't Ihr dabei gewesen, Ihr hättet es nicht so eilig gehabt. Es hat manchem noch zu früh angefangen, dem Büts selber, der nun mit diesem Kopf im Bett liegt, und dem roten Schmitz, dem haben sie ein Aug' ausge schlagen, und dem Rheinroller, ich weiß wahrhaftig nicht, wie er heißt, aber ich kenn' ihn von Ansehen, ein langer, ekeliger, fauler Kerl —“
„Wann fing's denn an, und wie?“



„Ich seh' den Sonntagnachmittagskut wieder auf und fort waren wir.“

stinkt's. Weißt du was? wir trinken unser Bier aus und bezahlen und gehen weg, eh' die Thür wieder aufspringt und sie sich hierher wälzen, sonst müssen wir im besten Fall noch Zeugen spielen und haben Schererei vor Gericht!“

„Und so habt Ihr's gemacht?“
„Gewiß, Herr Justizrat. Wir bezahlen unser Bier dem Kettchen, das ist die Nichte vom Büts, schon drei Jahre im Haus, sie heiratet aber bald; ich setz' den Sonntagnachmittagskut wieder auf und fort waren wir!“

„Und mehr habt Ihr nicht gesehen?“
„Durchaus nicht, Herr Justizrat! Von dem, was weiter passiert ist, weiß ich so wenig als ein neugeborenes Kind, — als Ihr selber, Gott sei Dank! Ich bin ein friedfertiger Mann und hab' nicht gern mit dem Gerichte zu thun!“

„Ihr könnt abtreten, hört Ihr!“
„Zawohl, Herr Justizrat, ich hör' auf dem rechten Ohr noch ziemlich gut, Ihr braucht nicht so zu schreien. — Aber meine Zeugengebühren krieg' ich doch?“

„Nun, wir waren beim vierten Glas, nein, ich war beim vierten, der Drittes schon am fünften, er säuft wie ein Loch, da hör' ich dahinten einen Spektatel. — So was muß man kennen, Herr Justizrat, Spektatel und Spektatel ist ein Unterschied. Sie können schreien, sie können auf den Tisch klopfen, sie können die Gläser zerschmeißen, und alles in Lieb' und Freundschaft — auf die Stimmen, wie soll ich sagen? auf den Ton kommt's an. Und hier roch ich den Braten gleich. Die Thür flog so zu, schwapp! Und etwas bumpfte dawider, ein Stuhl war's nicht, ob's ein Mensch war oder ein Sack, das weiß ich nun nicht, bloß, Säcke stehen gewöhnlich nicht da, es muß also wohl ein Mensch gewesen sein. Und dann ging's los, holterdipolter, drunter und drüber. —

„Drittes,“ sag' ich, hier stinkt's. Weißt du was? wir trinken unser Bier aus und bezahlen und gehen weg, eh' die Thür wieder aufspringt und sie sich hierher wälzen, sonst müssen wir im besten Fall noch Zeugen spielen und haben Schererei vor Gericht!“

„Und so habt Ihr's gemacht?“
„Gewiß, Herr Justizrat. Wir bezahlen unser Bier dem Kettchen, das ist die Nichte vom Büts, schon drei Jahre im Haus, sie heiratet aber bald; ich setz' den Sonntagnachmittagskut wieder auf und fort waren wir!“

„Und mehr habt Ihr nicht gesehen?“
„Durchaus nicht, Herr Justizrat! Von dem, was weiter passiert ist, weiß ich so wenig als ein neugeborenes Kind, — als Ihr selber, Gott sei Dank! Ich bin ein friedfertiger Mann und hab' nicht gern mit dem Gerichte zu thun!“

„Ihr könnt abtreten, hört Ihr!“
„Zawohl, Herr Justizrat, ich hör' auf dem rechten Ohr noch ziemlich gut, Ihr braucht nicht so zu schreien. — Aber meine Zeugengebühren krieg' ich doch?“

Von Kaiser Wilhelm I.

Der Hinkende ist nicht in Berlin gewesen bei der großartigsten Totenfeier, welche die Welt noch gesehen hat. Den meisten seiner geneigten Leser wird's ebenso gehen. Aber unser Herz trauert deshalb nicht minder, und wir wollen jetzt hier unserem entschlafenen kaiserlichen Herrn in unserer Art einen Schuß übers Grab thun. Der römische Dichter Propertius sagt irgendwo ebenso treffend wie schön: „Wenn man bei großen Bildsäulen das Haupt nicht erreichen kann, so legt man den Kranz tief unten zu den Füßen nieder.“ In diesem Sinne beginnt der Hinkende seinen Nachruf mit folgendem Gedichte:

Zum 9. März 1888.

Des Schicksals Uhr hebt aus! Es dröhnt die Stunde,
Die, lang gefürchtet, noch zu früh erschallt:
Der Kaiser Wilhelm tot! O Trauerkunde,
Die dumpf der ganze Erdkreis wiederhallt!
Noch niemals ist ein Fürst, ein Mann gestorben,
Der so viel Völkern Freund und Vater hieß,
Der solche Liebe sich erworben
Und solche Lücke hinterließ!

Wer hat das Schwert mit größter Wucht geschwungen,
Und ward darauf des Friedens fester Schild?
Wer hat an Ruhm und Siegen mehr errungen,
Und blieb dabei so freundlich, schlicht und mild?
Er gab uns Eintracht wieder, Selbstvertrauen,
Gieß frisches Blut den alten Adern ein;
Seit ihm, ob rings auch Wolken grauen,
Verloht sich's wieder, deutsch zu sein!

Nun ging er hin in goldnen Abendgluten;
Wir weinen noch, und fürchtbar drohet schon
Ein neuer Schlag: ach! unsre Herzen bluten
Auch um des großen Vaters teuren Sohn. —
— Die Säulen wanken, und die Helden sterben,
Die Feinde lauern, — aber Gott verläßt
Die Deutschen nicht, die nie verderben,
So lang wir einig sind und fest!

Ehe wir mehr vom Tode Kaiser Wilhelms reden, wollen wir einen raschen Blick auf sein langes, an tiefem Leid und großer Herrlichkeit überreiches Leben werfen. Einundneunzig Jahre, treu ausgekauft von Anfang bis zu Ende; eine trübte Jugend, ein Mannesalter voll Entfagung und vielverkannter Arbeit, und dann siebenundzwanzig Greisenjahre voll Sieg und Ruhm, voll Glanz und Macht, und zugleich voll frommer Demut und herzugewinnender Freundlichkeit!

Der Unvergeßliche wurde am 22. März 1797 als zweiter Sohn des damaligen Kronprinzen von Preußen geboren. Noch in demselben Jahre bestieg sein Vater als Friedrich Wilhelm III. den Thron. Aber der junge Staat Friedrichs des Großen ging schweren Prüfungen entgegen und brach am 14. Oktober 1806 in der Schlacht bei Jena vor Napoleons Wucht zusammen. Königin Luise mußte mit ihren beiden Söhnen nach Königsberg, ja im Januar 1807 über die Kurische Nehrung an die äußerste Grenze des Landes nach Memel fliehen, durch Sturmwellen und Eis drei Tage lang, die erste Nacht in einer Stube liegend, wo der Schnee ihr durch das zerbrochene Fenster aufs Bett geweht wurde. — Ob Prinz Wilhelm diese Leiden und die Erniedrigung seines Vaterlandes jemals vergessen hat? Wohl ebensowenig wie die begeisterten Mahnungen seiner Mutter, welche sie da-

Großer Vortrater für 1889.

mals an ihn und seinen Bruder richtete: „Begnügt euch nicht mit Thränen allein. Handelt! entwickelt eure Kräfte. — Befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobren. — Lasset euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden!“

Sie hat die Erfüllung ihrer prophetischen Worte nicht erlebt. Ihr früher Tod 1810 war der zweite harte Schlag, der den Prinzen Wilhelm traf.

Preußen, obwohl um die Hälfte verringert, ermannte sich und arbeitete im stillen an seiner Wiederherstellung. An den ersten Kämpfen der Befreiungskriege durfte Prinz Wilhelm noch nicht teilnehmen. Er war in seiner Jugend schwächlich, und die Ärzte sagten ihm kein langes Leben voraus, — so kurzzeitig ist oft die menschliche Wissenschaft. Aber 1814 wurde sein heißer Wunsch erfüllt: er empfing auf französischem Boden die Feuertaufe und zog mit den siegreichen Heeren der Verbündeten in Paris ein. Auch am zweiten Einzug im folgenden Jahre nahm er teil.

Nun folgten lange Friedensjahre, in welchen er, mit Leib und Seele Soldat, allmählich bis zum kommandierenden General aufrückte.

1829 vermählte er sich mit der hochbegabten Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, und dieser glücklichen Ehe entsprossen Kaiser Friedrich und die Frau Großherzogin von Baden.

1840 starb Friedrich Wilhelm III., sein Erstgeborener bestieg den Thron, und sein zweiter Sohn, der fortan Prinz von Preußen hieß, hatte während der ganzen Regierung des ihm nicht sehr ähnlichen Bruders reichlich Gelegenheit, sich als erster Untertan in Selbstverleugnung und Gehorsam zu üben. Es kam noch schlimmer. In den Stürmen des Jahres 1848 richtete sich die misleitete Wut der blinden Menge gegen den besten Mann. Er, den jetzt die Welt als einen der mildesten Herrscher nennt, mußte sich das schandbare Pügemwort „Kartätschenprinz“ gefallen lassen; er, der spätere Begründer des Deutschen Reiches, mußte nach England in die Verbannung gehen! Nur ein wahrhaft festes und frommes Gemüt erträgt solche Verkenning ohne Schaden; wie mancher hätte daraus finstern Haß und gründliche Verachtung der thörichten und ungerechten Menschen gezogen!

1849 fiel dem Prinzen von Preußen die undantbare Aufgabe zu, den Aufstand in der Pfalz und in Baden zu dämpfen. Bald darauf erlebte er eine neue Demütigung Preußens, das zu Olmütz seinen Bestrebungen, Deutschland zu einigen, entgegen mußte und zunächst kaum noch zu den Großmächten gerechnet ward. Das folgende Jahrzehnt war eine traurige Zeit für unser Vaterland.

Aber schon dümmerte eine bessere herauf. 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und sein Bruder, der schon einige Jahre lang für den Schwerkranken die Regierung geführt hatte, ward König in seinem 64. Lebens-



Prinz Wilhelm als Leutnant.

jahre. Ein Alter, in welchem viele sich nach Ruhe sehnen und von den Geschäften zurückziehen, war für diesen einzigen Mann erst der Anfang einer großartigen Thätigkeit; endlich konnte er selbständig seinen hohen, längst klar erkannten Zielen zustreben. Mit klaren Königsaugen erlah er die besten Diener und Helfer zu seinem Riesenwerke und hielt sie neidlos und treu, bis zum Ende — wir nennen nur drei Namen:

Bismarck * Moltke * Roon!

Mit weiser Festigkeit setzte er die Umbildung und Vergrößerung des Heeres durch. Und als das Schwert geschliffen und der Schild geschmiedet war, als kein ander Mittel mehr half, da griff er in Gottes Namen zu den Waffen und schwang sie mit unwandelbarem Glück, da sandte und führte er seine Tapfern nach Nord und Süd und West in einem ehernen glänzenden Siegesgange. Wir nennen nur drei Jahreszahlen:

1864 * 1866 * 1870!

Abrechnung mit Dänemark, Schleswig-Holstein frei! — Deutschland los von Osterreich, Preußen abgerundet und bedeutend vergrößert, die eben noch feindlichen Brüder im Süden schon halb veröhnt und der Main im geheimen schon überbrückt; — Aldeutschland, endlich wieder eins, in Frankreich hinein, der Übermut unseres Erbfeindes gebrochen, Sieg auf Sieg, viele hunderttausend gefangen mit Generälen, Marschällen und dem Kaiser Napoleon selbst, Elsaß-Vorbringen endlich wiedergewonnen, Deutschland mächtig und hochangesehen wie nie zuvor in der ganzen Welt, der Traum seiner besten Söhne erfüllt: wieder ein Kaiser an der Spitze, und dieser Kaiser unser Wilhelm!

Volle 720 Tage seines thatenreichen Lebens hat Kaiser Wilhelm der Siegreiche im Felde zugebracht. Aber der Krieg war ihm stets nur Mittel, nie Zweck. Nach beispiellosen Siegen und Erfolgen kehrte er so bald wie möglich zu den stillen Werken des Friedens zurück, hier nicht minder bewundernswert als auf dem Schlachtfelde. Wie er seine eigene, erhabene Stellung zu wahren verstand, ein Herrscher jeder Zoll, so achtete er auch gewissenhaft die Rechte der Bundesfürsten und Volksvertretungen und arbeitete mit ihnen eifrig an der Förderung des allgemeinen Wohls. Im Glanze der höchsten Macht und Herrlichkeit schlug sein Herz warm für die Armisten und Glendesten des Volkes, deren Los auf seine lebhaftere Anregung hin wesentlich verbessert wurde. Wahnsinnige Angriffe auf sein Leben machten ihn ebensowenig irre wie einst Verkennung und Haß. Mit Osterreich-Ungarn und Italien verbündet, türmte er in der Mitte Europas eine gewaltige Burg des Friedens auf, dessen Bestand der Welt durch den leisen Atemzug dieses unvergleichlichen Greises verbürgt zu werden schien. So genossen wir, von diesem weisen und starken Herrn beschirmt, von fremden Völkern um ihn beneidet, Jahr um Jahr das Glück einer ungestörten Entwicklung.

Wir wußten, daß dies nicht ewig dauern konnte, daß der Teure schon längst über die vom Psalmisten erwähnte Lebensgrenze hinaus war. Aber er war zugleich noch so frisch, so daseinsmütig! Er versüngte sich gleichsam nach jedem Winter alljährlich wieder bei den Heeresbesichtigungen und in den Bädern. Wer einmal hoch über 80, wer bis zu 90 Jahren gekommen ist, warum sollte der nicht 100 werden? Man hofft so gern, was man wünscht. Beim Festmahl an seinem Geburtstage erinnerten sich die frohen Gäste jubelnd des Scherzworts: „Wir geben den ersten deutschen Kaiser nicht unter Paß ab!“ In Kirche und Kämmerlein flehten viel tausend Fromme inbrünstig: „Gott, erhalte ihn!“ Und lange Zeit ward dieses Gebet gnädig erhört.

Da kam, dicht vor seinem 91. Geburtstage, die böse Nachricht: „Der Kaiser hat in der Nacht vom 3. zum 4. März wieder einen Unfall seines alten Blasenleidens gehabt.“ Besorgt und gespannt lauschten wir auf die nächsten Berichte. Sie lauteten diesmal nicht gut. Der Schmerz um den Tod eines teuren Enkels, des hoffnungsvollen Prinzen Ludwig von Baden, um die furchtbare Krankheit des in der Ferne weilenden Sohnes hatte dem körperlichen Leiden vorgearbeitet. Am 7. März war kaum noch Hoffnung, am 8. keine mehr. Das Ende kam.

Aber auch auf dem Sterbebette blieb dieser fromme Held sich selbst getreu. Gottergeben hörte er die Gebete des Geistlichen an und bekräftigte sie hin und wieder durch ausdrückliche Zustimmung. Mit letzter Kraft gab er seinem Enkel, dem Prinzen Wilhelm, weise Ratsschläge. Als seine besorgte Tochter, die Großherzogin von Baden, ihn bat, er möge sich nicht durch zu vieles Sprechen ermitteln, fand er das in seiner Einfachheit großartige Wort: „Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, müde zu sein!“ Und als sein treuer Bismarck ihm die letzte Urkunde, die der Kaiser vollzogen hat, zur Unterschrift vorlegte und die Bitte an ihn richtete, nur mit dem Anfangsbuchstaben „W“ zu unterzeichnen, erwiderte der Pflichtgetreue: „Ich glaube, daß ich noch den vollen Namen schreiben kann.“ Und er hat's gethan mit der zitternden, schon vom Flügel des Todes gestreiften Hand, so:

und sogar den Schnörkel nicht vergessen bei dieser letzten Unterschrift! Schau sie an, lieber Leser, und vergleiche sie mit dem schönen und kräftigen Namenszug aus besseren Tagen:

Kenzeichnet sie nicht den ganzen herrlichen Mann? Das Nötige thun bis zum letzten Hauch, gut, das ist schon viel. Aber es genügt dem alten Soldaten nicht: er thut es auch wo möglich in der einmal üblichen und passenden Weise, treu auch im Kleinsten, ja, man kann, wenn man den rührend seltsamen zweiten Buchstaben ansieht in Wahrheit sagen: bis zum Tipfelchen über den i! — Ständen wir alle nur halb so treu und fest auf unserem Posten wie er, unser Vaterland würde unüberwindlich sein.

Um 8 Uhr abends verließ der Kaiser merkwürdigerweise noch einmal das Bett, — war es die Urruhe, welche oft Sterbende vor der letzten großen Reise erfasst? — Ganz selbständig kleidete er sich an und später wieder aus und legte sich dann nieder. Von nun an verfielen seine Kräfte rasch. Um 4 Uhr morgens

glaubte man, das Ende sei nah. Bismarck, Moltke und Rögel, der Oberhofprediger, wurden herbeigerufen. Es fand kein heftiger Todeskampf statt. Alle in Berlin anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie waren um das Sterbebett versammelt, Kaiserin Augusta hielt die Hand ihres Gemahls in der ihren bis über den letzten Atemzug hinaus. Freitag den 9. März 1888 morgens um 8 Uhr 30 Minuten schloß Kaiser Wilhelm sanft für immer die Augen zu. Der Draht frug alsbald mit Blitzesschnelle die Trauerbotschaft in alle Welt. Zuerst wohl nach San Remo in Italien, zum Sohne des Entschlafenen, dem schwerleidenden Kaiser Friedrich. Und dieser, der Erbe nicht nur des Thrones, sondern auch des Pflichtgefühls und der Willenskraft seines Vaters, rüstete sich sofort zur Reise aus dem milden Süden über die schneebedeckten Alpen nach dem noch rauhen Berlin. Nicht gesprochen, aber gedacht hat er: „Ich habe jetzt keine Zeit mehr, krank zu sein!“

Bald nach 12 Uhr erschien Fürst Bismarck im Reichstage; alle Mitglieder erhoben sich. In ergreifender Rede teilte er ihnen amtlich die Todesnachricht mit und legte das Blatt mit der letzten Unterschrift als bleibendes Denkmal auf den Tisch des Hauses nieder. Gegen den Schluß seiner Ansprache hin konnte der Redner seine mühsam niedergekämpfte Bewegung nicht mehr zurückhalten: der eiserne Kanzler brach in Schluchzen aus, und auch vielen Zuhörern standen die Thränen in den Augen. Graf Moltke stand mit starren Zügen da wie ein Marmorbild.

Zu ihm eilte Bismarck hin, nachdem der Vorsitzende von Wedell-Biesdorf die Sitzung mit einem kurzen würdigen Worte geschlossen, drückte dem alten Genossen und Freunde tiefgerührt die Hand und sprach dann, sich fassend: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise.“

Das sind Männer! O, ließe Gott es uns nie an ihresgleichen fehlen!

Am 12. März nach Mitternacht wurde die irdische Hülle des Entschlafenen bei heftigem Schneesturm aus seinem Palaste nach dem Dome gebracht. Sie ruhte in einem Zinnsarge, der wiederum von einem rotausgeschlagenen Eichenfarg umschlossen war.

Erst am nächsten Freitage sollte die Überführung der Leiche nach dem Mausoleum zu Charlottenburg

stattfinden, wo König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise ruhen; dort wollte auch ihr Sohn bestattet sein. Tausend und abertausend Fremde strömten bis dahin nach Berlin. Der Zubrang zum Dome war ungeheuer.

Die allgemeine Teilnahme des Auslandes an unserem großen Verluste konnte uns wohlthun. Nicht nur uns befreundete Fürsten und Völker, wie die von Osterreich, Italien und England, bezogenen ihr Beileid warm und herzlich; die Tugenden des Entschlafenen hatten selbst Feindesherzen gerührt; die wackern Dänen ehrten den großen Toten, und sogar Frankreich sandte ihm einen Kranz. Fürsten und Republiken, Christen und Andersgläubige huldigten seinem Andenken, — von den deutschen Brüdern, in weiter Welt zerstreut, versteht es sich von selbst. Der Czar Alexander III. befahl, daß sein gesamtes Heer auf vier Wochen Trauer anlegen und das Regiment Kaluga für alle Zeit den Namen Kaiser Wilhelms tragen solle. Und rund um den Erdball, wo nur die rote Flagge Englands weht, drohnten am Begräbnistage 91 Kanonenschüsse, nach der Zahl der Jahre, dem hingeschiedenen Kaisergrabe zu Ehren. Ist es nicht, als ob allen Völkern ein väterlicher Freund gestorben wäre?

Am 16. März war das Wetter hell, aber kalt. Gegen elf Uhr stellten sich die Kriegervereine mit umflorten Fahnen zum Spalier auf. Hinter ihnen drängte sich etwa eine halbe Million Menschen. Im Dome fand inzwischen eine Trauerfeier statt. Dann setzte sich der Leichenzug in Bewegung.

Militär, Musik und Geschütze eröffneten ihn, dann folgten die Domgeistlichkeit, die gesamte Hofdienererschaft und die nächste persönliche Umgebung des Entschlafenen, die Minister mit den Reichsinignien, die höchsten Hofchargen und endlich der von acht tiefbehangenen Klappen gezogene Wagen, auf welchem der mit Purpuramt umkleidete Sarg freistand. Gegen halb zwei Uhr langte er vor dem königlichen Palais an, von dem aus Kaiserin Augusta den letzten Blick auf den Sarg des teuren Gemahls warf. Hinter dem Leichemwagen wurde des Kaisers Leibrost einhergeführt.

Und nun kam der Hauptleidtragende, Kronprinz Wilhelm, in Vertretung seines durch schweres Leiden behinderten Vaters Kaisers Friedrich. In einem gewissen Abstand hinter seiner schlanken Gestalt schritten



„Ich glaube, daß ich noch den vollen Namen schreiben kann.“

drei Könige, von Sachsen, Belgien und Rumänien. Dann folgten die Mitglieder der preussischen Königsfamilie und des Hauses Hohenzollern; darauf fast sämtliche regierende Fürsten Deutschlands, in Person oder durch Vertreter: die Thronfolger von Württemberg und Bayern und noch 3 Wittelsbacher Prinzen; die Großherzöge von Baden, Hessen, Sachsen-Weimar und Oldenburg; die Herzöge von Meiningen, Altenburg, Koburg und Anhalt; die Fürsten von beiden Schwarzburg, von Reuß, Waldeck und Schaumburg-Lippe; die regierenden Bürgermeister von Hamburg, Bremen und Lübeck.

Und nun das Ausland! Die Thronfolger von England, Osterreich, Italien und Rußland, von Dänemark, Schweden, Portugal und Griechenland, —

Ihnen schlossen sich noch zwei russische Großfürsten und der älteste Sohn des Prinzen von Wales an. Frankreich, Spanien und die Niederlande sowie die Türkei und Serbien wären durch hochgestellte Abgeordnete vertreten. Zu den höchsten Herrschaften gesellte sich ihr Gefolge, voran die General- und Flügeladjutanten und die Kommandeure der sämtlichen deutschen Leibregimenter des verstorbenen Kaisers. Dann kamen die Ritter des Schwarzen Adlerordens, die

Häupter der neuen fürstlichen Häuser, die Generalität, die Bundesbevollmächtigten, die Vorstände des Reichs- und des Landtags, die früheren Minister, die Oberpräsidenten, die höchsten Staats- und Reichsbeamten, die Vertreter deutscher Städte, — wer zählt und nennet alle? Aber drei Männer, außer dem schwergeprüften Kaiser Friedrich selbst, vermiste man in dem glänzenden Zuge: Bismarck, Moltke und den Leibarzt Lauer; die Getreuen durften, selbst erkrankt, den teuren Herrn nicht begleiten auf seinem letzten Wege.

Und die Trompeten der Gardehusaren bliesen: „Jesus meine Zuversicht!“, die ergreifenden Trauermärsche von Beethoven und Chopin erklangen feierlich; langsam fuhr der Wagen mit dem großen Toten seine Bahn; die Fahnen senkten sich, die Augen der Hunderttausende, die entblößten Hauptes standen, füllten sich mit Thränen; und in großartigster Weise ward an diesem kalten Spätwintertage die alte Wahrheit uns neu nahegelegt: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Aber die Liebe dauert über das Grab hinaus, und Gottes Gnade für und für!“

Der Zug erreichte das Brandenburger Thor gleich nach 2 Uhr und das Mausoleum eine Stunde später. Die Geschütze donnerten, die Leiche ward eingeseget. An

einem Fenster des nahen Schlosses stand derweil ein hochgewachsener Mann in Generalsuniform mit dem breiten Orangete Bande des Schwarzen Adlerordens, Kaiser Friedrich. Unverwandt richtete er seine Blicke nach dem Mausoleum hin. Welche Gefühle mögen dabei seine Heldenbrust durchzogen haben?

Um 4 Uhr war alles zu Ende.

— — Ach! wir haben

Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr!

Fromm, einfach, fleißig, klaren Blickes, festen Mutes, treu, dankbar, gerecht, leutselig und weise, bis ins hohe Alter geistesfrisch, so weihte er sich gewissenhaft seinem erhabenen Berufe, so schweifte er das edle, aber

spröde Erz der deutschen Stämme zusammen und hob uns aus dem Jammer der Ohnmacht zu ungeahnter Herrlichkeit empor. So wird sein ehrwürdiges Bild, umringt von seinen Paladinen und Heerführern, durch die Jahrtausende schreiten, mit der Entfernung noch wachsend, riesengroß, überwältigend, wunderbar!

Don Kaiser Friedrich.

Der Hinkende hat doppelt Ursach, auch dieses Herrichers mit Dankbarkeit und Liebe zu gedenken: erstens als guter Deutscher überhaupt, und zweitens — Hut ab, ihr Leute! — als alter Bekannter. Wenn er gern in bescheidene Häuser und Hütten einkehrt, so ist er deshalb nicht aus allen Palästen verbannt; gerade weil er ein Freund des Volkes ist, wird er auch von den besten der hohen Herren geschätzt. Das geht z. B.



Die Leiche Kaiser Wilhelms im Dom aufgefahrt.

klarlich auch aus folgendem hervor. Als im September 1886 der damalige Kronprinz in Straßburg weilte, wurden ihm auch die Mitglieder einer Abordnung aus Lahr vorgestellt. Zu einem dieser Herren äußerte der Kronprinz zu dessen Überraschung: „So, Sie sind aus Lahr in Baden? Was macht denn der „Hinkende Bote?“ Ohne sich lange zu besinnen, antwortete der liebe Landsmann: „D, der ist noch recht munter, Kaiserliche Hoheit!“ Lächelnd schritt der hohe Herr weiter und drückte später einem andern Abgeordneten aus Lahr seine Freude über das Wohlbefinden des Hinkenden aus. Das vergißt ihm der Hinkende nie.

Kaiser Friedrich hatte schon ein langes reiches Leben hinter sich, als er den Thron bestieg. Geboren am 18. Oktober 1831, durch vorzügliche Lehrer, namentlich Ernst

Curtius, vorgebildet, trat er 1849 in das erste Garde-Regiment ein und bezog 1856 die Universität Bonn, deren Doktorhut wie auch der von Königsberg und Orford ihm verliehen wurde.

Im Jahre 1858 vermählte er sich mit Viktoria, der ältesten Tochter der Königin von England. Dieser Ehe entstammten acht Kinder, vier Söhne, von denen zwei bereits gestorben sind, und vier Töchter.

Nachdem er 1864 in Schleswig seine ersten kriegerischen Erfahrungen gesammelt hatte, begann er 1866 seine Heldenlaufbahn im entscheidenden Kampfe gegen Österreich. Er übernahm das Oberkommando über die Zweite preussische Armee, rückte am 26. Juni von Schlessien aus durch die Gebirgspässe in Böhmen ein, siegte am 28. bei Nachod und Trautenau, am 29. bei Stalitz und Schweinschädel und trug am 3. Juli mittags bei Königgrätz durch sein rechtzeitiges Erscheinen wesentlich zum Siege bei.

„Hurra! das ging ja wie der Blitz!
In sieben Jahren hat der Alte Fritz
Die mächtigen Feinde einst geschlagen:
Ihr Kerle zwingt's in sieben Tagen!“

1869, als der Suezkanal eröffnet wurde, unternahm der Kronprinz eine Reise nach Agypten und Palästina.

In dem großen Kriege gegen Frankreich 1870 erhielt er den Oberbefehl über die Dritte Armee und eröffnete den Tanz durch die glänzende Erstürmung von Weißenburg am 4. August.

Am 6. August erfocht „unser Fritz“ den großen Sieg bei Wörth über Mac Mahon, am 16. rückte er in Nancy ein, blieb während der Kämpfe um Metz dort zur Deckung stehen und schlug am 1. September mit dem Kronprinzen von Sachsen unter König Wilhelms Oberbefehl den Feind gänzlich bei Sedan.

Vor Paris kämpfte er am 19. September siegreich bei Billeneuve und Montrouge. Am 28. Oktober wurde er Generalfeldmarschall.

Während des Krieges hatten die meisten süddeutschen Truppen unter seinem Befehle gestanden, deren Liebe er sich alsbald in ungemeinem Maße erworben hatte. Der Hinfende weiß nicht, ob es wahr ist, daß schon bei Weißenburg ein wackerer Bayer zum Kronprinzen gesagt hat: „Ja, hätten wir 1866 Ew. Königliche Hoheit an unserer Spitze gehabt, wie wollten wir die Malefizpreußen gehauen haben!“ Aber das weiß er: „unser Fritz“ hat durch seinen männlichen Ernst und seine herzgewinnende Freundlichkeit viel dazu beigetragen, noch frische Wunden zu heilen, alten Groll zu entwässern, heimlichen Eiferhüchteleien vorzubeugen und die kaum noch dürftig geeinten Bundesstämme rasch zu einem großen herrlichen Ganzen zu verschmelzen.

Während der Friedensjahre setzte er sein Werk auf seinen Inspektionsreisen nach Süddeutschland erfolgreich fort. Auch der Kunst und Wissenschaft wandte er eine lebhafteste Teilnahme zu. Als Vertreter seines greisen Vaters ging er 1873 zur Wiener Weltausstellung und zum Besuche der königlichen Höfe nach Schweden und Dänemark, 1875 zu Viktor Emanuel nach Neapel, 1878 zum Leichenbegängnis dieses Königs nach Rom, führte vom Juni bis Dezember desselben Jahres für den von ruchloser Hand verwundeten Kaiser

die Regierung und wohnte 1881 dem Leichenbegängnis des ermordeten Kaisers Alexander II. von Rußland in Petersburg bei. Am 28. Februar 1883 feierte er seine silberne Hochzeit. Noch in demselben Jahre machte er in Vertretung seines Vaters dem König Alfons XII. von Spanien einen Gegenbesuch und ging von dort nach Rom zum Papste. 1884 wurde er Präsident des erneuerten preussischen Staatsrates. 1886 vertrat er bei dem Leichenbegängnis des Königs Ludwig II. von Bayern, beim Jubiläum der Universität zu Heidelberg und nach den Straßburger Manövern bei dem Besuch in Metz wiederum seinen kaiserlichen Vater und reiste dann nach Italien, wo er dem Königspaar in Monza einen Besuch machte.

So war der kräftige und stattliche Thronfolger seit vielen Jahren trefflich auf seinen hohen Beruf vorbereitet und in guten und bösen Tagen erprobt. Beide hohe Eltern lebten ihm noch, und die Ehe seines ältesten Sohnes war schon mit vier jungen Prinzen gesegnet. Dankbar, vertrauensvoll und stolz sah ganz Deutschland auf seine herrlichen Hohenzollern hin. Ein weitverbreitetes

Bild zeigte Kaiser Wilhelm und seinen ältesten Sohn, Enkel und Urenkel zu einer schönen Gruppe vereinigt: das Vierkaiserbild!

War es zu schön für uns arme Sterbliche? Muß uns, wie den Alten vor der Götter Reide, im höchsten Glück vor der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge, vor der finstern Zukunft grauen? Sollte uns allen, Hohen und Niedrigen, noch einmal tief eingeschärft werden, daß der Mensch wie Gras, wie die Blume auf dem Felde ist. Eine furchtbare Wendung stand bevor.

Im Frühlinge des Jahres 1887 hörten wir zuerst mit inniger Teilnahme, daß der Kronprinz, von einer hartnäckigen Heiserkeit gequält, still und traurig sei. Die kräftige Stimme, die so oft laut im Kampfe und lieblich im Frieden erschollen, war jetzt zum mühsamen Flüstern, zum Schweigen verdammt. „Es wird bald vorübergehen bei einem so starken und rüstigen Herrn“, trösteten wir uns. „Möge er bald genesen!“ beteten wir.

„Man hört den deutschen Kaiser,
Auch wenn er leise spricht.“

fang etwas später der Dichter Baum- bach. Der Kronprinz suchte Heilung in Ems, dann in England und Schottland, eine kurze Zeit auch in den Alpen und endlich zu San Remo in Italien an der milden Küste des Mittelmeeres, überall von seiner treuen Gemahlin begleitet und sorgsam gepflegt. Aber leider! ward es je länger je schlimmer. Gepannt lauschten wir auf jede neue Kunde aus San Remo und klammerten uns begierig an jeden Strohhalm der Hoffnung an. Doch ob wir uns auch sträubten, allmählich brach sich auch in weiteren Kreisen, wie schon längst bei den Sachverständigen, die niederdrückende Erkenntnis der wahren Natur seines heimtückischen Leidens Bahn.

Da segnete Kaiser Wilhelm das Zeitliche, und sein Sohn Kaiser Friedrich erste, die Rücksicht auf seine Gesundheit höhern Pflichten opfernd, ohne Säumen nach Deutschland zurück, unterwegs von König Humbert von Italien begrüßt.

Gleich seine ersten Äußerungen als Herrscher zeigten,



Unverwundet richtete er seine Blicke nach dem Mausoleum hin.

wie reiflich er über seinen hohen Beruf nachgedacht hatte und wie groß er denselben auffasste. Schon von San Remo aus hatte er verfügt, daß Art und Dauer der Landestrainer nicht von oben herab anzuordnen, sondern getrost dem Ermessen des deutschen Volkes zu überlassen seien, welches dies Vertrauen nicht getäuscht hat. Von Berlin aus veröffentlichte der neue Kaiser dann am 12. März zwei wohldurchdachte Erlasse „An Mein Volk“ und „An den Reichskanzler“. Dem Sinkenden thut's leid, diese goldenen Worte hier aus Mangel an Raum nicht ausführlich mitteilen zu können, doch sie sind ja durch die Blätter zu allen gedrungen.

Ach, und der heldenmütige Dulder, der sie verkündigte, konnte nur noch mühsam atmen durch ein in die angeschnittene Luftröhre eingeführtes Metallröhrchen. Am 24. April, nachdem er einen neuen heftigen Anfall seines furchtbaren Leidens eben überwunden, empfing er noch den Besuch der Königin von England. Unermüdlich und unerschütteret kaufte er jeden ihm vergönnten Augenblick aus.

Und während der Erde duldete, ohne zu klagen, war er von Liebe und Teilnahme für seine Umgebung erfüllt. Den wieder vom Hüftweh heimgesuchten Fürsten Bismarck ersuchte er jüngst, seinen Vortrag sitzend zu erstatten. Als trotzdem dessen Schmerzen sichtlich heftiger wurden, nahm der Kaiser einen zweiten Sessel, legte die Füße des Kanzlers darauf und umhüllte ihn mit einer warmen Decke.

Am 24. Mai hatte der Kaiser noch die Freude, der Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Prinzessin Irene von Hessen beizuwohnen. Am 1. Juni siedelte er nach Potsdam in das von ihm neu benannte Schloß Friedrichskron über.

Hier hatte er einst das Licht der Welt erblickt, hier sollte sich auch sein treues Auge für immer schließen.

Am 14. Juni vollendete seine dritte Tochter, Prinzessin Sophie, ihr 18. Lebensjahr. Als sie an sein Lager trat, um seinen Glückwunsch zu ihrem Geburtstage zu empfangen, da sah er sie lange freundlich und wehmütig an, ergriff dann ein Blatt und schrieb: „Bleibe fromm und gut, wie du seither gewesen bist; das ist der letzte Wunsch deines sterbenden Vaters.“ Die tief ergriffene Tochter brach in Schluchzen aus. Sein Vorgefühl täuschte ihn nicht. Am 15. Juni bald nach 11 Uhr vormittags, auch an einem Freitage, genau 14 Wochen nach dem Hinsange seines Vaters, am 99. Tage seiner Regierung, hauchte der zweite deutsche Kaiser im Kreise der Seinen gottergeben den letzten Atem aus.

Friedrich hieß er, und obwohl ein erprobter Kriegerheld, Friedensgedanken hatte er über sein Volk; in der Friedenskirche zu Potsdam wollte er begraben sein.

Dort ist er denn schon Montag den 18. Juni beigesetzt worden, für den mächtigen Beherrscher eines so großen Volkes schlicht und einfach genug, wie es den Umständen und seinem eigenen Wesen und Willen entsprach, aber beweint und bewundert von Unzähligen:

Nicht das Schwert in der Hand, nicht im Donner der Schlacht,

Bei der fahnen Raufchen und Wallen,
Nicht am Ende der Bahn, von des Abends Pracht
Umleuchtet, ist Friedrich gefallen:

Aus der Mitte des Tags, aus der männlichsten Kraft,
Von dem Gipfel, erst gestern beschritten,
Hat ein neidisch Geschick uns den Thron enttrast;
So stürzt der Tanne hochragender Schaft,
Von der türkischen Säge zerschnitten!

An den Lippen den Kelch mit dem perlenden Wein
Der Herrschaft — und durfte nicht trinken!

In der Rechten den Stab,
Volkshirte zu sein —
Und er mußte so bald
Ihr entsinken!

Voll Milde das Herz
und voll Weisheit das
Haupt,
Und alles — o schleichend
Verderben,

Das stückweis tötet! —
der Welt nun geraubt,
Dem erhabenen Dulder
nur eins erlaubt:
Klaglos zu leiden, zu
sterben!



„Unser Fritz“ bei Weitz.

Don Kaiser Wilhelm II.

Unser jetziger Kaiser Wilhelm II., der Enkel Wilhelms I. und der Sohn Friedrichs, ist geboren am 27. Januar 1859 — das verhängnisvolle Jahr 1888 weist also drei Kaiser, aber keinen einzigen Kaisers-Geburtstag auf, auch drei Kronprinzen, und keinen Kronprinzen-Geburtstag! Nach gehöriger Vorbereitung bezog er wie ein gewöhnlicher Sterblicher im Herbst 1874 mit seinem Bruder Heinrich das Gymnasium zu Kassel. Das war eine

Neuerung, eine Abweichung von dem gewöhnlichen Gange der Prinzenerziehung, aber, wie der Hinkende meint, eine glückliche. Nicht in vornehmer Abgeschlossenheit, sondern mit strebsamen Altersgenossen zugleich unterrichtet werden, in löblichem Wettstreit fremde Kräfte achten und die eigenen anstrengen lernen, das kann sehr heilsam und förderlich wirken auf hochgeborene junge Herren. Als 1875 die Kasseler Gymnasialisten fröhlich auszogen, um den Sedantag zu begehen, da trug Prinz Wilhelm das Geschenk seiner Mutter, die schöne seidene Fahne, und schenkte sie inmitten seiner Genossen voll Jugendlust. Im Januar 1877 bestand er die Abgangsprüfung und trug sogar eine von drei zur Verteilung kommenden Denkmünzen davon. Nun besuchte er zwei Jahre lang die Hochschule zu Bonn. Bei allem Fleiße blieb er auch dem frohen Burcheleben nicht fern. Von früh an war natürlich auch seine soldatische Ausbildung nicht vernachlässigt worden, und durch seinen Eifer dabei hatte er sich das besondere Wohlwollen seines

kaiserlichen Großvaters erworben. Am 27. Februar 1881 vermählte er sich mit Auguste Viktoria, der Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; diese Ehe ist bereits mit 5 Prinzen gesegnet. Vom Herbst 1882 an wurde er durch den Oberpräsidenten von Achenbach auch in die Verwaltung eingeführt. So war er nach allen Richtungen hin gehörig auf seinen schweren Beruf vorbereitet. Obgleich tief erschüttert und auch körperlich angegriffen von den aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen, ergriff er nach dem Tode seines Vaters alsbald mit fester Hand die Zügel der Regierung. Sein erstes Herrscherwort galt dem Heere und der See-

macht: „Wir wollen unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein!“ Am 18. Juni richtete er auch einen Erlass an das preussische Volk und gelobte darin, unter Gottes Beistand ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten zu helfen, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Dazu sagt der Hinkende mit all seinen Lesern von ganzem Herzen Amen!

Unverzüglich wurde auch der Reichstag wieder zu einer kurzen Tagung einberufen und am 25. Juni im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin mit ungewöhnlichem Glanze eröffnet. Dabei hat dem Hinkenden eins besonders wohlgethan: daß fast sämtliche regierende deutsche Fürsten, oder für die durch Krankheit behinderten ihre Stellvertreter sich persönlich zu dieser Feierlichkeit einfanden. Sie legten dadurch vor Gott und aller Welt, vor ihren eigenen erfreuten Unterthanen und vor dem lauernden Auslande das Zeugnis ab: Der junge Kaiser steht in seinen schweren Prüfungen nicht allein; die Krone bleibt, nur ihre Träger wechseln; das neue Reich ist fest und wohlgegründet, an Haupt und Gliedern eins. Ja,

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

Möge es immer so bleiben, oder, da kein Lebendiges stille steht, mögen wir immer fester und inniger zusammenwachsen!

Aus reiner Freude an dieser Festlichkeit widmet der

Hinkende ihr noch ein paar Worte, obgleich er nimmer viel Zeit und Raum hat.

Nach frommem Brauch wurde zuerst in der evangelischen Schloßkapelle und in der katholischen St. Hedwigskirche Gottesdienst gehalten. Dann versammelten sich die Mitglieder des Reichstags und des Bundesrats im Weißen Saale; Kaiser, Fürsten und Gefolge in andern Räumen des großen Baues. Als alles bereit war, machte der Reichkanzler Sr. Kaiserlichen Majestät Meldung, und nun ordnete sich der glänzende Zug der Herrscher zu den Vertretern des Volks. Voran wurden die Reichsabzeichen getragen: das entblößte Reichsschwert, der Reichsapfel, das

Scepter, die Krone und das Reichspanier; dann erschien der Kaiser selbst mit den regierenden Fürsten, die meisten derselben trugen als Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler den prächtigen roten Samtmantel; auch die Herren Bürgermeister der drei freien Städte fehlten nicht; darauf kamen die Prinzen und das Gefolge. Im Weißen Saale nahm Wilhelm II. auf dem Throne Platz, die Fürsten stellten sich zu seiner Rechten, die Prinzen zu seiner Linken, die andern Herren auf den Stufen und an den ihnen sonst genau angewiesenen Orten auf; auch die Kaiserin mit dem sechsjährigen Kronprinzen wohnte auf einer Erhöhung dem glänzenden Schauspiel bei. Ein dreifaches Hoch auf den Kaiser und seine Bundesfürsten erscholl. Dann überreichte Bismarck seinem jugendlichen Herrn die Thronrede, welche derselbe mit

kräftiger Stimme verlas. Fast von Satz zu Satz steigerte sich der Beifall. Begreiflich; Wilhelm II. verkündete, nach dem Ausdruck seiner gerechten Trauer um Vater und Großvater, daß er entschlossen sei, in den Wegen Wilhelms I. zu wandeln, die Reichsverfassung zu wahren, die Arbeiter zu schützen und zu fördern, dagegen allen Umsturzbestrebungen entgegenzutreten, nach außen hin mit jedermann Frieden zu halten, soviel an ihm liege; an dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn und Italien in deutscher Treue festzuhalten, dabei aber auch Freundschaft und Frieden mit dem russischen Kaiser und Reiche sorgfältig zu pflegen; zum Schlusse drückte er im Vertrauen auf Gott die Zuversicht aus, daß uns für absehbare Zeit der Friede erhalten bleibe.



Wilhelm II.
Deutscher Kaiser.

Das hört man gern. Wiederum erhob sich lauter Beifall; wiederum wurde dem Kaiser ein dreifaches Hoch ausgebracht; er verneigte sich dankend; der Zug setzte sich in derselben Ordnung, wie er gekommen, wieder in Bewegung, und so erreichte die denkwürdige Feier ihr Ende.

Am folgenden Tage genehmigte der Reichstag einhellig die von seinem Vorsitzenden entworfene Antwort auf die Thronrede und wurde dann geschlossen.

Die Reichsboten hatten also wieder Ruhe, der Kaiser aber nicht. Schon am 27. Juni eröffnete er den preussischen Landtag am selben Orte und mit demselben Gepränge, nur daß diesmal die andern nichtbeteiligten Fürsten fehlten. In seiner großen Thronrede gedachte er zunächst mit herzlichen Worten seines entschlafenen Vaters; legte dann den Eid auf die Verfassung ab; bekannte sich, wie sein Vorgänger, zu den Werten und Anschauungen Kaiser Wilhelms I.; gelobte, die Rechte der Volksvertretung gewissenhaft zu achten, aber auch die der Krone zu wahren, ohne nach ihrer Erweiterung zu streben; er verbieth ferner, alle religiösen Bekenntnisse zu schmähen, im Geldwesen an den altpreussischen Ueberlieferungen festzuhalten, und die Erleichterung der Gemeinden und der ärmern Volksklassen weiter anzustreben.

Bis hierher war die Rede im Kronrate überlegt und festgestellt worden, wie es ratsam ist, wenn man weiß, daß jedes Wort von Hörern und Lesern gleichsam auf die Goldwaage gelegt werden wird. Aber der junge König hatte nun aus eigenem Antriebe folgenden Schluß beigefügt: „In bewegter Zeit habe ich die Pflichten des königlichen Amtes übernommen, aber ich trete an die mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe mit Zuversicht und Pflichtgefühl heran, indem ich mir dabei das Wort des Großen Friedrich gegenwärtig halte, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist.“

Ein vortrefflicher Schluß! meint der Hinkende. Da darf man wohl sagen: Das Ende krönt das Werk. So rief denn auch diese Thronrede lebhaften Beifall und eine ihr entsprechende Antwort hervor. Freilich, so rasch und glatt, wie dies erste Mal die Verhandlungen von Reichs- und Landtag sich abspannen, kann es in Zukunft nicht immer abgehen.

Auch das Ausland hatte auf beide Kundgebungen mit begreiflicher Spannung gelauscht, und viele Stimmen wünscheten uns zu dem kraft- und zielbewußten, aber zugleich besonnenen und friedliebenden neuen Herrscher Glück.

„Alles schön und gut, aber —“ meint ein ängstliches Gemüt — „der neue Kaiser und König ist noch so jung!“ Falsch! sagt darauf der Hinkende, wenn es etwa soviel als „zu jung“ bedeuten soll. Denn erstens ist man im 30. Jahre kein Kind mehr und kaum noch ein Jüngling, sondern steht so recht in der Blüte der männlichen Kraft. — Zweitens aber reifen nicht nur die Jahre, sondern auch die Erfahrungen und Schicksale den Menschen, und unser Kaiser hat, von aller andern Vorbereitung zu schweigen, in den letzten Monaten wahrhaftig Gewaltiges durchgemacht. So blicken wir voll Vertrauen und Hoffnung zu ihm auf. Gott segne Kaiser Wilhelm II.! Er gebe ihm Stetigkeit, hohe königliche Gedanken, ein treues und mildes, und zugleich frohes und tapferes Herz, ein offenes Ohr für weisen, erprobten Rat, das Glück und die Jahre Kaiser Wilhelms I., und in dunklen Stunden, die keinem erspart bleiben, die fromme Geduld Kaiser Friedrichs!

Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1887 bis zum Juli 1888.

Der Hinkende hat diesmal das Wichtigste und Traurigste aus seiner Übersicht herausgenommen und besonders erzählt, so daß dieselbe etwas kürzer ausfallen wird. Doch bleibt noch genug zu berichten übrig. Um mit dem Erfreulichsten zu beginnen, so sind wir gottlob! wiederum von dem nun schon so lange und oft recht nahe drohenden Kriege verschont geblieben. Und daß uns der edle Friede auch im verfloffenen Jahre erhalten worden ist, verdanken wir nächst Gott unserem teuren nun entschlafenen Kaiser Wilhelm und seinem unvergleichlichen Kanzler. Es hat großer Umsicht und Weisheit bedurft, unser Staatsschiff zwischen den Klippen und Sandbänken, die rechts und links drohen, ungefährdet hindurchzusteuern. Mit unsern Nachbarn im Westen leben wir eigentlich nur in einer Art von Waffenstillstand. Siebenzehn volle Jahre sind seit dem Frankfurter Frieden verfloßen, und noch immer haben sich die Leidenschaften der Franzosen nicht merklich abgekühlt. Ihr Nachgelüst stacheln verblendete oder boshafte Hetzer fortwährend auf und übertäuben die Verständigen. Jeder Schritt unserer Regierung wird mit Argwohn und Mißtrauen beobachtet. Jede Gelegenheit, uns zu schaden, wird eifrig erspäht und benützt. Alles Deutsche ist gleichsam in Acht und Bann erklärt. Harmlose Reisende werden wie Spione aufgegriffen, ja oft ohne weitem Vorwand, bloß weil sie Deutsche sind, verfolgt und mißhandelt, wie jüngst noch einige Freiburger Studenten in Velfort.

Auch an schlimmeren Reizungen fehlte es nicht. Im Juli 1887 begannen vor dem Reichsgericht in Leipzig die Verhandlungen gegen den elsässischen Landesverräter Klein und Genossen, und dabei stellte es sich heraus, daß Klein im Solde der französischen Regierung stand, der er Pläne der Festungen Mainz und Straßburg eingeschandt hatte. Er wurde zu sechs und sein Mitschuldiger Grebert zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, wie im Dezember Cabannes gar zu 10 Jahren. Welches Geschrei würden die Franzosen erhoben haben, wenn es ihnen gelungen wäre, solche wirkliche Spione und Verräter abzufassen und unsere Regierung der Mitschuld zu überführen!

Im September 1887 wurde dicht an der Grenze, aber noch auf deutschem Gebiete bei Raon ein französischer Jagdgehilfe, Brignon, von dem deutschen Jäger Kaufmann, der ihn vergebens zum Stehenbleiben aufgefordert hatte, im Dienst erschossen. Dem Hinkenden wär's auch lieber, der Übertreter hätte sich ruhig festnehmen lassen und hat des Lebens etwa nur die Güte verloren. Aber ganz übertrieben und ungerechtfertigt war das Wutgeheul, welches alsbald durch Frankreich gellte. Trotzdem sagte unsere Regierung sofort die strengste Untersuchung des bedauerlichen Falles zu. Und obgleich es sich dabei herausstellte, daß Kaufmann ganz in seinem Rechte gewesen war, denn er wurde nicht bestraft, so bewilligte sie doch aus Billigkeitsgründen den Hinterbliebenen des Getöteten zum äußern Ersatz ihres Verlustes die schöne Summe von 50000 Mark. Wieder nachgiebig und großmütig wie früher, als sie den in die Falle gegangenen Schnäbele springen ließ. Aber hilft es etwas? Fast sollte man antworten: Nein! Nämlich bald nachher meldeten die Zeitungen, ein deutscher Unterthan sei von einem russischen Grenzwächter erschossen worden. Wir schlugen darüber nicht solch unsinnigen Lärm. Da entblödete sich ein Pariser Blatt nicht, jubelnd in folgendem Sinne zu schreiben: „Das ist auch etwas ganz anderes. Wenn ein Franzose

erschossen wird, so ist eben ein Mensch getötet worden und die ganze Welt mit Recht empört, — was aber liegt daran, ob ein Preuße weniger auf der Welt ist?

Der Hinzude zweifelt übrigens nicht, daß unsere Regierung auch diesen Fall unterrichtet und sich nicht vergeblich hat, bei aller gebotenen Rücksicht gegen Rußland. Denn leider leben wir auch mit diesem Nachbarn seit geraumer Zeit auf gespanntem Fuß. Rußland hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, es sei auf dem Berliner Kongreß wegen Bulgariens über's Ohr gehauen worden, und richtet seinen Groll nicht nur gegen Österreich, welches seitdem im Auftrage Europas Bosnien besetzt hält, sondern auch gegen Deutschland, dessen mächtiger Aufschwung ihm in jeder Beziehung un bequem ist. Wir wurden dadurch genötigt, uns um so

festen an Österreich anzuschließen, und Bismarck brachte wieder einmal ein Meisterstück fertig, indem er auch Italien zu diesem Bündnis heranzog. Anfangs Oktober war der italienische Ministerpräsident Crispi zu wichtigen Besprechungen bei ihm in Friedrichsruh. Als derselbe, in sein Vaterland zurückgekehrt, von französisch gesimter Seite den Vorwurf hören mußte, er habe sich mit unserem Reichskanzler in eine Verschwörung eingelassen, gab er die treffende Antwort:

„Jawohl, wir haben uns in Friedrichsruh verschworen, aber für den Frieden!“ Möge der Dreibund standhalten und sich gleichsam wie eine Brandmauer unerschütterlich durch die Mitte Europas ziehen von Memel bis Modica.

Aber bei all diesen Erfolgen versäumte Bismarck nicht, sich auch mit Rußland so gut wie möglich zu stellen. Um Mißverständnisse wegzuräumen und die Friedensaussichten zu stärken, suchte er bei Gelegenheit eine persönliche Begegnung der beiden Kaiser von Deutschland und Rußland herbeizuführen. Czar Alexander weilte nämlich mit seiner Familie längere Zeit an dem ihm nahe verwandten dänischen Königshofe. Auf der Rückreise von Kopenhagen traf der Czar mit seiner Familie am 18. November in Berlin ein und blieb zwar nur einen Tag dort, begrüßte aber nicht nur seinen ehrwürdigen Großvater Kaiser Wilhelm, sondern hatte auch eine anderthalbstündige Unterredung mit Bismarck. Und diese Zeit hat der große Kanzler wieder trefflich benutzt. Er klärte den Czaren zu dessen zornigem Erstaunen darüber auf, daß man Seine Majestät durch eine Reihe gefälschter Schriftstücke, französischer Briefe, angeblich vom Prinzen Ferdinand in

Bulgarien an die Gräfin von Blandern gerichtet, auf's frechste über Deutschlands Haltung in der leidigen bulgarischen Frage getäuscht habe. Es gehört wirklich ein ungeheures Maß der verwegentesten Unverschämtheit dazu, den Selbstherrscher aller Reußen in so grober Weise zu täuschen. Die untergeschobenen Briefe wurden später von St. Petersburg nach Berlin gesandt und erregten bei ihrer Veröffentlichung ungemeines Aufsehen. Aber wer sie eigentlich geschrieben hat, das ist in weitem Kreise nicht genau bekannt geworden. Wahrscheinlich stecken, mit russischen Helfershelfern, die Orleans dahinter, welche ruchlos einen großen Krieg erregen und dabei im trüben fischen und die Krone Frankreichs erangeln möchten. Diesmal gelang es noch nicht. Bismarck war wieder einmal früher aufgestanden, hatte den Vertrag entlarvt und den Stein des Anstoßes mit der Kraft der Wahrheit und Ehrlichkeit aus dem Wege geräumt.



Der Czar begrüßt seinen ehrwürdigen Großvater Kaiser Wilhelm.

bedroht und herausgefordert werden. Das muß uns zur Anspannung all unserer Kräfte spornen, wir mögen nun wollen oder nicht. Bundesgenossen sind gut, aber berechtigtes Selbstgefühl ist besser, abgesehen davon, daß man auch als Bundesgenosse um so höher geschätzt wird, je stärker man ist. Das hat denn auch, Gott sei Dank! der Deutsche Reichstag beherzigt, wie derselbe denn überhaupt in seiner jetzigen Zusammensetzung das alte Sprichwort bestätigt: Neue Besen kehren gut. Am 21. November eröffnet, vertagte er sich am 17. Dezember auf einen vollen Monat, nahm am 17. Januar seine Thätigkeit wieder auf und wurde am 20. März geschlossen. In dieser kurzen Zeit hat er eine ganz ansehnliche Arbeit geleistet und ist meist Hand in Hand mit der Regierung gegangen. Das Sozialistengesetz zwar hat er nur auf zwei Jahre

Sten des Anstoßes mit der Kraft der Wahrheit und Ehrlichkeit aus dem Wege geräumt.

Aber hilft es etwas? Fast sollte man auch hier meinen: Nein! Zunächst schien freilich unter Verhältnis zu Rußland wesentlich gebessert zu sein. Es wurden Orden und Freundschaftsversicherungen ausgetauscht. Der Czar erkannte Bismarcks Höflichkeit und richtiges Verfahren offen an, betonte seine eigene Friedensliebe und hat auch wirklich, seinem Worte getreu, solange Kaiser Wilhelm lebte, das Schwert nicht gegen uns gezogen. Doch unablässig drängt ihn eine einflussreiche Partei zum Kriege.

Schon aus den bisher mitgeteilten Proben erzieht der geehrte Leser, mit welchen Schwierigkeiten die Erhaltung des Friedens zu kämpfen hat, wie wir unaufhörlich von rechts und links gereizt,

Deutsche Reichstag

beherzigt, wie derselbe denn überhaupt in seiner jetzigen Zusammensetzung das alte Sprichwort bestätigt: Neue Besen kehren gut. Am 21. November eröffnet, vertagte er sich am 17. Dezember auf einen vollen Monat, nahm am 17. Januar seine Thätigkeit wieder auf und wurde am 20. März geschlossen. In dieser kurzen Zeit hat er eine ganz ansehnliche Arbeit geleistet und ist meist Hand in Hand mit der Regierung gegangen. Das Sozialistengesetz zwar hat er nur auf zwei Jahre

verlängert, auch nicht in die vorgeschlagenen Verschärfungen eingewilligt. Aber er hat die Rechtsverhältnisse in unsern Schutzgebieten neu geordnet, den klagenden Landwirten zuliebe die Getreidezölle nochmals erhöht und Gesetzen über Erlass der Witwen- und Waisengeldbeiträge sowie über Unterstützung der Familien in Dienst gestellter Mannschaften zugestimmt. Er hat ferner, um der Gefährdung der Staatsicherheit vorzubeugen, die Geheimhaltung derjenigen Gerichtsverhandlungen besser zu wahren gesucht, welche unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden. Er hat unsere Gewerbeordnung in die Reichslande eingeführt, einer Reihe Verträge mit fremden Staaten zugestimmt, namentlich einem Abkommen mit Oesterreich-Ungarn wegen Fortdauer unserer bisherigen Handelsverhältnisse, ein Gesetz zum Schutze nützlicher Vögel erlassen und die Sonntagsruhe gewerblicher Arbeiter besser zu wahren und zu fördern gesucht. Sind das nicht schon ganz anständige Leistungen? Man sieht, was bei gutem Willen, bei Verzicht auf unnützen Streit, durch ruhige, sachliche Behandlung zuwegegebracht werden kann.

Ferner nahm der Reichstag ein Gesetz an, wonach die Wahlen zum Reichstage künftig nur alle 5 Jahre einmal stattfinden sollen und der Auftrag jedes Volksvertreters, von Auflösungen abgesehen, also nicht mehr 3, sondern 5 Jahre dauert. Haben wir dann einmal einen guten Reichstag beisammen, so sind wir gleich auf 5 Jahre gesichert. Macht er sich nicht nach Wunsch, so kann der Kaiser ihn ja immer heimschicken und uns hochmündende Urwähler aufs neue befragen.

„Aber,“ rüft hier ein ehrlicher Volksmann, auf seine Rechte eifersüchtig und um die edle Freiheit besorgt: „Das stärkt ja die Regierung!“ Antwort: Freilich, und das ist zur Zeit ein wahrer Segen. Hand aufs Herz, lieber Leser! Glaubst du nicht auch, daß alles noch besser ginge, wenn wir unserem Bismarck allemal wohlwollende Reichsboten, seiner würdige Ratgeber und Helfer senden könnten?

Der wichtigste Beschluß des Reichstages war unstreitig die Annahme der Wehrvorlage, welche die Regierung am 9. Dezember einbrachte. Landwehr und Landsturm werden nach derselben in je zwei Aufgebote eingeteilt. In die Landwehr 1. Aufgebots tritt man nach Ableistung der Dienstpflicht im stehenden Heere auf 5 Jahre und geht dann bis zum 39. Lebensjahre in die Landwehr 2. Aufgebots über. Die zu ihr Gehörigen dürfen aber im Frieden nicht zu Übungen und Versammlungen herangezogen werden, können auch die nötigen Meldungen durch Angehörige bewirken lassen. Der Landsturm besteht aus allen Wehrpflichtigen vom 17. bis zum 45. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Seemacht angehören; die Grenze zwischen dem 1. und 2. Aufgebot bildet das 39. Lebensjahr.

Das sind die Hauptbestimmungen des Gesetzes, welches unserem Heere im Nothfalle mit einem Schlage etwa 700000 gedienter Leute zuführt.

Der neue Reichstag machte es anders, als sein Vorgänger gethan haben würde: die Führer der verschiedensten Parteien sprachen sich, aus eigenem Antrieb oder der Not gehorchend, einmütig für die Vorlage aus, nur Bebel erklärte sich dagegen. Sie wurde denn auch zum Gesetz erhoben, und das hob wiederum uns gewaltig in der Achtung von Freund und Feind.

Wäre nur der bittere metallische Nachgeschmack nicht! Allein das Geld bleibt im Lande; es werden auch noch einige wichtige Eisenbahnen davon gebaut, und wenn es uns nur den edlen Frieden erhält, so ist es vortrefflich angelegt. Und zudem, wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen.

Deshalb hätte Bismarck am Ende für die Beschaffung der Gelder durch eine Anleihe nicht das Wort zu ergreifen brauchen. Indessen man erwartete im In- und Auslande sicher, daß er sich bei diesem Anlaß über die politische Lage aussprechen werde, sein Schweigen wäre im schlimmen Sinne gedeutet worden, und so that er denn am 6. Februar den Mund wieder einmal auf zu einer der gewaltigsten Reden, die er jemals gehalten hat. Einige Tage vorher, am 3. Februar, hatte er den bereits am 7. Oktober 1879 geschlossenen Bündnisvertrag mit Oesterreich-Ungarn veröffentlicht und dadurch die Gemüther gehörig vorbereitet. In klarer und verständlicher Weise warf er einen Rückblick auf seine gesamte amtliche Thätigkeit und setzte insbesondere die Entwicklung unseres Verhältnisses zu Rußland lichtvoll auseinander, wobei er die Regierung dieses großen Reiches und zumal den Czaren selbst so zart behandelte wie ein rohes Ei. Die Rede wirkte überwältigend auf die Zuhörer und die vielen Millionen Leser, denen sie alsbald den Draht entlang nach allen Richtungen der Windrose über Berg und Thal, durch Wälder und Meere zuslog. „Sie scholl tief und mächtig über Europa, über den ganzen Erdbreis hin,“ so ungefähr schrieb damals ein englisches Blatt, „wie der eberne Ton der großen Westminsterglocke Big Ben den Tageslärm Londons überdröhnt.“ Dem Hinkenden thut's eigentlich leid, daß er sie ihrer Größe wegen nicht vollständig bringen kann; allein der geeignete Feiler teunt sie ja bereits aus der Zeitung und hat sie, wenn er klug ist, aufbewahrt, denn sie verdient, wieder und wieder gelesen zu werden, und wird es wohl auch noch nach Jahrhunderten, so gut wie die beste des alten Griechen Demosthenes. Wir begnügen uns hier, den frähtigen Schluß zu wiederholen: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“

Das war ein großer, herzerhebender Tag; wie demselben am 9. März ein anderer, herzbeweglicher gefolgt ist, hat der Hinkende in einem besondern Kapitel berichtet. Kaiser Friedrich versicherte alsbald nach seiner Thronbesteigung den altbewährten ersten Diener seines Vaters öffentlich seiner hohen Huld und Dankbarkeit. Und doch drohte dem Deutschen Reiche bald nachher die Gefahr, den unerfesslichen Kanzler zu verlieren. Das kam so.

Prinz Alexander von Battenberg, durch seine Thaten und Schicksale als Fürst von Bulgarien wohlbekannt, scheint die Neigung der Prinzessin Viktoria, einer Tochter Kaiser Friedrichs, gewonnen zu haben. Kaiserin Viktoria soll dieselbe begünstigen, und deren Mutter, die Königin von England, ebenfalls, welche ja auch selbst einen Bruder des ritterlichen Battenbergers zum Schwiegerjohn hat. So waren also drei Viktorien für diese Verbindung, und wer weiß, wie viel tausend empfindsame Herzen hier und im Auslande ebenfalls, aber Bismarck, oder sagen wir lieber das ernsterwogene Wohl unseres Vaterlandes nicht. Der vom Czaren unverföhnlich gehaßte Prinz Alexander Sidam des mächtigen deutschen Kaisers, das war' ein Schlag ins Gesicht Rußlands, der allen zwischen uns angehäuften Zündstoff plötzlich entflammen und einen blutigen Völkerverkrieg entfesseln könnte. Das alles und anderes mehr trug Bismarck ehrerbietig, aber fest seinem kaiserlichen Herrn vor, und hat, wenn trotzdem auf der Verlobung bestanden werden sollte, um seine Entlassung. „Niemals!“ schrieb Kaiser Wilhelm einst an den Rand eines ähnlichen Gesuchs; unser teurer Kaiser Friedrich dachte ebenso und brachte mannhast die Familienwünsche dem Wohl seines Volkes zum Opfer. Ein Fürstentum darf nicht immer so frei

dem Zuge des Herzens folgen wie in der Regel unser-
eins; das wollen wir bedenken, wenn sich einmal etwas
wie Leid gegen die Großen der Erde in uns regen will.

Vom 6. März bis zum 30. April weilte der Groß-
herzog von Baden mit seiner Gemahlin in Berlin, tief
gebeugt durch mancherlei eigenes Leid; hatte er doch am
23. Februar seinen hoffnungsvollen Sohn, den Prinzen
Ludwig, durch eine rasch tödlich verlaufende Lungent-
zündung verloren. Aber selbst dieser Vater Schmerz ver-
hinderte ihn nicht, rastlos für das allgemeine Wohl
thätig zu sein. Denn gerade er hat im stillen wesent-
lich zur Ausgleichung der Gegensätze am kaiserlichen
Hofe beigetragen. Möge Gott uns den edlen Fürsten
noch lange erhalten!

Auch deutsche Langmut hat ihre Grenze. Die Un-
gastlichkeit der Franzosen soll fortan in gelinderem
Maße vergolten werden. Bismarck hat ihnen die häufigen
Wahlkreise nach Elsaß-Vohringen durch strenge Passvor-
schriften erschwert. Vom 1. Juli 1888 ab soll auch die
fremde Scheidemünze aus den Reichslanden verschwin-
den. Wenn nur all die ungefügigen Kupferstücke zeitig
über die Vogesen wanderten!

Der

Preussische Landtag

ward am 14. Januar mit der erfreulichen Mitteilung
eröffnet, daß die Geldlage sich gebessert
habe, besonders infolge der Mehreinnahmen
aus den Staatseisenbahnen. Aber „es
soll nicht lange dauern, daß ein armer
Mann etwas hat!“ sagt man wohl weh-
mütig im Volke; für eine Mark Uberschuß
sind gewöhnlich sofort lang gebedgte Wünsche
oder neue Bedürfnisse im Betrage von min-
destens zwei Mark da. So ging's auch dies-
mal. Neue Bahnen sollten gebaut, die
Stromverhältnisse der Oder und Spree,
der Weichsel und Rogat verbessert, die Ge-
meinden entlastet werden. Durch die großen
Uberschweimmungen, von denen der Hinfende
weiter unten reden wird, kamen unvorherge-
sehene Ausgaben hinzu. Die Einführung
der Provinzialordnung in Schleswig-Hol-
stein wurde beschlossen, und den wieder zugelassenen Dr.
den wurden Korporationsrechte erteilt, das heißt, sie
dürfen Vermögen und Eigentum erwerben, Gebäude und
Güter kaufen und verkaufen, Geschenke und Vermächtnisse
annehmen u. s. w. Nun, besonders auf das Letzterwähnte
verstehen sich die frommen Väter vortrefflich. Das
Gelübde der Armut gilt kaum für den einzelnen, und
durchaus nicht für den ganzen Orden. Nur zu bald
wird wieder, nicht immer zum Besten unseres armen
Volks, viel Geld und Gut „in der toten Hand“ sein.
Der Hinfende kann's nicht ändern, aber er schenkt ihnen
nichts. — Vielleicht die wichtigste Frucht der langen
Verhandlungen aber ist das Gesetz über die Volksschule.
Bisher lag die Pflicht der Unterhaltung derselben zu-
nächst der Gemeinde ob; in Zukunft sollte der Staat
überall einen bedeutenden Beitrag zur Lehrerbesoldung
leisten und dafür das Schulgeld wegfallen. Das war
dem schlauen Windthorst nicht recht. Für viele Familien-
väter bedeutete die künftige Befreiung vom Schulgelde
freilich eine willkommene Erleichterung, darum mochte
er in Rücksicht auf seine Wähler das ganze Gesetz nicht
ohne weiteres von der Hand weisen. Dagegen brachte
er, leider vom äußersten Flügel der Rechten unterstützt,
mehrere Verschlechterungen in den Entwurf hinein. Unter
anderem flügelte man heraus, derselbe enthalte eine
Verfassungsänderung, was zu Zeitverlust und schlim-

meren Dingen geführt haben würde. Aber siehe da! das
alte Herrenhaus lebt auch noch und trat diesmal ritter-
lich für die gute Sache ein. Es leugnete nicht nur die
Verfassungsänderung, sondern reinigte und verbesserte
die Vorlage auch in anderer Beziehung, und in dieser
Gestalt wurde sie dann schließlich auch von den Abgeord-
neten, die sich inzwischen besonnen hatten, angenommen.
Vom 1. Oktober 1888 ab gewährt der Staat für jede
Lehrkraft eine bestimmte Beihilfe und wird in den preu-
ssischen Volksschulen (mit wenigen Ausnahmen) kein
Schulgeld mehr erhoben. Richter und Genossen stimm-
ten gegen das Gesetz, obgleich sie sich sonst immer als
die Freunde des armen Mannes aufspielten. Neuerdings
auch als die besten Freunde des Kaisers und die festesten
Stützen des Thrones — es ist eine sonderbare Welt!

Wie der Reichstag, so hat auch der Landtag beschlossen,
daß in Zukunft alle fünf Jahre die Wahlen zum Ab-
geordnetenhaufe stattfinden sollen.

Von allem andern, was noch aus unserem lieben
Deutschland zu berichten wäre, kann der Hinfende des
Raumes wegen nur wenig hervorheben. Im Oktober
richteten furchtbare Stürme auf der Ostsee viel Unheil
an. Wüthten doch immer mehr Genossen der deutschen
Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger beitreten, welche
unter ihrem



Prinz Ludwig von Baden, 7.

Vorsitzenden Konful Meier in Bremen
segensreich wirkt und schon 57 Stationen
an der Ostsee, 43 an der Nordsee errichtet
hat! Am 15. Februar fand auf der Grube
Kreuzgraben bei Saarbrücken eine Ent-
zündung schlagender Wetter statt, wodurch
41 wackere Bergleute umkamen. — Der
Winter von 1887 auf 1888 war bekamtlich
sehr lang und streng. Die gewaltigen
Schnee- und Eismassen haben den Wäldern,
den Vögeln, dem Wilde und leider auch
den armen Menschen viel Schaden gethan.
Und das Schlimmste sollte noch nachkom-
men, als endlich die Frühlingslüfte wehten!
Die Ströme und Flüsse in Norddeutschland,
besonders die Elbe und Weichsel, schwellen
mächtig an, das Eis staute sich hier und
dort, die Dämme brachen und unaufhalt-
sam wälzten sich die trüben, kalten Fluten meilen-
weit über das niedere Land. Wer fern vom großen
Wasser in sicherer Höhe wohnt, der kann sich nur schwer
einen Begriff von den Schreden und Folgen einer
solchen Überschwemmung machen: die Saaten vernichtet,
das gute Erdreich aufgewühlt, verfanget, verschlammmt,
die Häuser weggerissen oder halb im Wasser und ent-
wertet, das Vieh ertränkt oder hungernd zusammen-
gepfercht, auch die Menschen nicht verschont, wadend
oder im gebrechlichen Kahn das nackte Leben rettend,
und das nicht einmal immer, vom obersten Stod und
Söllern aus trostlos in die Wasserwüste hineinstarend,
die ihren Wohlstand verschlingt, und nach Hilfe rufend.
— — Nun, gottlob! dieser Ruf verhallte nicht unge-
hört! Opfermutige Ketter eilten alsbald herbei, die
wadern Pioniere voran, und arbeiteten so unerschrocken
und unverdrossen, daß im ganzen nur wenig Menschenleben
verloren gingen. Die thatkräftige Kaiserin Viktoria riß
sich mehrmals vom Krankenbette ihres hohen Gemahls
los, um durch ihr persönliches Erscheinen den Bewohnern
der schwer heimgesuchten Gegenden Trost zu bringen.
Zum Ersatz des äußern Schadens aber bewilligte nicht
nur die Volksvertretung einmütig 34 Millionen, sondern
fanden auch in allen deutschen Gauen und vielen Kreisen
des Auslandes erfolgreiche Sammlungen freiwilliger
Beiträge statt. Mancher Reiche griff tief in den Beutel

und holte Hunderte, ja Tausende hervor für den guten Zweck — Gott lohn's! Das stopft schon ein Loch. Aber mehr noch haben den Sinkenden die Scherlein der Witwen und Armen geführt. So steht z. B. in London unter dem Namen „Dabeim“ ein Vereinshaus deutscher Lehrerinnen in England, die gewöhnlich auch nicht im Gold schwimmen, aber doch ihre Hand für die Uberschwemmten aufthaten: die fünf Dienstmägde dieses Hauses haben von ihrem Lohne je 10 Mark gespendet! Ist das nicht aller Ehren wert? Der Sinkende könnte die Namen der braven Mädchen nennen, aber er thut's nicht — sie sind an einem andern Orte aufgezeichnet.

Es ist immer herzbeweglich und erhebend,
 „Wie mit dem unendlichen menschlichen Leiden
 Unendlich das menschliche Mitleid ringt“,

und das geschieht fast bei jedem Anlasse eifrig in unserer vielgeschmähten Gegenwart. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn: das ganze Volk, ja die Menschheit ist nur ein Leib, und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Die Weltgeschichte besteht denn, Gott sei Dank! doch nicht nur aus Kampf und Krieg, und neben vielem Haß und Neid ist doch auch die Liebe noch auf dem Plan. Mit diesen tröstlichen Gedanken nehmen wir von unserem lieben Vaterlande hier Abschied und werfen einen raschen Blick auf unsern Verbündeten

Osterreich-Ungarn.

Da bietet sich uns das betäubende Schauspiel dar, daß es von allen Völkern dieses vielsprachigen Reiches unsern Stammesgenossen, den Deutschen eigentlich am schlechtesten ergeht. An vielen Orten mit gemischter Bevölkerung werden sie überstimmt, ihre Sprache und Art in Schule, Verwaltung, Gericht zurückgedrängt und unterdrückt. Das liegt zum Teil an der Regierung, welche die unruhigen Tschechen, Ungarn, Slowenen, Slowaken u. s. w. bei guter

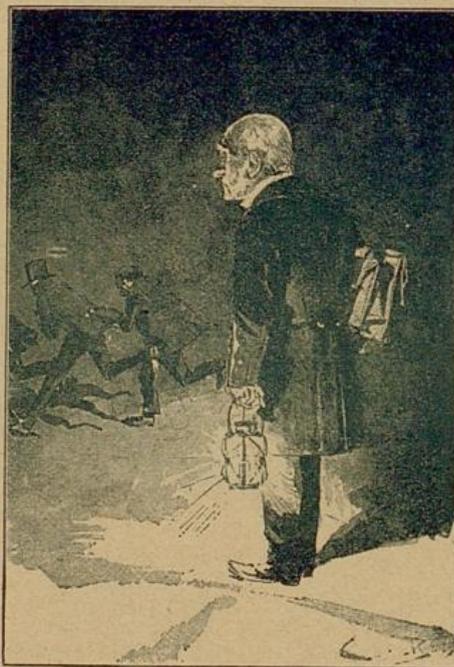
Laune zu erhalten und vor dem Liebäugeln mit Rußland zu bewahren sucht, während sie der guten Deutschen ohnehin sicher ist. Zum Teil aber tragen unsere Brüder selbst die Schuld, und zwar durch den deutschen Erbfehler: Uneinigkeit, Sonderung, Zerfahrenheit. Doch Not lehrt beten, auch zusammenhalten. Daß es möglich ist, durch festes, geschlossenes Auftreten dem Gegner Achtung einzufößen und sein Recht zu behaupten oder wieder zu gewinnen, haben die Deutschen in Böhmen bereits bewiesen. Hoffentlich gelingt es ihnen und auch denen in den andern Kronländern immer besser. Nach außen, besonders dem an der galizischen Grenze drohenden Rußland gegenüber, sind die Parteien ziemlich einig und haben die Wehrkraft des Reiches bereitwillig gestärkt.

Auch Ungarn wurde im März wieder von großen Uberschwemmungen heimgesucht. Und als ob das Wasser noch nicht genug zerstören könnte, gesellte sich das Feuer dazu. In einer ganzen Reihe von Ortschaften brachen

gleichzeitig Brände aus, durch welche Tausende obdachlos wurden. Am meisten litt Kiskinda, wo 200 Häuser in Asche sanken. Während der Sturm die Flammen ansachte, tobte die Flut an den Dämmen, und hilflos stand der Mensch den empörten Niesenmächten gegenüber. Doch auch Erfreuliches ist zu berichten. Am 13. Mai wurde zu Wien mit glänzender Feierlichkeit das Denkmal der großen Kaiserin Maria Theresia enthüllt. In demselben Monate fand die erste Befahrung der glücklich vollendeten Bahn nach Saloniki statt. So ist denn der osmanische Osten Europas mit dem christlichen Westen durch ein ununterbrochenes Schienengeleise verbunden. Möge es beiden Theilen zum Segen reichen!

Frankreich

hat wie gewöhnlich auch in den letzten zwölf Monaten viel Lärm gemacht, aber im ganzen wenig Freude davon gehabt. Ein französisches Blatt schlug als Grabchrift für 1887 vor: „Hier ruht das Skandaljahr!“ Die berüchtigten Ordenschwindelereien allein würden hinreichen, diesen Namen zu rechtfertigen. Im Oktober erregte die Verhaftung des Generals Cassarel peinliches Aufsehen; er stand im Verdachte, gewissen Leuten für Geld und gute Worte das rote Band und schöne Kreuz der Ehrenlegion verschafft zu haben, die diesmal vielen zur Schande gereicht hat. Außer den untergeordneten Vermittlern, unter denen natürlich auch Weiber waren, z. B. die Limouzin, wurden nach und nach folgende vornehme Personen in die Untersuchung verwickelt: die Generale Baron von Andlau, der zugleich Senator war, Paul Grevy, Bruder des Präsidenten, Thibaudin, der frühere Kriegsminister, und der große Boulanger selber, endlich der Schwiegerjohn des Präsidenten, Daniel Wilson, welcher auch richtig zu 2



Wie Diogenes einen Menschen, so suchte Grevy mit der Laterne in der Hand neue Minister.

Jahren Gefängnis verurteilt, später jedoch vom Appellhofe wieder freigesprochen wurde, weil der schmähliche Ordenschacher im Gesetze wohl nicht vorgesehen ist. So fuhr schließlich Pava Grevy am schlimmsten dabei und mußte den Kopf ins Loch halten. Hatte er schon bisher die alten Augen nicht gehörig aufgemacht, so schloß er sie jetzt hartnäckig; er wollte die Schuld seines Tochtermannes nicht einsehen, sondern ihn als einen von böien Ränkeschmieden Verfolgten deden. Das lenkte den Sturm des allgemeinen Unwillens gegen den Präsidenten selbst. Sein Ministerium Rouvier streifte, d. h. es bat um Entlassung. Wie Diogenes einen Menschen, so suchte er mit der Laterne in der Hand neue Minister, aber vergebens. Niemand hatte Lust, ja Clemenceau sagte ihm gerade heraus: „Geh du!“ Endlich entschloß er sich dazu und trat am 1. Dezember von seinem eiträglichen Posten zurück, den er jahrelang mit Geschick und Ehren ausgefüllt hatte.

Am 3. Dezember wurde zu Versailles von der National-

versammlung mit 616 von 833 Stimmen Sadi Carnot zum neuen Präsidenten der französischen Republik gewählt. Wie lange wird er sich behaupten bei dem unruhigen Volke? Sein erstes Ministerium Tirard hat schon abgewirtschaftet; jetzt ist Floquet am Ruder. Derselbe soll einst bei einem Besuche des Czaren in Paris diesem ins Gesicht gerufen haben: „Es lebe Polen!“ hat aber längst für diese Frechheit Buße gethan und ist jetzt Rußland gegenüber sehr gefügig. Auch der Erzwähler Boulanger macht noch immer viel von sich reden. An ihm hat der Sinkende plötzlich einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen, dem hinkend und durch eine blaue Brille unkenntlich gemacht, schlich sich der unbotmäßige General ohne Urlaub in Paris ein und machte seinen Getreuen blauen Dunst vor. Das stieß nun freilich dem Faß der Geduld den Boden ein: er wurde am 28. März mit schlichtem Abschied entlassen und brauchte also nicht von seiner hohen Stellung herunterzuhinken, sondern durfte geradwegs hundert. Im April fanden einige Er-wahlen zur Kammer statt: am 8. ward er in Perigueux mit 59500 Stimmen, am 15. im Nord-departement gar mit 173272 Stimmen zum Abgeordneten gewählt und hier nahm er an. Diese Wahlen sollen freilich über 300000 Franken gekostet haben. Woher ist das Geld gekommen? Er hat sich's schwerlich an seinem Solde abgepart. Vielleicht haben's die Drlears oder die Bonapartisten hergegeben.

Dem Anhängen ganz verschiedener Parteien, nur durch die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zusammengehalten, vereinigen sich, den Säbelkrassler Boulanger auf den Schild zu heben, und hoffen, er solle ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen. Aber wenn's ihm gelingt, so behält er sie am Ende selbst und wirft ihnen nur die verbrannten Schalen zu. Einstweilen lautet sein Schlachtruf: Abänderung der Verfassung! Darunter kann man sich allerlei denken. Er versteht's, seine Franzosen in Atem zu halten, und giebt jetzt z. B. unter seinem Namen ein Wert über den deutsch-französischen Krieg von 1870—71 heraus, von dem 2½ Millionen Stück umsonst verteilt werden sollen! Auch haben seine Anhänger eine Denkmünze auf ihn prägen lassen in der Größe eines Fünffrankenstücks. In vielen Häusern hängt sein Bild an der Wand. Als Redner in der Kammer hat Boulanger übrigens bisher

kein Glück gemacht. Weil die Italiener mehr zu uns halten, sind die Herren Franzosen sehr schlecht auf ihre „lateinischen Brüder“ zu sprechen und führen einen erbitterten Zollkrieg mit ihnen, in dem sie jedoch schließlich wohl den kürzern ziehen werden. Ihr Hauptgroll richtet sich aber natürlich noch immer gegen uns. Es giebt ohne



Hinkend und durch eine blaue Brille unkenntlich gemacht, schlich er sich in Paris ein.

Zweifel viele verständige und friedliebende Leute in Frankreich so gut wie anderswo, allein sie kommen wenig zu Wort; die Schreier aller Farben aber sind in einem Kriegsgeheul einig: Rache an Deutschland! Weil unser edler Kaiser Friedrich beim Regierungsantritt seine Friedensliebe aussprach, so redeten einige Schwärmer drüber sich ein, er werde am Ende Elsaß-Vohringen für einen Apfel und ein Stück Brot mit einer bösslichen Verbeugung zurückgeben. Das sind kindliche Träume, und so wird Moltke recht behalten: „Wir müssen die wiedergewonnenen Reichslande mindestens fünfzig Jahre lang mit den Waffen in der Hand verteidigen“; und Bismarck: „Ein Krieg mit Frankreich zieht durchaus noch nicht mit Notwendigkeit auch einen Krieg mit Rußland herbei; umgekehrt aber, werden wir in einen Krieg mit

Rußland verwickelt, so geben die französischen Gewehre von selber los: keine Regierung in Paris wird stark genug sein, den Ausbruch der Feindseligkeiten gegen uns zu verhindern.“ Darum: Immer fest auf dem Posten, Wacht im Wasgau!

Doch nun von unserem feindlichen Nachbarn im Westen zum nicht freundlichen im Osten, zu

Rußland.

Der grimmige Hezer Katkow ist zwar am 1. August gestorben, allein sein Geist lebt noch. An seinem Grabe riß der Deutschenfresser Deroulde das Maul zu einer sehr giftigen Rede auf. Er befand sich gerade auf einer „Geschäftsreise“: „Nichts zu handeln! nichts zu machen gegen den gemeinsamen Feind?“ Und wenn er auch nicht gleich „feste Aufträge“ bekam, so fand er doch sehr freundliche Aufnahme. Am 13. August gaben ihm die Kaufleute zu Nischnei-Novgorod ein Festmahl und stießen mit ihm auf die Niederwerfung Deutschlands an. Im September veranstalteten Offiziere in Petrikau ein Fest und tranken auf das Wohlergehen des französischen und die Niederlage des deutschen Heeres. Daran ändern alle Ablegungen und Ab-



„Hast du Lust, Kamerad?“

schwächungen nichts, und ähnliche Gefühle werden fortwährend von panslawistischen Blättern geschürt. Bedenklicher noch als alle Trinksprüche sind die ungeheuren Truppenanhäufungen der Russen an der galizischen Grenze, welche Osterreich zwingen, auch auf seiner Seite die Befestigungen zu verstärken. Wenn zwei verschiedene geladene Gewitterwolken einander nahe sind, wie leicht kann da der Blitz hinüber und herüber zucken!

Eins ist gut: noch liegt ein Knäuel beim Hunde. Zum Kriegsführen gehören bekanntlich drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld, und daran fehlt's. Rußland haust seit Jahren zurück. Alle Zoll-erhöhungen füllen den bodenlosen Säckel nicht. Die hohen Steuern werden zwar unbarmherzig eingetrieben, aber wo nichts ist, da hat auch der Kaiser das Recht

verloren. Eine Anleihe kommt bei aller überschwänglichen Freundschaft nicht einmal in Paris zustande, geschweige denn in Deutschland. Im Gegenteil: Sachkundige warnen vor den russischen Staatspapieren und ermahnen jeden deutschen Besitzer solcher Werte, dieselben zu verkaufen, so lange sie überhaupt mehr als den Papierwert haben, und wer vorsichtig ist, folgt. Der Hintende hat keine, sonst schlägt er sie alsbald los. Osterreich seinerseits leidet auch nicht gerade an Geldüberfluß. So stehen denn einstweilen Bruder Holzer und Freund Buttki an der Grenze einander gegenüber, bis an die Zähne bewaffnet: „Hast du Lust, Kamerad?“ — „Lust wohl, aber nix Geld!“ Wenn sie's nur bald leid würden und heimgingen! Aber es kann leider auch anders kommen; es giebt verzweifelte Mittel und Zwangsanleihen.

Die Nihilisten sind noch nicht ausgerottet. Im November wurden zu St. Petersburg 13 junge Offiziere verurteilt, doch weil's beim Versuche der Empörung geblieben war, noch ziemlich gelind. Im Dezember wurden sieben Universitäten wegen Studentenunruhen geschlossen.

In Asien dagegen dehnt sich das schon so ungeheure große Reich immer weiter aus, hat wieder einen bucharischen Grenzort und Stücke von Afghanistan verschluckt und jenseits des Kaspiischen Sees eine Eisenbahn bis Samarkand gebaut.

Inzwischen sitzt in

Bulgarien

Kürst Ferdinand mit der langen Nase noch immer ruhig auf seinem wackeligen Thron, obwohl er weder von den Großmächten noch von seinem sogenannten Oberherrn, dem armen Sultan, anerkannt ist. „Auf bloße Worte und Noten pfeif ich was!“ denkt er; „große Worte kann ich auch machen,“ und man muß gestehen, er nimmt bei Gelegenheit den Mund recht voll. Eine kleine Stütze hat er vielleicht insgeheim an Osterreich, eine größere an dem Widerwillen aller Regierungen, den

gewaltigen Völkerring zu entfesseln. Wie lange mag's dauern, bis es doch zum Klappen kommt? Ein von Rußland angezettelter Putz in Burgas ward am 5. Januar blutig unterdrückt.

Rumänien

ist durch seine unabhängige Haltung den Russen auch ein Dorn im Auge. Vermuthlich stecken sie hinter den Bauernunruhen, welche dort beigelegt werden mußten. Ein Halbverrückter hat ein paar Schüsse auf den königlichen Palast gerichtet, dem's weiter nicht wehe that.

Vom Osmanischen Reiche

ist wenig zu sagen. Der alte Kasten mit den vielen Rosschweiften schleppt

sich ächzend und mühsam hin, so lange er überhaupt noch zusammenhält; sein Halbmond, obgleich im ersten Viertel, nimmt immer mehr ab. Im Sommer 1887 drohte die Insel Kreta abzufallen und ward nur mit Mühe durch allerlei Zugeständnisse befänstigt. Während ist, daß der Sultan auch in seinem Lande Sammlungen für unsere Wasserbeschädigten befohlen hat. Der arme kranke Mann! hat selbst mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe, die er sich übrigens deshalb nicht grau werden läßt. Das überlassen die Gläubigen lieber ihren Gläubigern.

Jetzt segelt der Hintende nach dem schönen

Italien

hinüber, von dem freilich schon hin und wieder die Rede gewesen ist, so daß nur einiges nachzuholen bleibt. Am 29. Juli starb der Ministerpräsident Depretis, und der wackere Crispi wurde sein Nachfolger. Dieser hielt nach seiner Rückkehr aus Friedrichsruh eine glänzende Rede, worin er sich für den Frieden, aber für den Frieden mit Ehren aussprach und unserem Bismarck die höchste Anerkennung zollte. — Geld ist auch in diesem gegangenen Jahre „das Wenigste“; nirgends sollen so hohe Steuern gezahlt werden. Aus Afrika, wo es ihnen jetzt besser geht, wollen die Italiener nicht weichen. —

Spanien

ist zwar auch im verfloffenen Jahre nicht ganz frei von Verschwörungen, Unruhen und Unglücken geblieben, befindet sich aber unter der weisen Regentin Maria Christina, die keine Isabella tugendrosigen Angedenkens ist, nach Umständen wohl. Einmal soll ihr Schönlein, der kleine König, einer Sitzung der Cortes beigewohnt und sich ganz ruhig verhalten haben. Zu Cadix ward am 15. August eine große, auf das Seewesen bezügliche Ausstellung eröffnet. Noch glänzender verspricht die zu Barcelona zu werden, welche am 20. Mai eröffnet worden ist. Kriegsschiffe fast aller europäischen Staaten waren zur Erhöhung der Feier hingelommen, auch ein deutsches.

Ihre auswärtigen Besitzungen suchen die Spanier



Kürst Ferdinand mit der langen Nase sitzt noch immer ruhig auf seinem wackeligen Thron.

eifrig zu sichern und geschickt zu erweitern. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen sie die Ereignisse in dem Kaiserthum Marokko, das zusammenzubrechen droht. Zwar lauern auch England und vor allem Frankreich auf die Beute, aber die Spanier meinen nun einmal, das nächste Anrecht auf das Land zu haben, das ihnen vorlödend vor der Nase liegt.

Nun wieder nordwärts gen

England.

Der unberechenbare Jubelkreis Gladstone lebt und lauert zwar noch, aber einstweilen ist er zum Glück kalt gestellt, und Salisbury, der jetzt das Steuer in Händen hat, versteht seine Sach' und lenkt das alte ungefüge Staatsschiff vorsichtig laviierend zwischen den Klippen und Sandbänken hin. Mit Rußland haben sich die Briten über Afghanistan, mit China über Birma, mit Frankreich über die Neuen Hebriden vertragen. In Agypten stehen sie noch. Schlimmer sieht's bei ihnen daheim aus. Die vielen vielen notleidenden Arbeiter machen ihnen Sorgen, und die böse Wunde Irland eitert noch immer. Neuerdings hat sich nun zwar der Papst gegen die ungerechten Gewaltmaßregeln der Iren ausgesprochen, allein ob seine Schätzlein ihm gehorchen, ist noch die Frage; es sind zu viele Bäte darunter. Und schon taucht eine andere Befürchtung auf. Wenn irgend ein Abenteurer, z. B. Boulanger, wirklich die gewaltigen Kräfte Frankreichs zusammensäfte, sich aber nicht sofort an Bismarck's Mauer im Osten den Schädel einrennen möchte, könnte er nicht eine Ableitung nach Westen suchen und England überumpeln? Vor dem einmal Gelandeten läge die Nielsenstadt London fast schutzlos da, — was wollen hunderttausend Freiwillige bei aller Tapferkeit gegen Berufssoldaten ausrichten? So sitzt der arme John Bull händelringend auf seinem Geldsack da und hätte uns Leben gern, daß



Nährend ist, daß der Sultan auch Sammlungen für unsere Wasserbeschädigten befohlen hat.

die Mächte des Dreibundes seine Geschäfte besorgen, seine Schlachten schlagen. Aber selbst ist der Mann. Vogel, friß oder stirb! Hoffentlich besinnen und ermahnen sich unsere wadern Vettern, eh' es zu spät ist.

Unsere andern Vetter oder Halbbrüder in

Holland

leiden zwar auch unter den Wühlereien der Umsturzpartei und können mit Ajech noch immer nicht fertig werden, haben aber zwei wichtige Dinge zustande gebracht: die zeitgemäße Aenderung ihrer Verfassung und die genaue Regelung der Erbfolge. Das ist bei dem hohen Alter und der Kränklichkeit des Königs von großem Werte.

Belgien

thut noch immer nichts Rechtes für seine notleidende Arbeiterbevölkerung, rüstet sich aber wacker zur Wahrung seiner Unabhängigkeit. Erfreulich für uns ist, daß die uns verwandte flämische Sprache und Art dort immer mehr zur Geltung kommen den bisher übermächtigen Wallonen und Französlingen gegenüber. Recht so, Löwe von Flandern! Laß die die Wähne von keiner welschen Delila stutzen.

Aus

Dänemark

ist das Erfreuliche zu berichten, daß bei dem einsichtigen Teile der Bevölkerung die Stimmung gegen uns allmählich wieder besser und freundschaftlich wird. So soll nach langer Zeit wieder eine deutsche Operngesellschaft in Kopenhagen spielen, und die Ausstellung in dieser glänzenden Hauptstadt wird auch von Deutschland besücht. Recht so! wir verlangen nicht mehr, als mit all unsern Vettern und Nachbarn in Frieden zu leben.

In der lieben

Schweiz

wurde von einigen Buben die Fastnachtsfreiheit zu Basel ausgebeutet, ein schmachvolles Gedicht gegen Deutschland zu verbreiten. Aber ein verständiger Bürger brachte alsbald den Rest der Auflage an sich und vernichtete ihn, und der Bundesrat schreitet gegen die Ruchlosen ein, wie auch gegen die Sozialdemokraten und Umstürzler, welche die ihnen gewährte Gastfreundschaft zu verbrecherischen Ränken mißbrauchen. Er hat dabei einige Schreiber gegen sich, aber alle ordentlichen Leute für sich. Einer derselben erklärte dies durch folgendes treffendes Gleichnis: „Zwei arme Handwerksburschen bitten um Nachtquartier,“ sagt der Knecht zum Bauer. „Nun, führe sie meinerhalber in die Scheune.“ Nach einer Weile kommt der Knecht zurück und meldet: „Sie rauchen ohne Pfeifendeckel im Stroh und wollen nicht Ruhe halten.“ — „Dann schneiß die Karren hinaus!“ entscheidet der Bauer, und mit Recht, sagt der Hinkende. Leider haben Pavinen in dem schönen Lande wieder viel Unheil angerichtet.

In Nordamerika

haben furchtbare Schneestürme gewüthet, und auch sonst ist unter dem glorreichen Sternbanner durchaus nicht alles so, wie's sollte und könnte. Die Freiheit wird geprieien, und der allmächtige Dollar regiert. Aber ein lieber Gast ist uns von drüben hergekommen: Karl Schurz, ein geborner Rheinländer, der einst dem guten Dichter und schlechten Politiker Gottfried Kinkel zur Flucht aus dem Zuchthaus half und selbst übers große Wasser ging. Drüben hat unser tüchtiger Landsmann es nun mit der Zeit gar hoch gebracht, zum General und Senator, und kehrt jetzt, von vornehm und gering warm begrüßt, zu einem Besuche in die alte Heimat zurück. Welche Wandlung! Der einstige Rebellenbefreier und Flüchtling ist sogar von Bismarck höchst ehrenvoll empfangen worden und hat eine 2 1/2 stündige Unterredung mit ihm gehabt. Was die beiden aber miteinander geschwätzt haben, das wissen selbst die neugierigsten Schnüffler nicht, — gottlob! es giebt noch Leute, die den Mund halten können. Das will der Hinkende jetzt auch thun. Indem er auf das Wort des Scheit-ul-Islam am Schlusse der vorigen Ubersicht verweist, das ein für allemal gelten soll, ruft er, und bittet seine vielhunderttausend Leser, aus voller Brust einzustimmen: Gott segne Kaiser und Reich! Auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahre!

Genealogie.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. f. 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Augusta Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, des + Herzogs zu Schleswig-Holstein Tochter. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Friedrich, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887; 5. Prinz, geb. 27. Juli 1888. Geschwister des Kaisers: 1. Charlotte, Erbprinzeßin v. S.-Meiningen, geb. 2. Febr. 1818, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Pr. Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866; 3) Pr. Viktoria, geb. 12. April 1866. 4) Pr. Sophie, geb. 14. Juni 1870. 5) Pr. Margarete, geb. 22. April 1872. Mutter des Kaisers: Kais. Viktoria, geb. 21. Nov. 1840, Wwe. v. am 15. Juni 1888 verm. Kais. Friedrich. Große Mutter v. Kaiser: Kais. Augusta, geb. 30. Sept. 1811, Wwe. v. am 9. März 1888 verm. Kais. Wilhelm I. Paterschwester v. Kaiser: Luise, Großh. v. Baden. Kinder des am 21. Jan. 1883 + Pr. Karl (Großvatersbruders v. Kaiser): a) Pr. Friedrich Karl, geb. 20. März 1828, + 15. Juni 1885. Kinder: (1) Elisabeth, Großherzogin v. Oldenburg, geb. (2) Pr. Luise Margarete, geb. 25. Juli 1860, verm. 13. März 1879 m. Pr. Arthur v. Großbritannien u. Irland. (3) Pr. Fr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865. b) Pr. Luise, geb. 1. März 1829. c) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1836, verm. 26. Mai 1853 mit Friedrich, Vgar. v. Hessen, Witwe seit 14. Okt. 1884. Kinder des am 14. Okt. 1872 + Pr. Albrecht (Großvatersbruders des Kaisers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, am 21. Okt. 1885 z. Reg. des Herzogt. Braunschweig erw., verm. 19. April 1873 mit Pr. Marie von Sach.-Altenburg, geb. 2. Aug. 1854. 2) Pr. Alexander, geb. 1. Febr. 1842, verm. 9. Dez. 1865 mit Herzogin Wilh. v. Mecklenb.-Schw., Witwe seit 28. Juni 1879.

Baden. Großherzog Friedrich Wilh. Ludw., geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Großh. Leop., 24. April 1852, vermählt 20. Sept. 1856 mit Großh. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838, E. des + Kaisers Wilhelm I. — Kinder: a) Großherzogin Fried. Wilh., geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Sept. 1885 mit Erbprinz. Hilda, geb. 5. Novbr. 1864, des Herzogs Adolf von Nassau E. b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden. — Geschwister: a) Alexander, Herzogin v. S.-Koburg-Gotha, b) Pr. Wilhelm, geb. 18. Dez. 1829, verm. 11. Febr. 1863 mit Pr. Maria von Leuchtenberg, geb. 16.4. Okt. 1841. — Kinder: 1) Pr. Marie, geb. 26. Juli 1865. 2) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1867. c) Pr. Karl, geb. 9. März 1832, verm. 17. Mai 1871 mit Kosalie, Gräfin v. Rhena, geb. 10. Juni 1845. d) Pr. Marie, geb. 20. Nov. 1834, verm. 11. Sept. 1858 mit Fürst Ernst zu Reiningen. e) Pr. Giselle (jetzt Olga), geb. 20. Sept. 1839, verm. 28. Aug. 1857 mit Großh. Michael v. Rußland, geb. 25.13. Okt. 1832.

Anhalt. Herzog Friedrich, geb. 29. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1864 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S.-Altenb., geb. 17. April 1838. — Erbr. Friedrich, geb. 19. August 1856.

Bayern. König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regenschaft seines Oheims Prinz Luitpold, Regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Thronf.: Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, Erb. v. Österreich-Ung.

Belgien. König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. f. 10. Dez. 1865, verm. 22. Aug. 1853 m. Kön. Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1836, Erzherzogin von Österreich.

Braunschweig. Am 21. Okt. 1885 zum Regenten erwählt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837.

Bulgarien. Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erw. a. 7. Juli 1887.

Dänemark. König Christian IX., geb. 8. April 1818, reg. f. 15. Nov. 1863, verm. 26. Mai 1842 mit Kön. Luise, geb. 7. Sept. 1817, des + Landgrafen v. Hessen-Kassel E. Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Republik. Präf.: Sadi Carnot, geb. 11. August 1837, erwählt am 3. Dez. 1887.

Griechenland. König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, des Großh. Konstantin v. Rußland E. Kronpr. Konstantin, geb. 2. Aug. 1868.

Großbritannien u. Irland. Königin Viktoria, Kaiserin v. Indien, geb. 24. Mai 1819, reg. seit 20. Juni 1837. Kronpr. Albert Eduard, geb. 9. Nov. 1841, verm. 10. März 1863 m. Pr. Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, des Königs Christian IX. von Dänemark E.

Hessen. Großherzog Ludwig IV., geb. den 12. September 1837, reg. seit 13. Juni 1877, verm. 1. Juli 1862 mit Großh. Alice, geb. 25. April 1843, E. v. Königin Viktoria v. England. Witwe seit 14. Dez. 1878. Kinder: 1. Pr. Viktoria, geb. 5. Apr. 1863. 2. Pr. Elisabeth, geb. 1. Nov. 1864. 3. Pr. Irene, verm. m. Pr. Heinrich v. Preußen. 4. Erbprinz. Ern. Ludwig, geb. 25. Nov. 1868. 5. Pr. Alir, geb. 6. Juni 1872.

Italien. König Humbert I., geb. 14. März 1844, reg. seit 9. Jan. 1878, verm. 22. April 1868 mit Kön. Margareta, geb. 20. Nov. 1851, des + Pr. Ferdinand v. Savoyen E. Kronpr. Viktor Emanuel, geb. 11. Nov. 1869.

Mecklenburg. Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. f. 12. Nov. 1858.

Appenzel-Aemod. A. Waldemar, Fürst zur Lippe etc., geb. 18. April 1824, reg. seit 8. Dez. 1876, verm. 9. Nov. 1858 mit Fürstin Sophie, geb. 7. Aug. 1834, des + Herzogin Wilh. v. Baden E.

Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, reg. seit 15. April 1883, verm. 24. Jan. 1879 mit Großherzogin Anastasia, geb. 28. Juli 1860, E. d. Großfürsten Michael von Rußland. Erbprinz Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

Mecklenburg-Strelitz. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Okt. 1819, reg. f. 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Großherzogin

Auguste, geb. 19. Juli 1822, des + Herzogs Adolf v. Cambridge E. Erbprinz. Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848.

Montenegro. Fürst Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. f. 14. Aug. 1860, vermählt 8. Nov. 1860 mit Fürstin Wilena, geb. 4. Mai 1847, Erbr. Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. König Wilhelm III., geb. 19. Febr. 1817, reg. seit 17. März 1849, verm. 7. Jan. 1879 m. Königin Emma, geb. 2. Aug. 1858, des Fürsten Georg Viktor von Waldeck E. Kronpr. Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880.

Oldenburg. Großh. Peter, geb. 8. Juli 1827, reg. f. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Großh. Elisabeth, geb. 26. März 1826, des + Herzogs Joseph v. S.-Altenburg E. Erbprinz Georg August, geb. 16. Nov. 1852, verm. 18. Febr. 1878 m. Erbr. Elisabeth, geb. 8. Febr. 1857, Tochter des + Pr. Friedrich Karl von Preußen.

Oesterreich. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830; reg. f. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Kaiserin Elisabeth, geb. 24. Dez. 1837, des Herzogs Maximilian in Bayern E. Kronprinz Rudolf, geb. 21. Aug. 1858, verm. 10. Mai 1881 mit Erbr. Stephanie, Pr. von Belgien, geb. 21. Mai 1864. Tochter: Erzherz. Elisabeth, geb. 2. Sept. 1883.

Papst. Leo XIII., geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878.

Portugal. König Ludwig, geb. 31. Okt. 1838, reg. seit 11. Nov. 1861, verm. 6. Okt. 1862 mit Kön. Pia, geb. 16. Okt. 1847, des + Königs Viktor Emanuel II. von Italien E. Kronprinz Karl, geb. 28. Sept. 1863.

Preußen. A. Ältere Linie. (Neuß-Schles.) Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1816, reg. seit 8. Nov. 1859, verm. 8. Okt. 1872 mit Fürstin Ida, geb. 28. Juli 1852, des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe E. Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

B. Jüngere Linie. (Neuß-Schles.) Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. f. 11. Juli 1867, verm. 6. Febr. 1858 m. Fürstin Agnes, geb. 13. Okt. 1835, Erb. + Herzogs Eugen v. Würth. E. Witwer f. 10. Juli 1886. — Erbr. Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858.

Rumänien. König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 20. April 1839, reg. seit 20. April 1866, verm. 15. Nov. 1869 mit Kön. Elisabeth, Pr. von Wied, geb. 29. Dez. 1843.

Rußland. Kaiser Alexander III., geb. 10. März/26. Februar 1845, reg. f. 13./1. März 1881, verm. 9. Nov./28. Okt. 1866 mit Kaiserin Maria, gebeten 26./14. November 1847, des Königs Christian IX. von Dänemark Tochter. Chronologer Nikolaus, geb. 18.6. Mai 1868.

Sachsen. A. Ernestinische Linie. S.-Weimar-Eisenach. Großh. Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, reg. f. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 m. Großh. Sophie, geb. 8. April 1824, des + Königs Wilhelm II. v. Niederlande E. Erbprinz Karl August, geb. 31. Juli 1844.

S.-Meiningen und Hildburghausen. Herzog Georg II., geb. 2. Apr. 1826, reg. seit 20. Sept. 1866. Erbr. Bernhard, geb. 1. April 1851, verm. 18. Febr. 1878 mit Erbr. Charlotte, geb. 24. Juli 1860, E. d. + Kaisers Friedrich.

S.-Altenburg. Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, reg. f. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Herz. Agnes, geb. 24. Juni 1824, des + Herzogs Leopold von Anhalt E.

S.-Koburg-Gotha. Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, reg. f. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Herzogin Alexandrine, geb. 6. Dez. 1820, des + Großherzogs Leopold von Baden E.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen. König Al bert, geb. 23. April 1828, reg. seit 29. Okt. 1873, verm. 18. Juni 1853 m. Königin Karoline, geb. 5. August 1833, des + Pr. Gustav von Bafa E. Bruder: Pr. Georg, geb. 8. Aug. 1832, verm. 11. Mai 1859 m. Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal, geb. 21. Juli 1843, Witwer seit 5. Februar 1884.

Schaumburg-Lippe. Fürst Adolf, geb. 1. Aug. 1817, reg. seit 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit Fürstin Hermine, Pr. v. Waldeck, geb. 29. Sept. 1827. — Erbprinz Georg, geb. 10. Okt. 1846.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Georg, geb. 23. Nov. 1838, reg. seit 26. Nov. 1869.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Karl, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1880, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, b. + Pr. Eduard v. Sachsen-Altenburg E.

Schweden und Norwegen. König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juli 1836, des + Herzogs Wilhelm v. Nassau E. Kronprinz Gustav, geb. 16. Juni 1858, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, des re. Großherzogs von Baden E. Söhne: 1. Pr. Dlaf Gustaf Adolf, geb. 11. Nov. 1882. 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1884.

Serbien. König Milan I., geb. 10./22. Aug. 1854, prof. zum Fürsten von Serbien 2. Juli 1868, zum König von Serbien 6. März 1882. Kronprinz Alexander, geb. 14. Aug. 1876.

Spanien. König Alfonso XIII., geb. 17. Mai 1886. Regentin: Königin-Witwe Maria, geb. 21. Juli 1858, E. b. + Erzherz. Karl Ferd. von Osterreich.

Türkei. Großsultan Abduls-Hamid, geb. 21. Sept. 1842, regiert seit 31. Aug. 1876.

Waldeck. Fürst Georg Viktor, geb. 14. Jan. 1831, reg. f. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 m. Fürstin Helene, geb. 12. Aug. 1831, b. + Herzogs Wilhelm v. Nassau E. Erbr. Friedrich, geb. 20. Jan. 1865.

Württemberg. König Karl I., geb. 6. März 1823, reg. f. 25. Juni 1864, verm. 13. Juli 1846 m. Kön. Olga, Großfürstin v. Rußland, geb. 11. Sept. 1822. Präsumtiver Thronf.: Pr. Wilhelm, geb. 25. Febr. 1848, verm. 8. April 1886 mit Pr. Charlotte, des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe E.

Verzeichnis der vorzüglichern Jahrmärkte der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Abkürzungen. K heißt Krammarkt. — P heißt Pferdmarkt. — B heißt Viehmarkt. — KB heißt Kram- und Viehmarkt. — KP heißt Kram- und Pferdmarkt. — PB heißt Vieh- und Pferdmarkt. — KBP heißt Kram-, Vieh- und Pferdmarkt. — Schw heißt Schweinemarkt. — W heißt Wollmarkt.

Die Jahrmärkte, welche nach den bezeichneten Tagen auf einen Sonn- oder Feiertag fallen, werden am nächsten Wochentag abgehalten. — Die Viehmärkte werden in solchen Fällen vor den Sonn- und Feiertagen, sowie stets an den Tagen vor den Hauptmärkten, abgehalten.

Nieder-Österreich.

Agid, St. ob. St. Silgen a. Neau. K 11 Juni, 1 Sept., B 2 Sept.
 Altenfeld K 27 März, 16 Mai, 6 Sept., 22 Okt., B tagzuvor.
 Amstetten K 28 Febr., 7 März, 23 April, 3 Aug., 27 Dez., B 15 Okt.
 Anagn K 1 April, 14 Okt.
 Arbesbach K 23 April, 11 Juni, 25 Juli, 2 Sept., 21 Dez.
 Asparn a. d. Laya K 25 März, 8 Juli, 26 Aug. (agl. Febr., Neß u. Biederwaren), 25 Nov. Baden K 1 Mai, 24 Aug.
 Berchtesgaden K 28 Aug., 6 Nov. Alle Neustag Körnermarkt.
 Böhmischbrunn K 5 Febr., 16 Mai, 10 Aug., 15 Okt., B tagzuvor.
 Brud a. d. Leitha K 24 Mai, 10 Septbr., 25 November, B (mit Preibert.) 8 Mai.
 Dürnkrut K 25 März, 1 Juli, 28 Aug., 4 Dez.
 Dürnstein K 6 Mai.
 Egenburg K 2 April, 7 Mai, 5 Nov., 17 Dez., B je tagzuvor.
 Emersdorf, Groß (Stadt) K 8 Mai, 24 Aug., Körnern. jeden Mittw.
 Felsberg K 15 April, 17 Juni, 16 Sept., 18 Nov., 16 Dez.
 Hettlabrunn, Nid. K 23 März, 11 Juni, 24 Aug. Sonntag K 1 Mai, 21 Sept., B 25 Mai, 2 Sept., 10 Okt.
 Hrad K 17 Juni, 24 Aug., 27 Nov.
 Gaunersdorf K 1 Febr., 24 Apr., 23 Aug. (agl. Holz u. Fasern), 29 November.
 Gerings, Groß K 24 Apr., 24 Juni, 24 Aug., 18 Dez., B von Mittlasten bis zum Winter jed. Samstag.
 Gießl K 1 Mai, 15 Juni, 24 Aug., 30 Nov.
 Gloggnitz K 21 Jan., 1 Mai, 24 Aug.
 Gmünd K 12 März, 7 Mai, 13 Aug., 26 Nov.
 Gumpelbühnen K 24 Apr., 15 Nov.

Gutenstein K 29 April, 1 Juli.
 Haag K 24 Apr., 21 Dez., B 30 Dez.
 Hainburg K 1 Mai, 24 Aug., 11 Nov.
 Haugsdorf K 2 April, 9 Sept. (agl. Fasz u. Reism.), 6 Nov.
 Hausbrunn K 6 Mai, 15 Juni, 4 Sept.
 Heidenreichstein K 19 März, 13 Juli, 11 Nov.
 Herzogenburg K 2 Febr., 4 Mai, 11 Nov.
 Hettlabrunn, Ob. K 5 März, 2 Juli, 30 Sept., 30 November, B 3 Sept., B 5 März, 29 November. Horn- und Steinh. 3 Sept.
 Horn K 22 Jan., 23 Apr., 24 Juni, 11 Nov. B 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
 Kirchberg am Walde K 10 April, 10 Juli, 28 Aug., 11 Dez.
 Klosterneuburg K 24 Juni, 16 Nov.
 Korneuburg K 25 März, 10 Aug. (agl. Neß, Fasz und Biederwaren), 4 Nov. (2 Tage, m. B u. Ruchw. am 1. Tage), 21 Dezember. Körnern. jed. Freitag, wenn Feiertag. tagzuvor.
 Krems K 22, 25, 29 Juli, 24, 28 Okt., 1 Nov. B 25 April, 24 Okt., B jeden Dienstag. Körnern u. Witt. jeden Samstag.
 Laa K (mit PB am 1. Tage) 9 Jan., 7 Mai, 18 Juni, 3 Sept., 19 Nov. (je 2), B je Dienstag. Körnern u. Witt. jed. Samstag.
 Langenleis K 7 Febr., 16 Aug., 7 Nov. (je 2). Körnern. Witt. u. Holz. jed. Montag.
 Lengbach, Neus K 22 Jan., 22 Okt.
 Leonhard, St. K 24 Mai, 24 Juni, 11 Nov., B 4 Febr., 24 Juni, 15 Okt.
 Mollersdorf K 19 März, 22 Juli, 21 Dez., B 26 März, 24 Sept.
 Mailberg K 18 Febr., 1 Juni, 27 Aug. (vormittags Fasermarkt), 11 Nov.
 Mannersdorf b. Brud K 1 Mai, 11 Nov.
 Marchegg (Stadt) K 24 Juni, 2 Sept., 4 Nov. Markt K 11 Juni, 14 Okt.

Mistelbach K 11 März, 27 Mai, 30 Sept., 16 Dezember (B am Samstag vorher).
 Mödling (6. Wien) K 18 April, 24 Juni, 2 Sept., 6 Dez.
 Mistl f. Mistl.
 Neunkirchen KB 11 März, 25 April, 2 Aug., 28 Okt.
 Neustadt, Wieners K 11 April, 3 Okt. (je 3), B jeden Mittwoch.
 Pöden, St. K 4 März, 24 Aug. (je 14 Tage), Großvieh 24 April, 30 September.
 Pottendorf K 13 Mai, 17 Juni, 29 Juli, 21 Okt.
 Pulkau K 29 Januar, 14 März, 4 Juni, 24 Sept., 3 Dez. (B je tagzuvor), B 5 Jan., 2 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
 Röh (Stadt) K (mit PB und Fasermarkt je tagzuvor), 8 Jan., 19 März, 1 Mai, 12 Aug., 17 Sept.
 Scheibbs K 11 März, 29 Juli, 7 Okt., B je tagzuvor.
 Schottwien K 23 April (agl. B), 15 Juni, 30 Sept. (agl. B).
 Sieghartskirchen K 12 März, 11 Juni, 22 Nov.
 Sigendorf K 18 April, 6 Juni, 2 Okt. (B Holz tagzuvor), 19 Dez.
 Stoderau K (m. P am 1. Tage) 16 April, 25 Juni, 1 Okt., B jeden Dienstag, wenn Feiertag am Mittwoch.
 Tulln K 23 April (tagzuvor PB), 10 Aug., 28 Okt.
 Waldboden a. d. Ybbs K 8 Jan., 30 Juli (je 8 Tage), B 12 März, 15 Okt.
 Wien. Am Hof K vom 4 Dez. bis 6 Jan., Stephansplatz 8 Juni (8 Tage).
 Wiener Neustadt, f. Neustadt.
 Wilfersdorf K 28 Jan., 9 Mai, 12 Sept., 21 November.
 Wolterdorf K 25 Jan., 6 Mai, 22 Juli, 14 Okt.
 Ybbs K 19 März, 1 Mai, 10 Aug.

Ober-Österreich und Salzburg.

Braunau K 20, 27 März, 3 April, 12 Juni, 22 Juli, 11 Nov., Wollm 2 Okt., B jeden Dienstag.
 Edelsberg K 24 April, 24 Juni, 25 Nov.
 Efferding K 19 März, 24 Juni, 30 Sept., 30 Nov., B 17 Okt., B 21 März, 27 Juni, Schw 29 Nov.
 Enns K 19 März, 24 Juni, 10 Aug., 11 Nov., (je 2), B 1 Okt.
 Florian, St. K 18 April, 4 Mai, 11 Juni, 21 Dez.
 Freistadt K 25 Jan. (10 Tage), 19 März, 11 Juni, 30 Sept., 25 Nov., B vom 4 März bis 28 Okt. jed. Montag.
 Gmünd K 14 Mai, 19 Nov. (je 14 Tage), B 2 April, 18 Juni, 1 Okt.

Grieskirchen K 25 März, 11 Juni, 10 Aug., 18 Nov., B 12 März, 18 Juni.
 Hallstadt K 8 Mai, 25 Juli, 2 Nov.
 Hitzl K 6 Mai, 6 Dez., B 4 Mai.
 Kremsmünster KB 24 April, 23 Okt.
 Lambach K 19 März, 24 Juni, 21 Sept., 30 Nov., B 8 April, 7 Okt.
 Linz K 29 April, 10 Aug. (je 14 Tage).
 Marien, St. K 25 Jan., 1 Mai, 28 Oktober, 25 Nov.
 Mauthausen KB 4 März, 22 Juli, 15 Okt., K 4 Mai, 6 Dez.
 Peter, St. a. W. K 21 Jan., 20 Mai, 28 Okt.
 Ried K 1 April, 29 Juni, 2 Sept., 6 Dez. (je 6 Tage), B 22 Okt.
 Salzburg K 26 Febr., 23 Sept. (je 14 Tage).

6 Dez., B 4 Febr., 28 Sept., B 23 Febr., 28 Sept., 12 Okt., 18, 30 Nov., Schweinemarkt 21 Dez.
 Schärding K 6, 27 März, 3 Juni, 5 Aug., 11 Nov.
 Steyr K 23 Mai, 17 Juni, 30 Sept. (je 8 Tage), B 17 Okt.
 Tulln K 1 Mai, 24 Juni, 24 Aug., KB 25 Febr., 30 Nov.
 Vöcklamarkt K 19 März, 25 April, 24 Juni, 21 Sept., 28 Okt., 25 Nov.
 Wels K 1 Juni (2 Tage), 14 Sept. (8 Tage), B 7 März, 17 Juni.
 Zwentl (Bezirk) 4 Febr., 22 Juli, KB 11 Nov.

Böhmen.

Bernau KB 11 Febr., 17 Juni, 2 Sept., 4 Nov.
 Bergreichenstein K 27 März, 27 Juni, 17 Sept., 9 Dez.
 Biskow, Neus KB 13 März, 5 Juni, 3 Sept., 9 Okt., 24 Dez.
 Braunau K 25 Febr., 11 Juni, 9 Sept., 2 Dez.
 Budweis K 7 Jan., 24 Juni, 9 September, 11 Nov. Die Jahrmärkte beginnen je 8 Tage vor und enden je 8 Tage nach obigen Hauptmärkten. B je Donnerstags.
 Bunzlau, Jung K 8 Jan., 4 Juni, 20 Aug., 22 Okt., B je tagzuvor.
 Chrutim K 11 März, 8 Mai, 16 Aug., 30 Sept., 4 Dez., B 4, 18 März, 1 April, 3 Juni, 1 Juli, 12 Aug.

Gaaslau K 9 Jan., 18 März, 13 Mai, 1 Juni, 19 Aug., 19 Sept., 21 Okt.
 Eger K 1 April, 24 Juni, 9 Sept., B 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 1 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
 Elbogen K 1 Mai, 4 Sept., 11 Nov.
 Gitschin KB 4 Febr., 13 Mai, 29 Juli, 14 Okt.
 Horitz K 17 Jan., 4, 11 April, 23 Mai, 29 Aug., 3 Okt., 14 Nov.
 Josefsbad K 26 März, 23 Juli, 1 Okt., 10 Dez. (je 2 Tage), B tagzuvor, B 25 Febr., 4 Nov.
 Klatau K 29 Jan., 28 Febr., 23 Mai, 18 Juli, 5 Sept., 21 Nov., B jed. Dienstag u. Freitag von Josep bis Gallus, ferner 19 Apr., 15 Juli, 21 Dez.

Komotau K 18 März, 6 Mai, 8 Juli, 30 Sept., 18 Nov., B 25 Jan., 22 Febr., 29 März, 26 April, 31 Mai, 28 Juni, 26 Juli, 30 Aug., 27 Sept., 25 Okt., 29 Nov., 27 Dez.
 Königgrätz K 8 Jan., 19 März, 18 Juni, 10 Sept. (je 8 Tage), B 21 Jan., 19 März, 23 April, 29 Mai, 17 Juni, 7 Sept.
 Landkron K 8 Jan., 9 April, 11 Juni, 22 Juli, 24 Sept., B tagzuvor, wenn Feiertag, so findet der Viehmarkt bereits am Samstag vorher statt.
 Leipa K 14 März, 17 Okt. (je 2), B 3 April, 26 Juni, 28 August, 13 Nov. (je 2 Tage).
 Leitmeritz K 25 Febr., 20 Mai, 19 August, 18 November.

Seitenischl & 29 Jan., 7 Mai, 5 Sept., 6 Nov.,
W tag zu vor, fällt ein Jahrmarkt auf Montag,
je findet der Viehmarkt am vorhergehenden
Freitag statt.
Mies NB 7 Jan., 6 Mai, 12 Aug., 21 Okt.
Neubaus & 4 März, 4 Juni, 19 Aug., 21 Okt.,
B 20 März, 10 April, 2 Okt., 27 Nov.
Narubitz & 6 Febr., 27 Mai, 6 Sept., 10 Dez.,
WB 11 März, 29 April, 22 Juli, 14 Okt.
Pilsen NB 18 März, 1 Juli, 26 Aug., 18
Nov., Wollm. 1 Juli (8 Tage).
Pilsen NB Schw 10 Jan., 4 April, 18 Juni,
22 Juli, 16 Sept., 18 Nov.
Plan & 16 April 3 Juni, 16 Sept., 21 Dez.,
B 14 Jan., 11 Febr., 11 März, 8 April, 13

Mai, 10 Juni, 8 Juli, 12 Aug., 9 Sept.,
14 Okt., 11 Nov., 9 Dez.
Prag & 4 Febr., 19 März, 16 Mai, 15 Juni,
28 Sept., 6 Dez. (je 10 Tage) nebst 3 Aus-
pads- u. 3 Einpadsfagen, P 29 April, 9 Sept.
Pribram & 4 Febr., 29 April, 21 Juni, 3
Sept., 7 Nov., B 1 Jan., 5 Febr., 5 März,
2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3
Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Ratowitz & 21 März, 22 Mai, 15 Juli, 16
Sept., 6 Nov., 20 Dez. Getreidemarkt jeden
Dienstag.
Reichenberg NBWoll 29 April, 10 Juni (8
Tage), 9 Sept., 21 Okt. (2 Tage), 25 Nov.
(2 Tage).

Nürnberg & 28 Jan., 22 Mai, 19 Aug., NB
10 April, 21 Okt., 11 Dez.
Saaz & 21 Jan., 28 März (zgl. B), 3 Juni,
2 Sept., 18 Nov., Hofmann jeden Donners-
tag im Sept., Okt., Nov. und Dez.
Schludena NB 25 März, 3 Juni, 12 Aug.,
14 Okt.
Strafowitz & 3 Jan., 28 März, 28 Mai, 16
Juli, 3 Sept., 28 Okt., B jed. Mittwoch.
Theresienstadt & 17 Jan. (zgl. B), 22 April,
4 Juli, 30 Sept., B 6 Febr., 3 Apr., 1 Mai,
5 Juni, 7 Aug., 4 Sept., 6 Nov., 4 Dez.
Wittingau & 25 Febr., 1 Mai, 2 Sept., 21
Dez., B vom 25 Febr. bis 21 Dez. jeden
Donnerstag.

Währen und Schlesien.

Mit-Drünn & 1 April, 1 Juli, 21 Oktober,
(je 8 Tage).
Nauertitz 28 Jan., 6 Mai, 29 Juli, 23 Sept.,
25 Nov., WB 21 Sept.
Pietitz & (mit B am 1. Tage) 18 März, 1
Juli, 18 Sept., 11 Dez. (je 3 Tage), Wollm.
22 Mai, 10 Okt.
Brünn & 18 Febr., 13 Mai, 2 Sept., 2 Dez.,
(je 14 Tage mit je 4 Ausradfagen zu vor),
B 2 Jan., 6 Febr., 4 März, 3 April, 27
Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 16 Sept., 2
Okt., 6 Nov., 16 Dez., ferner Mittwoch in
jed. Woche, in welche keiner dieser 12 Pferde-
märkte fällt. Wollm. 2 Juli.
Budwig & 8 Jan., 28 Mai, 30 Juli, 3 Sept.,
22 Okt., 3 Dez., B je tag zu vor.
Dattichig & 21 März, 28 Mai, 13 Aug., 8 Okt.,
10 Dez., B je tag zu vor, B 2 Jan., 6 Febr., 6
20 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7, 19
Aug., 4 Sept., 2, 14 Okt., 6 Nov., 4, 16 Dez.
Eichenitz NB 4 März, 20 Mai, 12 Aug.,
10 Okt., 2 Dez.
Gaya & (mit WB am 1. T.) 5 Febr., 9 April,

18 Juni, 3 Sept., 26 Nov., WB 1 Jan., 2 April,
7 Mai, 2 Juli, 6 Aug., 1 Okt., 3 Dez.
Grabisch & 19 Febr., 14 Mai, 23 Juli, 20
Aug., 12 Nov. (je 3 Tage), B je tag zu vor.
Jägerndorf & 25 März, 9 September, NB 3
Juni, 25 Nov.
Jolau & 28 Febr., 20 Juni, 19 Sept., 28 Nov.,
WB je tag zu vor, Wollm. 30 Mai, 17 Okt.,
Höarn 22 Juni, 23 Nov.
Kremier & 11 März: 27 Mai, 8 Juli, 6 Aug.,
24 Sept., 17 Dez., WB je 8 Tage zu vor,
Wollm. 22 Mai.
Leipnisch & 29 Jan., 28 März, 27 Juni, 6 Aug.,
29 Oktober, H-GarnWB je tag zu vor, P 13,
27 März (je 8).
Littau & 29 Jan., 9 April, 18 Juni, 24
Sept., 3 Dez., H-Garn je tag zu vor, WB je 8
Tage zu vor.
Loßwitz & 8 Jan., 9 April, 2 Juli, 29 Okt.
Melsitzsch, Grobe & 22 Jan., 2, 23 April, 15
Okt., 3 Dez.
Neustadt & 22 Jan., 12 März, 14 Mai, 9 Juli,
3 Sept., 5 Nov., WB je 8 Tage vorher.

Nikolsburg & 5 Febr., 9 April, 4 Juni, 6
Aug., 17 Sept., 3 Nov., B 8 April, 16 Sept.
Olmütz & 7 Jan., 29 April, 15 Juli, 21 Okt.
(je 8 T.), B 12 Juni, 31 Okt., WB Montag
vor jed. Jahrmarkt.
Pleschnitz & 2 April, 28 Mai, 20 Aug., 5 Nov.,
Hads-Garn 1 April, 29 Juli, 21 Okt., 2 Dez.
WB 26 März, 16 April, 21 Mai, 25 Juni,
20 Aug., 22 Okt.
Sternberg & 5 Febr., 7 Mai, 6 Aug., 22 Okt.,
WB je 8 Tage zu vor.
Tscheln & (mit B am crif. Tage) 4 März, 13
Mai, 8 Juli, 9 Sept., 11 Nov. (je 2 T.,
mit B. am 1. Tage) B 23 April.
Troppau NB 28 Jan., 29 April, 29 Juli, 4
Nov. (je 8 Tage), H 30 Nov.
Znoim & 12 Febr., 27 April, 30 April, 25
Juni, 10 Sept., 29 Okt., 10 Dez., WB je
tag zu vor, ferner 20 Mai, 12 Aug., 11 Nov.
Zwittau & 6 Febr., 3 Juli, 28 Aug., 13
Okt., P 31 Jan., 28 März, 6, 27 Juni,
29 Aug., 7 Nov., Wollm. 9, 16, 23 Mai,
5, 12, 19, 26 Sept.

Steiermark, Kärnten u. Krain.

Admont & 4 Febr., NB 7 Okt.
Anna, St. & 1 April, 26 Juli, 28 Aug., 11 Nov.
Kuffee NB 7 Okt.
Brud a. d. Mur & 4 März, 11 Juni, 2 Aug.,
11 Nov.
Eisenitz & 4 März, B 12 Okt.
Fehring NB 4 März, 2 April, 28 Mai, 21
Sept., 21 Dez.
Festitz NB 27 Mai, 21 Sept., 11 Nov.
Feldbach & 25 Jan., 11 März, 1, 25 Mai,
28 Juni, 26 Juli, 24 Sept., 6 Nov., B 6
April, 13 Aug., 8 Okt., 10 Dez.
Grazlau NB 18 Febr., 12 April, 29 Mai, 16 Sept.
Kriechach & 4 Febr., 1 Mai, 24 Aug., 28 Okt.
Kronleiten NB 23 April, 16 Aug., 6 Dez.
Kärntenfeld NB 18 März, 27 Mai, 24 Juni,
28 Aug., 28 Okt., 9 Dez.
Gallen, St. NB 4 März, 17 Okt. (2 Tage), &
11 Juni.
Georgen, St. (Etsching) NB 23 April, 16 Mai,
15 Juli, 21 Sept., 26 Okt.
Gratwein NB 25 März, 30 Sept.
Graz St. Andrä & 30 Nov., Lateminiplatz &

24 Dez., Lendplatz & 30 März, Johrm. 1
Sept. (14 T.) Am Rarven des Schlachthaus
& 30 März, 1 Sept., (WB am 1. Tage des
Jahrm.) Ovrn. jeden Donnerstag, P 3 Jan.,
7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni,
4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5
Dez., Mariabühl u. Lendplatz & 2 Aug.
Judenburg NB 30 Jan., 27 März, 21 Okt.,
& 1 Mai, B 10 Aug.
Klagenfurt NB 20 Mai, 28 Okt. (je 14 T.)
Laibach & 21 Jan., 6 Mai, 1 Juli, 9 Sept.,
18 Nov. (je 6 Tage).
Luttenberg NB 12 März, 23 April, 11 Juni,
31 Juli, 30 Sept., 11 Nov.
Mahrenberg NB 21 Jan., 8 April, 11 Juni,
7 Jan., 4 Febr., 4 März, 1, 10 April, 6 Mai,
3 Juni, 1 Juli, 2 Sept., 7, 24 Okt., 4 Nov.,
2 Dez., Magdalenenwerkst. B 11 März, 22
Juli, 4 Sept.
Mariazell B 21 Aug., 24 Sept.
Mauern & 13 Mai, 7 Okt. (je 2 T.), 25 Nov.

Moeskirchen & 18 April, 1 Mai, 15 Juni, 10
Aug., 30 Sept.
Mürzschlag & 3 Mai, 24 Sept.
Nattersburg & 18 Febr., 18 Juni, 10 Aug.,
15 Nov., B 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April,
2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3
Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Rebichitz NB 25 Febr., 1, 29 April, 25, 27 Mai,
13 Juni, 12 Juli, 24 Aug., 14 Sept.,
30 Nov.
Laffer NB 25 Febr., 18 April, 11, 24 Juni,
24 Aug., 21 Sept., 11 Nov., 21 Dez.
Reitberg NB 12 März, 3 Mai, 24 Aug.,
30 Sept., 28 Okt.
Werternberg & 3 Mai, 12 Aug., 4 Dez.
Wiltzen NB 25 Febr., 23 April, 2, 22 Juli, 30
Sept., 25 Nov.
Windisch-Festitz NB 25 Febr., 19 April, 4 Mai,
25 Juli, 24 Aug., 24 Sept., 28 Okt.
Windisch-Grätz & 25 Jan., 13 Mai, 10 Aug.,
19 Nov., B 16, 30 März, 13 April.

Tirol und Vorarlberg.

Bozen & 7 Jan., 4, 25 März, 22 April, 1
Mai, 1 Juni, 26 Aug., 23 Sept., 4, 30
November, 20 Dez., ferner 6 März, 20 Juni,
9 Sept., 2 Dez. (letzte 4 Märkte dauern je
15 Tage).
Bregenz & 17 Okt., 5 Dez.
Brinen & 4 Febr., 28 März, 29 Apr., 20 Mai,

14 Juni (2), 26 Juli, 30 Sept., 9 Okt.,
11 Nov. (2 Tage), 9, 21 Dez.
Feldkirch & 17 Juni, 23 Sept., 16 Dez.
Hall & 11 März, 13 Mai, 4 Nov.
Inns & 4 Febr., 23 April, 3 Juni, 7, 28 Sept.,
(3 Tage), 7 Nov., 6 Dez.
Kuffstein & 14 Juni (2 Tage), 21 Sept.

Vienn & 1 Febr., 17, 20 April, 1 Mai, 24 Juni, 25
Juli, 31 Aug., 7, 30 Sept., 5, 29 Nov., 21 Dez.
Schwaz & 25 Jan., 16 März, 1 Mai, 14 Okt.
Trient & 21 Jan., 4, 11, 18 Febr., 18, 19 März, 22
April, 3, 20 Mai, 17, 24, 26 Juni (2), 2, 22
Juli, 10, 19, 24 Aug., 16, 21, 30 Sept., 21 Okt.,
18, 26 Nov., 13, 16 Dez.

Ungarn samt Nebenländern, Küstenland und Galizien.

Agram (Kroatien) & 11, 26 April, 13, 20 Juli,
21 Aug., 28 Okt., 9 Dez.
Altenburg f. Ung.-Altenburg.
Arad (Ungarn) & 8 April, 12 Juli (je 14 T.).
Bardó (Ung.) & 11 März, 31 Mai, 9 Sept.,
11 Nov.
Barisfeld (Ung.) & 22 Febr., 19 März, 24
Juni, 2 Sept., 15 Okt., 21 Dez.
Brody (Galizien) & 6 Mai, 30 Okt., Wollm.
26 Aug. (7 Tage).

Debrecin (Ung.) & 17 Jan., 24 April, 15
Aug., 9 Okt.
Dießeg (Ung.) 25 Jan., 19 Febr., 15 April,
7 Mai, 17 Juni, 1 Nov., 30 Dez.
Egerseg (Ungarn) & 1 Jan., 14 Febr., 31
Mai, 15 Juni, 22 Juli, 2 Sept., 16 Okt.,
30 Nov.
Eisenstadt (Ung.) & 25 März, 1 Juli, 23 Sept.
Eperies (Ung.) & 28 Jan., 3 Mai, 17 Juni,
10 Aug., 14 Sept., 30 Nov.

Erlau (Ung.) & 7 Jan., 13 Mai, 17 Juni,
8 Juli, 30 Sept.
Egseg (Slawonien) & 21 Jan., 24 April, 20
Juli, 18 Okt.
Fiume (Kroatien) & 23 April, 24 Juni, 15
Aug., 9 Sept.
Freisau (Ung.) & 22 Jan., 2, 23, 30 April,
15, 25 Juni, 6 Aug., 1, 29 Okt., 17 Dez.
Fünfkirchen (Ung.) & 28 Jan., 3 Juni, 5 Aug.,
25 Nov.

Färeb (Ung.) & 4 Jan., 15 Apr., 13 Juli, 15 Aug.,
 Gran (Ung.) & 11 März, 13 Mai, 5 Aug., 28 Okt.,
 Großwardein (Ung.) & 14 März, 13 Juni, 25
 Sept., 19 Dez.
 Güns (Ung.) & 8 April, 3 Juni, 22 Juli,
 26 Sept., 14 Okt., 2 Dez.
 Kalocsa (Ung.) & 25 Febr., 20 Juni, 15 Aug.,
 30 Nov.
 Konizsa, Große (Ung.) & 4 Febr., 15 April,
 3 Juni, 12 Aug., 15 Okt.
 Karlsburg (Siebenbürgen) & 16 April, 26 Juni,
 26 Juli, 30 Sept., 17 Dez.
 Karlsruh (Kroatien) & 8 Mai, 15 Juni, 25
 Juli, 30 Sept., 21 Dez.
 Kaposvár (Ungarn) & 15 Jan., 16 März, 4
 Sept., 2 Nov.
 Kaschau (Ung.) & 19 Jan., 4 Mai, 1, 22 Juli,
 24 Aug., 24 Sept., 16 Nov.
 Käsmart (Ung.) & 12 März, 18 Juni, 13 Sept.,
 13 Dez.
 Keckemet (Ung.) & 11 März, 6 Mai, 5 Aug.,
 9 Sept., 25 Nov.
 Kitzfe (Ung.) & 21 Jan., 13 Mai, 2 Juli,
 13 Dez.
 Klausenburg (Siebenbürgen) & 9 Jan., 12
 März, 13 Juni, 1 Aug., 1 Nov., Preutsm.
 20 Juli (7 L.), P 27 Juli (3 L.), Schaf
 30 Juli (2 L.).
 Körmend (Ung.) & 2 Febr., 25 März, 24 Juni,
 6 Juli, 24 Aug., 9 Sept., 18 Okt., 11 Nov.,
 13 Dez.
 Kraslau (Galizien) & 23 April, 30 Sept. (je 14
 L.), P 25 März, 1 Okt.
 Kremnitz (Ungarn) & 25 April (2 L.), 2 Aug.,
 4 Okt. (2 L.).

Kreutz (Kroatien) & 21 Jan., 14 Febr., 15 April,
 3 Mai, 11, 27 Juni, 18 Juli, 2 Aug., 14
 Sept., 18 Okt., 11 Nov., 23 Dez.
 Kronstadt (Siebenbürgen) & 27 Juni, 24 Okt. (je 3),
 Kemberg (Galizien) & 21 Jan., 24 Mai (je 4
 Wochen), 10 Juli, 12 Okt. (je 2 Wochen),
 Hauptweiden. 1 Juli (8 L.).
 Leutschau (Ungarn) & 3 Jan., 11 April, 2
 Juli, 17 Okt.
 Lofoncz (Ungarn) & 13 Febr., 6 Mai (ggf. W.),
 20 Juni, 1 Juli, 13 Sept., 9 Dez.
 Lugos (Ung.) & 11 Febr., 10 Mai, 2 Juli, 21 Okt.,
 Mittersdorf (Ungarn) & 15 April, 17 Juni,
 22 Juli, 4 Nov.
 Nöden (Ungarn) & 2 Febr., 6 Mai, 24 Juni,
 24 August, 21 Sept., 11 Nov.
 Neufag (Ungarn) & 20 März, 20 Mai, 10
 Juli, 29 Okt.
 Neufiedel (Ungarn) & 8 April, 22 Juli, 26
 Aug., 14 Okt., 2 Dez.
 Neutra (Ungarn) & 10 Jan., 25 März, 18
 April, 25 Mai, 2 Juli, 15 Aug., 18 Okt.,
 21 Dez.
 Ebenburg (Ungarn) & 11 März, 6 Mai, 26
 Aug., 18 Nov.
 Ofen (Ungarn) & 1 März, 27 Juni, 14 Sept.,
 30 Nov.
 Paps (Ungarn) & 29 Jan., 26 März, 18 Juni,
 2 Juli, 6 Aug., 10 Sept., 10 Dez.
 Pest (Ungarn) & 19 März, 8 Juni, 29 Aug.,
 15 Nov. Der Markt dauert 14 Tage und
 fängt Montag in der vorhergehenden Woche
 mit dem Vormarkte im großen an. In der
 Woche der Martintermie Sonntag und Monats-
 tag; in Pferde- und Viehmarkt. Der große

Viehmarkt ist in der Vormarktswoche und nur
 dreimal im Jahre, nämlich in den Medardus-,
 Johannis- und Leopoldi-Vormärkten.
 Peterwardein (Slavonien) & 1 Juli, 21 Sept.,
 11 Nov.
 Pöling (Ungarn) & 6 Febr., 23 April, 10 Juni,
 22 Juli, 22 Aug., 4 Okt., 25 Nov.
 Pressburg (Ungarn) & 21 Jan., 1 April, 30
 Mai, 2 Juli, 10 Aug., 30 Sept., 6 Dez.
 Raab (Ungarn) & 14 Jan., 15 April, 17 Juni,
 22 Juli, 9 Sept., 25 Nov.
 Sander (Galizien) & jeden Donnerstag.
 Schemnitz (Ungarn) & 11 März, 10 Juni, 16
 Sept., 16 Dez. (je 1 Woche).
 Steinmanger (Ungarn) & 25 Febr., 24 April,
 17 Juni, 9 Sept., 30 Nov.
 Stuhlweissenburg (Ungarn) & 12 März, 23 April,
 25 Juni, 20 Aug., 22 Okt.
 Szalas-Gerzseg (Ungarn) & 14 Febr., 8 April,
 1 Mai, 10 Juni, 22 Juli, 9 Sept., 28 Okt.,
 30 Nov., 28 Dez.
 Szegedin (Ungarn) & am Tage Georg und
 Gerual nach altem Kalender, 31 Juli, 30 Nov.
 Szolnok (Ungarn) & 25 Febr., 27 Mai, 30
 Sept., 4 Nov.
 Temesvár (Ungarn) & 18 März, 27 Mai, 30
 Sept., 16 Dez.
 Torma (Ungarn) & 22 Jan., 11 März, 24
 April, 15 Juni, 25 Juli, 16 Sept., 28 Okt.,
 27 Nov.
 Ungarische-Altenburg & 8 Jan., 6 Mai, 5 Aug.,
 21 Sept., 28 Okt.
 Bieselburg (Ungarn) & 2 April, 13 Juli, 4
 Okt., 21 Dez.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Allgemeines Deutsches Kommersbuch.

Unter musikalischer Redaktion von Fr. Silber und Fr. Erk. 32. Auflage. Vermehrt durch eine größere
 Anzahl neuer Lieder, worunter viele Schiffslieder mit Originalmelodien von Franz Abt, Fr. Kücken, Vinz.
 Lachner, Karl Jsenmann, sowie fünf preisgekrönte Lieder mit Originalkompositionen. Preis gebestet 2 M 75 S.
 in Leinwand geb. 3 M 50 S., bezugleich mit Biernägeln 3 M 80 S., in Cassianleder geb. 4 M 50 S.,
 bezugleich mit Biernägeln 4 M 80 S., in Original-Pergamenteinbänden mit künstlerisch ausgeführten
 Deckenzeichnungen von Ferd. Wagner, V. Grot-Johann und O. Ranken à 4 M., bezugleich mit Biernägeln
 4 M 30 S., von Karl Haag, in Leinwand 3 M 70 S mit Biernägeln 4 M., in Alligatorleder mit Nidelbeschlagen 12 M.
 In preisgekrönten Original-Einbanddecken: von Hermanns und Riemann, in Leinwand 3 M 80 S., mit Biernägeln
 4 M 30 S., in Pergament 4 M 30 S., mit Biernägeln 4 M 80 S., von Ad. Schmitz, in Leinwand 3 M 70 S., mit
 Biernägeln 4 M.

Scheffel-Album.

Lieder aus dem Engern und Weitem mit Klavierbegleitung.

Preis gebestet 2 M. 50 Pfg., geb. 3 M.

Die Melodien sind teils neu, teils durch das Kommersbuch gründlich eingebürgert.

Inhalt: Alttheidelberg, du feine; Melodie von Zimmermann. Alttheidelberg, du feine; L. Liebe.
 Wohlau, die Luft; V. E. Becker. Waltsch, Volksweise. Mailed; Es hat nicht sollen sein; Lachner.
 Der fünfundsechziger; Fr. Kücken. Ausfahrt; Lachner. Am Grenzwall; Abt. Bei Sendling; Jsenmann.
 Hildebrand; Abt. Perle; Gruwe. Enderle von Ketsch; Hering. Die Centoburaer Schlacht. — Lieder vom
 Rodenstein; Drei Dörfer; Appel. Pfändung; Guth. Der Knapp; Abt. Das wilde Heer; Hering. Ubersall;
 Fahndung; Rodensteins Ritt zum Mond; Rodensteins Auszug; Hering. — Maulbronner Fuge; Kücken. Festlied
 zum Jubiläum der Hochschule Heidelberg; Lachner.

Der Liebe Lust und Leid.

Alte und neue Volkslieder

zweistimmig gesetzt und herausgegeben von J. Heinrich Lüchel.
Preis kart. 50 Pfg.

Inhalt des erzählenden Teils.

	Seite		Seite
Der schwarze Lenz. Mit 5 Bildern von Erdmann Wagner	1	Tante Lorch. Mit 4 Bildern von Erdmann Wagner	43
Vorgebeugt. Von Wilh. Fischer. Mit 2 Bildern von Aug. H. Plinke	7	Herr Rager. Illustriert von C. Becker	51
Diplomatisches Rezept. Illustriert von C. Becker	9	Auf flüchtigem Skida. Von E. v. Wald-Zedtwig. Mit 6 Bildern von B. Claudius	53
Sechzbruders Nachtlager. Von Otto Wisfert. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner	11	Der Onkel auf Freiersfüßen. Erzählung von Gust. Höcker. Mit 4 Bildern von Erdmann Wagner	67
Besperstündchen. Mit 4 Bildern von L. Bechstein	13	Ein Trinkspruch. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1850. Mit 2 Bildern von Karl Susenbeth	75
Ein Sozialdemokrat. Illustriert von C. Becker	20	Lebensrettungen. Von Wilh. Fischer. Mit 5 Bildern von Aug. H. Plinke	77
Über Erziehung zur Einfachheit. Eine Laienpredigt. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner	21	Ein Zeugenverhör. Von Wilh. Fischer. Illustriert von Aug. H. Plinke	83
Wer sich selbst erniedrigt. Eine lehrreiche Historie. Mit 5 Bildern von C. Becker	25	Von Kaiser Wilhelm I. Mit 3 Bildern von C. Becker	85
Ein dankbares Gemüt. Illustriert von Aug. H. Plinke	32	Von Kaiser Friedrich. Mit 2 Bildern von C. Becker	88
Die Geschichte einer Schneeflocke. Mit 2 Bildern von Aug. H. Plinke	34	Von Kaiser Wilhelm II. Mit Porträt	90
Das erste deutsche Reichswaisenhaus.	35	Weltbegebenheiten. Illustriert von C. Becker	92
Eine Arbeiterfamilie. Humoreske von A. v. Winterfeld. Mit 4 Bildern von A. v. Höpfer	37		

13 30724 9 031

BLB Karlsruhe

Im Verlage von Moritz Schauenburg in Frankfurt a. M. und Tahr ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch.

Unter musikalischer Redaktion von Fr. Slicher und Fr. Eck. 32. Auflage. Vermehrt durch eine größere Anzahl neuer Lieder, worunter viele Schöffelsche mit Originalmelodien von Franz Abt, F. Rücken, Vinz. Lachner, C. Fienmann, sowie fünf preisgekrönte Lieder mit Originalkompositionen.

Die Preise sind: Geheftet 2 M. 75 S., in Leinwand geb. 3 M. 50 S., desgl. mit Viernägeln 3 M. 80 S., in Saffianleder geb. 4 M. 50 S., desgl. mit Viernägeln 4 M. 80 S., in Original-Pergamenteinbänden mit künstlerisch ausgeführten Deckenzeichnungen von B. Grot-Johann, H. Janzen und Ferd. Wagner à 4 M., desgl. mit Viernägeln 4 M. 30 S., von Karl Haag, in Leinwand geb. 3 M. 70 S., mit Viernägeln 4 M., in Alligatorleder mit Nidelbeschlägen 12 M., in preisgekrönten Original-Einbanddecken von Hermanns und Kiemann, in Leinwand geb. 3 M. 80 S., mit Viernägeln 4 M. 30 S., in Pergament 4 M. 30 S., mit Viernägeln 4 M. 80 S., von Ad. Schmitz, in Leinwand geb. 3 M. 70 S., mit Viernägeln 4 M.

Kommers-Abende.

Die Lieder des Allgemeinen Deutschen Kommersbuches mit Klavierbegleitung.

Bis jetzt erschienen 12 Abende. Preis à 1 M. 6 Abende bilden einen Band, Preis geheftet 6 M., geb. 7 M.

Scheffel-Album.

Lieder aus dem Engern und Weikern mit Klavierbegleitung.

Preis geheftet 2 M. 50 S., geb. 3 M.

Die Melodien sind teils neu, teils durch das Kommersbuch gründlich eingebürgert.

Inhalt: Alttheidelberg, du feine, Melodie von Zimmermann. Alttheidelberg, du feine, L. Liebe. Wohltauf, die Luft, V. E. Becker. Waldfisch, Volksweise. Maifest, Es hat nicht sollen sein, Lachner. Der Fünfundsechziger, Fr. Kücken. Ausfahrt, Lachner. Am Grenzwall, Abt. Bei Sendling, Fienmann. Hildebrand, Abt. Perles, Grulwe. Endecke von Ketsch, Hering. Die Teutoburger Schlacht. — Lieder vom Rodenstein: Drei Dörfer, Appet. Pfandung, Gutj. Der Knapp, Abt. Das wilde Heer, Hering. Überfall, Fahndung, Rodensteins Ritt zum Mond, Rodensteins Auszug, Hering. — Maulbronner Hufe, Kücken. Festlied zum Jubiläum der Hochschule Heidelberg, Lachner.

Einzellieder der Kommerz-Abende

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung à 50 Pfennig.

1. Alttheidelberg. Lied von Adolf Müller, komponiert von Vinzenz Lachner.
2. Alttheidelberg, du feine. Lied von Paul Möbius, komponiert von Ludwig Liebe.
3. Alttheidelberg, du feine. J. B. von Scheffels Lied des Trompeters von Säckingen, komponiert von A. Zimmermann.
4. Am Rhein. Preisgedicht von Frida Schanz, Preis-komposition von Adolf Laue.
5. Filia hospitalis. Preisgedicht von Dr. Otto Kamp, Preis-komposition von Otto Lob.
6. Für Ehre, Freiheit, Vaterland. Preisgedicht von Karl Schacko, Preis-komposition von Herm. Schreyer.
7. Gruß der „Alten Semester“ beim Wiedersehen Heidelbergs. Lied von Otto Weddigen, komponiert von Vinzenz Lachner.
8. Heidelberger Alte-Herren-Lied. Von Karl Bartsch, komponiert von J. E. Becker.
9. Heidelberger Burschengebet. Lied von Julius Gehlhofen, komponiert von Vinzenz Lachner.
10. Hundert Semester. Preisgedicht von Adolf Katsch, Preis-komposition von Adolf Schlieben.
11. Ich weiß einen Helden. Komponiert v. Vinzenz Lachner.
12. Die Lindenwirtin. Lied von Rudolf Baumbach, komponiert von Franz Abt.
13. Perles. Lied von J. B. von Scheffel, Preis-komposition von Stephan Grulwe.
14. Rückkehr des alten Studenten. Lied von Friedr. Percy Weber, komponiert von Vinzenz Lachner.
15. Wein her! Lied von Rudolf Baumbach, komponiert von Franz Abt.
16. Weltgeschichte. Preisgedicht von W. Kleefeld, Preis-komposition von Ludwig Liebe.
17. Wohltauf, die Luft geht frisch und rein. J. B. von Scheffels Lied fahrender Schüler, komponiert von V. E. Becker.
18. Zu Heidelberg auf den Gassen. Lied von Julius Wolff, komponiert von Vinzenz Lachner.
19. Es hat nicht sollen sein. Lied von J. B. von Scheffel, komponiert von Vinzenz Lachner.
20. Nothaarig ist mein Schäuflein. Lied von Julius Wolff, komponiert von Vinzenz Lachner.
21. Ein Vöglein wohnt im Laube. Gedicht von Rudolf Baumbach, komponiert von Vinzenz Lachner.